Hochwalds-Geschichten.

Gegründet 1850.

Vorbemerkung.

Als Literatur wurde Friedrich Bernau's „Böhmerwald," ein illustrirtes Prachtwerk im Verlage von J. Otto in Prag, benützt. Dies ist ein in Lieferungen erscheinendes Werk, welches wir Jedermann empfehlen können, der sich für die malerischen Schönheiten des Bayer- und Böhmerwaldes interessirt. Außerdem entnahmen wir hier, wie in früheren Werken, manche dankenswerthe Notizen dem „Führer durch den Böhmerwald" (herausgegeben vom deutschen Böhmerwaldbunde, Budweis, L. E. Hansen's Buchhandlung), dem „Führer durch den Bayerwald" von Jos. Mayenberg (Passau, M. Waldbaur'sche Buchhandlung), dem „Böhmerwald" von Dr. Moritz Willkomm (Prag, Carl Bellmann's Verlag), dem „Bayerwald" von Heinrich Reder (Regensburg, Pustet 1861), sowie J. Schlicht's trefflichem „Bayrisch Land und Volk," was wir hier gerne nochmals konstatiren möchten.

Der Verfasser.

Zum Dialekte.

Durch **aa** ist das hohe, helle a ausgedrückt. Dieses **aa** wird in der Regel statt **au**, **auch** und ä, oft auch für andere Doppellaute und Vokale gesetzt. So heißt es statt: ich ging — i gaang; die ursprünglich mit diesem Doppellaute geschriebenen Wörter behalten jedoch ihre gewöhnliche tiefe Betonung. Das einfache **a** und **an'** steht statt des unbestimmten Artikels **ein** oder **einen**, und **da** statt des bestimmten **der**, wobei das **a** überall hochtönig ist. **Da** und **ma** wird auch statt **Dir** und **mir** gebraucht. Z. B.: Sag ma, i glaab da (Sag mir, ich glaub dir). Die durch Apostroph gekürzten Wörter mei', dei', sei', scho', no', ma' ꝛc. (mein, dein, sein, schon, noch, man) sind mit einem Nasallaute auszusprechen, ähnlich wie das französische non. D. V.

Hochwalds-Geschichten

aus dem

Bayerisch-Böhmischen Grenzgebirge

von

Maximilian Schmidt.

Der Mauthner-Flank. — Im Herzen des Waldes.

Jena,
Hermann Costenoble.
1891.

Der Mauthner-Flank.

I.

Das südöstliche Gebiet des bayerisch-böhmischen Waldes, das Dreisesselgebirge, ragt als ein mächtiger Wall empor, welcher mit ziemlich gleicher, etwa 1300 Meter hoher Kammhöhe südostwärts streichend sich von Frauenau in Bayern bis gegen den Paß von Glöckelberg erstreckt. Dieses durchweg mit prächtigem Hochwalde bestockte, die Wasserscheide zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meere bildende Gebirge ist aus Granit zusammengesetzt und über und über mit Granitblöcken bestreut. Aus übereinandergethürmten Riesenblöcken dieses Gesteins bestehen auch die den Gebirgswall nur wenig überragenden Gipfel, der Dreisesselstein, der Hohenstein, der bayerische und böhmische Blöckenstein und der Hochfichtl.

Gegen Bayern hin begrenzt dieser Gebirgszug eine der eigenthümlichsten Gegenden des bayerischen Waldes, nämlich die sogenannte „Neue Welt," welche an den Ufern der bei Frauenau am Dreisessel entspringenden Michel, etwa drei Stunden im Geviert haltend, sich

ausbreitet und in zwei Pfarrgebiete zerfällt, welche den Kern der gesammten Weiler und Einzelhöfe bei den Kirchen zu Breitenberg und Neureichenau bilden.

Dieser Grenzbezirk war im vorigen Jahrhundert noch eine völlige Wildniß, die nur dann und wann der Fuß des Holzhauers, des Jägers oder eines an der Grenze hinschleichenden Schmugglers betrat. Begünstigt von den Fürstbischöfen von Passau rodeten die von allen Seiten hergewanderten Ansiedler die ausgedehnte Wildniß aus und machten den Bezirk urbar, so daß er heutzutage als einer der gefälligsten und wohlgepflegtesten gilt. Gegenwärtig zählt die Bevölkerung der „Neuen Welt" über 8000 Seelen. Die namhaftesten Kolonien sind außer Breitenberg und Neureichenau „Klafferstraß" und die weitverstreuten „Lackenhäuser" am Fuße des Dreisessels, hart an der Grenze.

Die Neuweltler sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, insbesondere ist das weibliche Geschlecht von der Natur freigebig mit allen Reizen und den gefälligsten Zügen ausgestattet. Sie sind gute Arbeiter von aushaltender Kraft, haben ein treffliches Gemüth und zeichnen sich durch große Ehrlichkeit aus. Nur an der Grenze blüht der Schleichhandel, in dem das Volk kein Verbrechen erkennt und den es mit Eifer und Muth bis zum Aeußersten betreibt.

Die Bauern werden hier, je nach der Größe ihres Besitzes, Groß-, Mittel- oder Kleinhäusler benannt. Statt der Dienstboten arbeiten die sogenannten „Inleute", deren ein größerer Bauer oft zwei bis drei

Familien besitzt. Sie wohnen in den diesen Bauern gehörigen „Inhäuseln“ und erhalten etliche „Strähne“ (Streifen) Ackerlandes zugewiesen, die ihnen der Bauer mit Flachs, Kraut, Kartoffeln und Anderem bebaut. Diese Inleute arbeiten für ihren Bauer in ständigem Tagelohn, wofür sie zur Zeit dieser Erzählung (1832) etwa vier Kreuzer Lohn und die Kost erhielten. Sie haben übrigens Alle noch einen Nebenverdienst und sind während der Winterszeit fast alle Spinner und Weber.

Der Winter währt hier sehr lange und nur ein kurzer Sommer ist dieser Gegend beschieden. Trotz ihrer Weltabgeschiedenheit herrscht aber in der Neuwelt ein reges Leben. Jeder Tag bringt Neues, zumal an der „Graniz“ (Grenze) in der Nähe von Zollämtern.

Dreht sich in der Stadt der sogenannte Klatsch meist um Theater, Konzerte und Politik, so bilden hier die Hauptunterhaltung der rege, erlaubte und nicht erlaubte Handel hinüber und herüber, die Jagd, die Wilderei und die Passanten.

Heute aber, an einem prächtigen Hochsommerabend, beschäftigten noch andere Vorkommnisse die Gäste auf der Kegelbahn an der Klafferstraße, einem Wirthshause an dem vom österreichischen Orte Klaffer nach Waldkirchen führenden Wege. Hauptsächlich besprach man das morgen stattfindende Jakobi-Bergfest auf dem Dreisessel, den sogenannten „Hirtenkirta,“ wozu von allen Seiten Bergfahrer herankamen, von denen schon viele heute anlangten, um in den Gasthäusern am Fuße des Gebirges Nachtherberge zu nehmen.

So war auch das Wirthshaus „Zur Klafferstraß“ mit dem daranstoßenden schattigen Garten schon ziemlich mit Touristen besetzt, während auf der Kegelbahn jenseits der Straße nur etliche Gäste ihr Spiel machten. Diese Gäste bestanden aus einigen Scheiterhauern (Holzarbeitern), die wegen des morgigen Feiertages von dem Hochwalde, wo sie in der Regel die ganze Woche über verweilen, herabgekommen waren und sich vor der Rückkehr zu ihren Familien noch hier an gutem Jandelsbrunner Gebräu stärken wollten, aus einem aus Böhmen herübergekommenen, mit Glasperlen handelnden Hausirer, dem Federnwastl, so genannt, weil er seinen Hut ringsum mit farbigen Federn geschmückt hatte, und einem Inhäuslerssohn aus dem nahen Penzenhofe, genannt der Frischmichl.

Dieser gab sich zwar auch für einen Hochwaldarbeiter aus, aber er galt für einen der eifrigsten Schmuggler und Wilderer in der Umgegend. Der etwa siebenundzwanzigjährige Bursche trug nach der Sitte der Neuweltler Spenser und Hose aus blauem Zwirnzeug, Holzschuhe und einen alten, runden Filzhut. Aus seinem dunkelfarbigen, glatt rasirten Gesichte mit stumpfer Nase blickten zwei große, bald wild aufblitzende, bald wieder sanft blickende Augen, und die braunen Haare hingen ihm wirr über Stirn und Nacken.

Den Frischmichl sah man nur selten arbeiten, aber er hatte fast immer Geld in seinem ledernen Beutel und kümmerte sich blutwenig darum, ob er im Spiele gewann oder verlor. Seine Aufmerksamkeit war haupt-

sächlich der zwischen der Kegelbahn und dem Gasthause vorüberfahrenden Straße zugewandt. Da war für ihn nichts ohne Bedeutung; jedem Vorübergehenden blickte er lauernd nach, besonders aufmerksam aber verfolgte er die Jäger oder die Grenzaufseher, welch letztere, von Breitenberg, vom Mauthhause oder den Lackenhäusern kommend, häufig der Weg hier vorüberführte. Nur hier und da sah er aufmerksam nach dem böhmischen Hausirer. Aus dessen ihm wohlbekannten, von den andern aber unbeachteten Zeichen hatte er eine wichtige Botschaft zu empfangen, doch war hier nicht der Platz zu geheimen Abmachungen.

Der Wirth, in langer Hose, weißem Schurz, die aus Buchenschwamm verfertigte, grün eingefaßte Zunderhaube auf dem Kopfe, trug in gläsernen Maßkrügen das Bier heran. Er stellte soeben dem Michl einen solchen hin mit dem Wunsche: „G'segn's Gott!"

Michl, der, bis ihn die Reihe zum Kegeln wieder traf, von den andern entfernt stand und in die Landschaft hinausblickte, erwiderte nicht.

Deshalb sagte der Wirth leise: „Deine Gedanken, vermoan i, san heunt aa mehr droben im Hochwald als beim Kegeln. Wennst da oben nöd besser treffest, als auf meiner Kegelbahn, hätt's privatisirn bald an' End."

„Bin i dir was schuldi?" fragte Michl, dem Wirth einen bösen Blick zuwerfend. „Wennst nomal an' solchen Verdacht aussprichst, verkehr i d' Klafferstraß und geh auffi zum ‚Rosenberger'."

„Ge, z'wegn dem oanzigen Wörtl magst jetzt glei

so sirri sein!“ entgegnete der Wirth begütigend. „I sag nix mehr, i denk mirs halt.“

„Du hast dir aa nix z' denken über mi,“ entgegnete verdrossen der andere.

„No, so denk i mir halt über andere was, vielleicht über d' Mauthner Lori.“

„Red nöd von der,“ versetzte Michl erröthend, „und lach nöd. I bin koa' Pfund Lumpen werth, i woaß 's. Nix is mir heili auf der Welt, i veracht' alles; aber oans gibts für mi, für dös i hundert Leben gebet, wenns sei' müaßt, oans is 's, dös mi halt, wenn i vermoan, es is alles aus', und dös is 's Mauthner Deandl. Neamd woaß 's, als du, Wirth; nöd amal 's Deandl. Gottlob, daß sie's nöd woaß!“

„Ja no', i hon's aa nur auf ganz bsundere Art erfahrn,“ versetzte der Wirth. „Es war im Auswärts, in derseln Nacht wie r i di vor meiner Thür troffen hon, dahetzt wie r an' Hirsch, koan Schnaufer hast mehr kriegt und wie r i di einigschloaft hon in d' Kammer, hast gmoant, es geht an's Sterben.“

„Wär i gstorben! Koa Katz hätt' nach mir gschrie'n.“

„Andern Tags hats ghoaßen, im Blöckenstoana Hochwald is a mächtiga Bär von an' Wilderer daschossn worn,*) aber d' Forstleut san dazua kömma, der

*) Es war der letzte Bär, der 1832 in diesem Revier erlegt wurde. Es kamen aber von den fürstlich Schwarzenbergischen Waldungen an der Nordseite des Blöckenstein noch öfters Bären in's bayerische Gebiet herüber. Den letzten spürte man 1852.

Wilderer hat Reißaus gnomma und 'n Första sei' Sohn hat eam a Kugel anstatt an' Schußgeld vermoant. Troffa hat er'n nöd, dagegen hätt' 'n Wilderer sei' Schuß bald a Hoamet gfunden. Wer's gwen is, neamd woaß's."

„I nöd!" fiel Michl rasch ein.

„Wer red't denn von dir?" sagte der Wirth mit einem Anflug von Spott. „Die Sach is nöd weita kemma, troffen hat der Wilderer nöd und was Gwiß's hams halt nöd gwußt. Der Bär hat 354 Pfund im Gwicht g'habt und d' Haut und 's Fett hätt'n ela (viel) Thaler einbracht."

„Alle Toifl! Red nimmer davo'!" sagte Michl erregt und sich mit der Hand durch die Haare fahrend.

„Dei Krankeт hat mit dera Sach nixi z'thuan g'habt," meinte dann der Wirth schmunzelnd.

„G'wiß nöd! versicherte Michl."

„Wie 's hat sein wolln, is andern Tags, es is der Palmsunnta gwen, d' Mauthner Lori zu uns auffa kömma, ehvor 's auf Breitenberg in d' Kirch is. Der hon i 's anvertraut, wie schlecht daß d' dran bist, weil i ja woaß, was für große Stück daß 's auf di halt. Schnell is 's hoam und hat Essenzen, an' Holbasaft (Himbeersaft) und was woaß i, all's daherbracht und kurzum, in zwoamal vierazwanz'g Stund bist wieder g'sund gwen."

„Sollt i nöd g'sund wern, wenn mir dös heili Deandl selm d' Sach bringt?"

„Aber warum is 's denn geg'n di so barmherzi? Was hast ihr denn tho?"

„I? Nix hon ihr tho' — und dennast ebbas. I erzähl dir's nacha," sagte Michl, denn in diesem Augenblick wurde er zum Kegelspiel gerufen.

Er warf mit großer Gleichgültigkeit seine Kugel hinaus und fehlte. Ebenso gleichgültig warf er, als der verlierende Theil, sein Geldstück hin und sagte:

„Spielts ohne mi weiter. I hon heut koan Geist zum Kegelscheiben."

Die anderen begannen ein neues Spiel und Michl unterhielt sich an einem Tische abseits mit dem Wirthe. Dieser war neugierig, von dem Burschen weiteres zu hören. Er nahm daher das vorige Gespräch wieder auf.

„Von der Lori ihran Bruada, 'n Mauthner Rudi hört ma' ja gar nix mehr. Wo wird si' der umananda treibn."

„Woaß's i?" entgegnete der Bursche. „Oft muaß i an eam denken — leicht, daß er nimmer lebt. Es traamt mir so oft von eam und von die Lebendigen traamt mir sunst selten."

„Aber daß er aa so gaach furt is!" versetzte der Wirth. „Es hat ja nix dafür könna für dös Unglück von seina Schwester!"

„Ja, no, du woaßt ja, was der Mauthner für a hitziger Herr is und dem is er halt davo. Von jeher hat er 'n Rudi grad wia r an' Hund behandelt. Wir san und bleibn die besten Spezln. Wie oft is er nöd gstrixt worn, weil er nöd von mir lassen hat, weil i grad an' arma Inhäuslerssuhn bin! Aber wir ham

zamghalten wie Stahl und Eisen. Mi hat dös aa verbittert, daß mi mei' Armuth a so schändt, und dös is viel dran schuld, daß i mi mit G'walt über dös miserable Schicksal wegg'setzt hon. Du woaßt, was i moan."

„I kann mir's denken," versetzte der Wirth. „Der Rudi is z'erst in d' Studie kömma auf Passau; da hat si' aber nöd viel außa gschaut."

„Dös Lateinisch is eam halt nöd handsam gwen, und weil er amal a Halbe Bier in an' Wirthshaus trunken hat, hams 'n davong'jagt. Da is der Mauthner ganz rabiat worn. Schandvoll hat er 'n behandelt. In Breitenberg ham grad Komödianten gspielt; 'n Rudi hat dös gfalln und wie 's an' etli Tag furt warn, Oesterreich zua, is er marschaus eahna nachi und is Komödiant worn."

„Wie 's 'n zum Militär troffen hat, is er wieder hoam kömma. Da hat er schon ausgsehn, wie r a rechta Flank; da hat sei' Vata nöd stolz sein könna," ergänzte der Wirth.

„Zu an' schön' Gwanta g'hört a Geld und dös is bei die Komödianten, die umananda vagirn in der Welt, nöd dahoamt," versetzte Michl. „Der Rudi hat si' richti einigespielt und hat einrucken müaßen. Mein Gott! Da is 's eam erst recht schlecht ganga, als Gmoana. Ausghalten hat er 's ja die drei Jahr, aber halt 'n Arrest hat er kenna g'lernt, wie nöd leicht oana. Er hat halt auf sei' Klüftl (Kleider) koa' Acht gebn, Schlechts hat er nix tho'."

„Wie r er hoamkömma is gen Weihnachten, da

hat er aa recht verlumpt ausg'sehn. Des seids ja da gwen bei mir. Aber am andern Tag is er schon wieder auf und davon," warf der Wirth ein.

„D' Ursach is leicht zum errathen. Er hat von Passau a Pistoln mitbracht für sein Vatern zum Christkindl — lauter Lohnwachen hat er brennt (gehalten), um 's Geldei zamz'sparen. Am heilin Abend lad't er die Pistoln und wie 's sein will, kimmt sei' Schwester dahinter, sie woaß nöd, daß 's g'laden is, der Schuß geht los und sie fallt wie todt um. Der Rudi kimmt dazua und wie er dös Unglück sieht, von dem d' Schuld wieder nur eam trifft, weil er ja d' Pistoln hoambracht hat, kriegt er halt Angst vor der Wuth von sein' Vatern und da is er auf und davon, neamd woaß, wohin. Der Schwester is 's recht schlecht ganga, der Fuaß is scho' ganz brandi worn, koa Mensch hat mehr glaubt, daß 's wieder wird. Da hat mir mei' Muatta a Salben geb'n aus lauter guate Kräutln. Geh ummi zum Mauthner Deandl, hat's g'sagt, bring ihr die Salben, sie soll d' Wunden damit einschmiern. Und i hon ihr 's bracht. Und von Stund an is der Brand zurücktreten, d' Wunden hat 's Heilen ang'fangt und heut is 's Deandl frisch und g'sund bis auf a kloans weng daß 's hinken muaß. Ihr erster Ausgang is zu meiner Muatta gwen. So schön hat's ihr dankt! Und da hat's aa mir d' Hand gebn und hat mi so liab ang'schaut, so, i woaß gar nöd, wia; aber seit dera Zeit vergiß i die Augen nimmer und vergiß dös Deandl nimmer."

„Ah so", versetzte der Wirth, „iatz is 's mir erklärli, warum 's gar so b'sorgt gwen is um di und daß 's es so g'freut hat, wie's g'hört hat, daß d' wieder g'sund bist."

„Wirth," sagte Michl leise, „i bin a Lump, i woaß 's; aber dös Deandl könnt mi zu an' rechtschaffna Menschen machen, wenn —"

In diesem Augenblick kam der Pechhannes in die Kegelbahn. Sein aus ungebleichtem Leinen bestehender Anzug war äußerst schmutzig. Er hatte eine alte, abgenützte Zipfelmütze auf dem Kopfe und den Sack auf dem Rücken.

„Jeß, der Pechfink!" riefen die Gäste; „iatz wird 's gschmirt."

„Dös wird 's!" entgegnete der schmierige Ankömmling mit einer gewissen erzwungenen Freundlichkeit, die sich in seinem von langen Bartstacheln bedeckten Gesichte mit den habgierigen Augen geradezu widerlich ausnahm. „Aber mitspieln müaßts mi und gwinna müaßts mi lassen — viel gwinna — nacha erzähl enk was Nuis."

„Dös wird was gscheids sein!" meinten die Andern.

„Was gscheids is 's nöd," erwiderte Hannes, „aber es wird enk dennast verinteressiren, bsunders 'n Frisch durt. Also, daß 's es wißts: der Mauthner-Flank is wieder da!"

„Der Mauthner-Flank!" riefen Alle, bis auf Michl, in dessen Gesicht ein freudiger Strahl aufblitzte.

„Wennst vom Mauthner-Suhn red'st, so nennst 'n beim rechten Nama," sagte er dann heftig. „Rudi hoaßt er, nöd Flank; und iatz sag, wo hast 'n gsehn?"

„Draußen am Sonningersteig. Glei hon i 'n da= kennt, wenn er aa voller Bart is und aussiehgt, wie r a verlumpter Handwerksbursch. Er hat mir nöd stand ghalten, wie r i 'n ang'red't hon, er is Broatenberg zua. I hon's wohl gsehn, daß er 'n Ort umgeht und auf an' Sprung in 'n Freithof eini is. Wenn i mi nöd g'irrt hon, sitzt er iatz unter der großen Linden obern Mauthhaus. Er wird eam halt denken, die Freud kimmt sein Vatern allemal no' früah gnua. Zum Grüaß Gott wart' er besser d'Nacht ab."

„Wirth, mei' Zech zahl i, wenn i wieder kimm!" rief jetzt der Frischmichl, gab dem Federnwastl einen bedeutungsvollen Wink und eilte quer ab von der Straße dem Platze zu, welchen der Pechhannes bezeichnet.

Die Zurückgebliebenen aber setzten das Gespräch fort.

„Wer is denn der Mauthner=Flank?" fragte der Hausirer.

„Ja no' — halt a Flank, a Lump, der ninderst guat thuat," erwiderte der Pechhannes.

„Daß doch oa' Lump so gschwind an' Stoa' auf den andern werfen mag!" sagte jetzt der Wirth, halb im Spaß, halb im Ernst.

„Du, hab Respekt vor mein Alter!" entgegnete der Pechler. I feier scho' bald mei' vierz'gjahrigs Jubiläum als Pechler und —"

„Als no ebbas," ergänzte der Wirth. „Sags liaba nöd."

„Wennst nöd manierli bist, Wirth, so künd i dir mei' Kundschaft!" erwiderte lachend Hannes; „nacha kannst schaugn, wie die Kreidenstrichln awakömma von

deiner Wirthstafel. Aber daß ma gscheid reden, der Mauthner-Bua is da, in allem Ernst. Da wirds wieder lusti wern, wenn der d' Zupfgeigen spielt zu unsere Gsangln. Laß frische Soatn (Saiten) aufziagn, Wirth, nacha hörst mi aa wieder singa."

Und da ihm der Wirth den gläsernen Maßkrug brachte, sang er auch ohne Zupfgeige:

Da hint bin i vüra,
Wo d' Sunn so schö' scheint,
Wo Summa und Winta
Koa' Fenster a'leihnt (aufthaut).

„Schänd dei' Hoamat nöd!" rief der Wirth. „Heut siehgst koa' g'frorns Fenster in der ganzen Neuwelt; dei Gsangl is falsch, so falsch wie dei Stimm. Trink liaba! I kanns nöd leiden, wenn g'sunga wird, wo andere Leut flenna möchten; i, zum Beispiel!"

„Aber warum denn?" fragte man.

„Der Mauthner Rudi geht mir im Kopf um, seit daß d' g'sagt hast, er is am Freithof gwen. Schau, da hat er 's Grab von seina Muatta aufg'suacht. I kann mir leicht denken, wie r eam da z' Muath gwen is, denn mit dera is sei' Glück eingrab'n worn; es hat eam nimmer g'leucht seit dera Zeit!"

„Ah was, wer denkt an den Flanken!" rief der Pechler.

„Hör dös Schimpfen auf!" rief jetzt der Wirth erzürnt. „I kanns nöd leiden, daß ma' auf's Unglück alleweil no' auffi wirft, b'sunders wenns oana thuat,

der wohl acht gebn därf, daß er zwischen durchi kimmt mit heiler Haut!“

„Moanst mi?“ rief der Pechler.

„Ja, di moan i!“

„No, so hast mi gsehgn! Mei Einkehr is künfti nimmer da; den Pfifferling von meiner Schuld sollst morgn kriegn — so, adis!“

Er nahm seinen Sack und ging. Oefters blickte er um, hoffend, der Wirth werde ihn zurückrufen. Aber er täuschte sich.

Auch die übrigen Gäste waren froh, daß der „Pechfink“ sich so bald entfernte.

Der Wirth aber blickte angestrengten Auges nach der Richtung, in welcher sich der Frischmichl entfernt. Er war höchst neugierig auf die Mittheilungen des Ankömmlings, der nicht nur vom Pechhannes, sondern in der ganzen Neuwelt mit dem Schimpfnamen bezeichnet wurde: der Mauthner-Flank.

II.

Etwa eine Viertelstunde vom Klafferstraßwirthshause entfernt befindet sich an der Straße nach dem österreichischen Orte Schwarzenberg das bayerische Zollhaus. Es ist ein einstöckiges Gebäude, nach Art der Häuser in der Neuwelt mit einem aus Holzschindeln bestehenden Spitzdache, die vier Wandflächen ebenfalls mit Holzschindeln, dem sogenannten Wettermantel, bekleidet. Weiter rückwärts befindet sich ein großer Zollstadel und ein kleines Häuschen für die Grenzschutzwache. Ein Garten mit Blumen und verschiedenen Gemüsearten, besonders Stangenbohnen bepflanzt, schließt sich an die eine Seite des Hauses an, dessen obere Fenster mit sorgfältig gehaltenen Blumenstöcken verziert sind. Dort ist die Wohnung des Zolleinnehmers oder Mauthners. Ebenerdig ist auf einer Seite die Kanzlei, auf der andern die Wohnung des Amtsdieners oder Zollwarts, vor deren Fenster zwei große, weite Gläser mit grünen Laubfröschen stehen.

Gerade vor dem Hause befindet sich der quer die Straße abschließende, blau-weiß angestrichene Schlagbaum, an einem Ende mit einem langen Holzblock beschwert, während an dem anderen eine Kette befestigt ist, mittels welcher der Schlagbaum je nach Bedürfniß in die Höhe gezogen werden kann.

Vor der Wohnung des Zollwarts ist eine Bank angebracht, auf welcher dieser viele Stunden des Tages, seine lange Pfeife rauchend, zubringt, in's österreichische Land hineinschaut und jeden Ankommenden vorschriftsmäßig examinirt. Der alte Zollwart Hermann war ein großer Mann mit einem sehr ausdrucksvollen Gesicht, einem grauen, kurz gehaltenen Schnurrbart, und hatte den Kopf über und über mit kleinen, schwarzgrauen Löckchen bedeckt.

Seine Kleidung bestand in einem breitschoßigen, mit breiten Taschen besetzten Frack aus grauschwarzem Tuche, einer ausgewaschenen Nankinghose und einer ebenso verwaschenen Piquetweste, einer weißen, gelbgetupften, kravattenähnlichen, hohen Halsbinde und einer dunkelblauen, mit mächtigem Schirm versehenen Dienstmütze, die aber meistens nebst dem leinenen, blau und weißen, sorgfältig in's Dreieck zusammengelegten Sacktuch neben ihm auf der Bank lag.

Wenn sich sein Blick von der Straße abwandte, sah er zum Firmament empor oder zu den Laubfröschen hin, denn außer seinen dienstlichen Verrichtungen interessirte ihn nichts so auf der Welt als das Wetter, und er war auch weit und breit als Wetterprophet bekannt.

Der Mauthner saß dagegen in seiner Kanzlei und arbeitete an seinen Einträgen. Er war ein großer, etwas beleibter Mann mit ungemein strengen Zügen; man erkannte in ihm sofort den Soldaten, der lange Jahre hindurch das Kommandiren gewohnt war. Er hatte üppige graue Haare, die ober der hohen Stirn einen „Kakadu" bildeten, und einen bis zur Hälfte der Backen reichenden Bart. Kinn und Oberlippe waren glatt rasirt. Sein Anzug bestand in einem langen, dunkelblauen Uniformrock, auf dessen stehendem Kragen eine Eichel und zwei Blätter mit Silberfaden eingestickt waren; eine helle Sommerhose, ebensolche Weste und die weiße, bis an's Kinn reichende Kravatte machten den übrigen Anzug aus. Ein alter, weißer Spitzhund lag neben dem Stuhle seines Herrn.

Der Mauthner ward in seinen Rechnungsarbeiten oft durch die vom Amtsdiener hereingebrachten Passanten unterbrochen, welche Gegenstände zu verzollen hatten. Er liebte es bei dieser Gelegenheit, dieselben an der Thüre stehen zu lassen, bis er seinen eben begonnenen Eintrag vollendet. Dann erhob er sich, rückte die große Brille auf die Stirne und rief:

„Was gibts schon wieder?"

Die Leute hatten vor dem streng aussehenden Mann einen großen Respekt und waren jedesmal froh, wenn sie wieder die Thür hinter sich hatten. Die geringste Unregelmäßigkeit oder nicht vollständig klare Angaben der einzuführenden Artikel veranlaßten ihn gleich zu den strengsten Rügen, und war er in der

Lage, eine Strafe zu diktiren, so geschah das mit einem die betreffenden fast vernichtenden Ausspruche und großer Erregung. Er nahm Alles persönlich, und so schrie er oft, daß man weit über die Amtsstube hinaus seine Stimme hörte.

Heute war ein ruhiger Tag. Seit mehreren Stunden ward vom Amtsdiener nichts gemeldet und der Mauthner hätte gerade heute seinem Aerger gern Luft gemacht. Der Grund dieses Aergers war ein am Morgen eingetroffenes Schreiben vom Landrichter zu Passau, in welchem ihm mitgetheilt wurde, daß sein Sohn Rudolf vollkommen mittellos und in verwahrlostem Zustande in jener Stadt angekommen, von den Gendarmen als Landstreicher eingebracht und nur in Berücksichtigung seines Vaters davon Abstand genommen wurde, denselben per Schub in seine Heimath zu bringen. Da er versprach, sich ohnedem zu seinem Vater zu begeben, so ward er mit dem nothwendigen Zehrgelde versehen und dem Vater strengstens anbefohlen, seinen Einfluß aufzuwenden, daß der zur Landstreicherei veranlagte Sohn in andere Bahnen gelenkt werde.

Der erste Ausruf des Mauthners auf dieses Schreiben hin lautete:

„Ich schlag'n todt!"

Als aber der Amtsdiener und langjährige Vertraute in des Mauthners Familienangelegenheiten Einspruch dagegen machte, rief der erzürnte Vater:

„Ich schlag'n zum Krüppel!"

Auch dagegen machte der Amtsdiener Einwendungen und der Ausspruch verminderte sich denn auch zu folgenden Worten: „Der soll sich g'freun, der Flank, der Lump, der nichtsnutzige! Der Schandfleck für seine Familie!“

„Es ist doch besser, wir wissen jetzt, daß er noch am Leben ist,“ erlaubte sich der Amtsdiener zu bemerken.

„Pah!“ entgegnete der Zolleinnehmer, „der ist ja gar nicht werth, daß er lebt. Aber jetzt heißt's biegen oder brechen, entweder — oder! Ich bin, als ich noch Feldwebel war, mit vielen solchen nichtsnutzigen Burschen fertig geworden, ich will es einmal mit meiner frühern militärischen Zucht probiren.“ Dabei machte er eine Bewegung mit dem Arm, die bewies, daß er die damals noch in der Armee üblichen Stockstreiche im Sinn habe.

Aber der Amtsdiener schüttelte auch hierzu den Kopf und sagte:

„Herr Einnehmer, allzu streng taugt nichts. Wenn Sie auf Ihren Rudi mehr durch Güte gewirkt hätten als durch Strenge, so stünde es jetzt anders mit ihm. Bitt um Vergebung, daß ich mir erlaube, meine Ansicht auszusprechen, aber — Sie wissen, wie sehr ich an Ihrem Hause hänge, ich habe seit den zwanzig Jahren, die ich hier bin, Leid und Freud mit Ihnen getheilt, ich bin Ihr alter Kriegskamerad, war in der Grenadierkompagnie unter Ihnen Korporal, habe die Befreiungskämpfe mit Ihnen mitgemacht, da

müssen Sie mir schon ein Wort zugute halten — und —"

„Der Bub ist kein gutes Wort werth!" unterbrach ihn der Mauthner. „Er ist jetzt sechsundzwanzig Jahre alt. Soll aus ihm noch etwas werden, so geht es nur mit Gewalt. Ich weiß schon, aus Ihnen spricht meine Tochter, und die alte Mirl, seine Kindsfrau, die immer dem Leichtfuß die Stange gehalten haben, statt daß sie sich schämten über einen solchen Schandfleck in der Familie."

„Aber was soll denn den Rudi noch an seiner Familie halten, wenn ihn alle verstoßen?" entgegnete der Zollwart. „Gerade Fräulein Lori ist es, welche ihn vielleicht noch auf bessere Wege bringen kann."

„Sie kann es so wenig, wie ich es gekonnt!" versetzte der erzürnte Vater. „Sobald er hier ist, sucht er wieder die Gesellschaft des durchtriebenen Frisch und neue Schande wird er auf die alte häufen."

„Nun, lassen Sie es uns über, Fräulein Lori und mir; lassen Sie uns durch Güte auf ihn einwirken und ich will darauf wetten, wir bringen den Rudi wieder zur Vernunft."

„Meinethalben!" erwiderte nach einigem Zögern der Mauthner. „Aber ich glaube nicht daran. Was soll überhaupt aus ihm werden? Er ist ja zu gar nichts zu gebrauchen."

„Das wird sich finden," meinte der Amtsdiener.

„Ist das ein Unglück, solch einen Sohn zu haben!" klagte der Mauthner. „Bei einem Haar wäre er auf

den Schub nach Hause gekommen! Ich wäre vor Scham darüber gestorben. Jetzt aber will ich nichts mehr von ihm hören. Ich versäume darüber meinen ganzen Rechnungsabschluß. Wir haben Zeit genug, über den Tagdieb zu reden, wenn er wieder da ist, der Lotterbub!"

Damit nahm er die Feder vom Ohr und vertiefte sich wieder in seine Arbeit.

Den Tag über ward des Ankömmlings nicht mehr erwähnt, dessen Heimkehr überhaupt erst für den nächstfolgenden Tag erwartet wurde.

Der alte Amtsdiener saß gegen Abend auf der Gred-Bank und gab sich seinen Gedanken hin, als er sich mit den freundlichen Worten angeredet hörte:

„Guten Abend, Herr Zollwart!"

„Ah, Fräulein Lori!" rief der Alte, sich erhebend und seine Mütze abnehmend. „Grüß Sie der Himmel! Schon lang dachte ich daran, warum Sie heute gar nicht sichtbar waren, und ich dächte, die wichtige Neuigkeit —"

„Eine Neuigkeit?" fragte das hübsche, hoch gewachsene Mädchen, dessen üppiges, kastanienbraunes Haar in dichten Flechten über den Nacken herabhing und dessen dunkle Augen dem runden, schön geformten Gesichte einen großen Reiz verliehen. Sie trug ein einfaches helles Sommerkleid, dessen kurze Aermel den vordern, runden Arm unbedeckt ließen, und eine schwarze, mit Oberlatz versehene Schürze.

„Wissen Sie etwa noch gar nicht, daß der Rudi wiederkommt?" fragte der Zollwart.

„Der Rudi? Wirklich?" rief das Mädchen. „Gottlob! Also hat er dem Vater Nachricht gegeben? Wo war er und wie geht es ihm? Da wird sich die alte Mirl freuen! Wie froh bin ich, daß meine Furcht unbegründet war! Ist es aber auch sicher, daß er kommt?"

„Wollen Sie mir die Ehre geben und neben mir Platz nehmen," sagte der Alte, zur Seite rückend, „dann sollen Sie Alles erfahren."

Und nachdem Lori dieser Einladung nachgekommen, fuhr er fort:

„Ich bin nicht weniger froh als Sie, daß der Rudi wiederkommt, denn offen gestanden, ich habe ihn längst nicht mehr unter die Lebenden gezählt. Er entfloh ja mit dem Schuldbewußtsein, daß er Sie, als er leichtfertig mit der Pistole spielte und ihm dieselbe losging, getödtet habe."

„Leider ja," seufzte Lori. „Wäre er doch geblieben und hätte das Weitere abgewartet."

„Freilich wäre das vernünftiger gewesen; aber mein Gott, die Sache hätte auch schlimm ausfallen können. Ich hörte den Schuß, eilte in Ihre Wohnung und sah Sie wie leblos am Boden liegen. Rudi kniete in Verzweiflung neben Ihnen. Der Vater war vom Hause abwesend, niemand sonst zugegen. Ich weiß nicht, wer mich in jenem Augenblicke mehr erbarmte, der unglückliche Rudi oder Sie. Darum rieth ich ihm auch, zu entfliehen.

„Geben wir die Sache als eine Unvorsichtigkeit Ihrer Schwester aus, als wäre ihr das Gewehr losgegangen, sagte ich zu ihm. Fliehen Sie, Rudi. Ihr Vater bringt Sie im Jähzorn um, wenn er die Wahrheit erfährt, und ein Unglück folgt auf das andere. Ich gab ihm meine vorräthige Baarschaft und bat ihn, mir zu schreiben, wohin er sich gewendet habe. Sein Abschied von Ihnen, die er todt glaubte, war herzzerreißend. Ich drang in ihn, sich rasch fort zu machen und schob ihn aus dem Hause. Als ich zu Ihnen zurückkehrte, hatten Sie die Augen offen, Sie lebten. Es war glücklicher Weise nur eine Ohnmacht gewesen, der Schuß war in den Fuß gedrungen, für Ihr Leben war keine Gefahr. Ihre erste Frage war nach Rudi und ich theilte Ihnen mit, daß er entflohen und was wir weiter beschlossen hätten, und Sie stimmten durch Kopfnicken bei. Dann holte ich Leute herbei, schickte nach dem Arzte und als der Vater, der in Breitenberg von dem Unglücke hörte, heimgefahren kam, da war es doch wieder ein Glück, daß Rudi nicht da war, denn der Vater kam schon in Wuth darüber, daß er Ihnen die geladene Pistole überhaupt in die Hand gab; kurz, es war damals ganz gut, daß der Rudi nicht zugegen war."

„Ja, ja, Sie sind unser guter Freund. Sie haben es ganz recht gemacht," bestätigte Lori. „Nur kam ich seitdem aus der Sorge um Rudi nicht mehr heraus. Wie oft fürchtete ich, er könne sich etwas zu Leide gethan haben! Ich weiß ja, wie lieb er mich von jeher hatte. Ich konnte ihm auch nie böse sein, was er auch

anstellen mochte. Hatte ja unsere gute Mutter wenige Stunden vor ihrem Tode unsere Hände ineinander gelegt, indem sie sagte: Verlaßt euch nicht! Helft eines dem andern und mein Segen wird bei euch sein alle Zeit. Und als man sie aus dem Hause trug, da reichte mir Rudi die Hand und sagte: Lori, wenn es sein muß zu deinem Glück, geb ich jede Stunde mein Leben für dich."

„Aber nun heißt es sorgen, daß der Vater ihn nicht wieder mit Scheltworten und Vorwürfen empfängt. Vielleicht hat er irgendwo eine Stelle erhalten und kommt nun als ein Mann zurück, über den sich der Vater nicht zu schämen braucht."

„Was das anbelangt," versetzte der Amtsdiener, „so sieht es schlimm aus. Er kommt in sehr üblem Zustande zurück."

„Er ist doch nicht krank?" fragte die Schwester besorgt.

„Das nicht; aber arm, arbeitslos. Freilich, was will er arbeiten? Er kann ja nichts; das ist schlimm."

„Von jeher wäre ihm das Liebste der Forstdienst gewesen," meinte Lori. „Aber Sie wissen ja, der Vater ist mit allen Revierförstern in der Gegend verfeindet, besonders mit dem unsrigen. Ach, er hat ja keinen einzigen Freund! Er wollte keinem ein gutes Wort geben, daß Rudi irgendwo verwendet würde. Hätte er, seiner Neigung nach, Förster werden dürfen, so stände es ganz anders mit ihm."

„Ja, Rudis Schulkamerad, der Sohn des Revierförsters von „Lackenhäuser," ist jetzt Praktikant und erhält demnächst seine Anstellung. So könnte es auch

der Rudi haben. Da kommt mir ein Gedanke! Ich sah Sie schon öfters mit Ferdinand sprechen. Wenn Sie wieder mit ihm zusammentreffen, legen Sie ein gutes Wort für Ihren Bruder bei ihm ein. Er könnte machen, daß sein Vater den Rudi im Forste verwende, wäre es vorerst auch nur als Jagdgehilfe. Der alte Revierförster vergöttert seinen Sohn, er schlägt ihm sicher nichts ab."

Der Alte hatte nicht bemerkt, wie sich das Gesicht des Mädchens röthete, als er des jungen Forstpraktikanten erwähnte.

„O, wenn es auf den Ferdinand ankommt, dann wird Rudi sicher — aber nein, nein, sein Vater thut dem meinigen nichts zuliebe."

„Aber Ihnen zuliebe thut er es vielleicht," warf der Alte ein.

„Mir?" fragte Lori, abermals erröthend. „Ach, was frägt er nach mir! Aber Sie haben recht, ich will es versuchen. Vielleicht kann Ferdinand doch helfen; er wird wenigstens thun, was in seinen Kräften steht."

„Und ich werde den Herrn Einnehmer zu bewegen suchen, daß er sich des Rudi wegen mit dem Revierförster ein wenig aussöhnt. Probiren kostet ja nichts."

„Ach thun Sie das, lieber Hermann! Ich helfe schon mit, so weit es möglich ist."

„Sehen Sie, das Glück ist uns günstig!" rief der Alte erfreut. „Dort kommt der Ferdinand. Nutzen Sie den Augenblick nur gleich aus. Ich gehe zum Vater in die Kanzlei, dann können Sie ungestört mit ihm sprechen.

Ich wünsche Ihnen Glück dazu! Ich suche inzwischen den alten Herrn milder zu stimmen. Ich plaudere mit ihm von unseren Feldzugsjahren, das stimmt ihn heiter."

Damit begab er sich in's Haus.

Der junge Förster, das Gewehr über dem Rücken, war inzwischen herangekommen und grüßte Lori aufs Freundlichste, die ihrerseits den Gruß erröthend und nicht ohne Befangenheit erwiderte.

Der Forstpraktikant war ein mittelgroßer, schön gewachsener Mann mit hübschen, männlichen Gesichtszügen und einem blonden, etwas ins Röthliche spielenden Vollbart. Ein schwarzer, braun gezeichneter Dackel folgte ihm knapp auf dem Fuße.

Der junge Mann grüßte das Mädchen mit einer gewissen Vertraulichkeit, nicht als ob er hierzu eben ein Recht gehabt hätte, aber die Umgangsformen auf dem Lande sind freier, ungezwungener und so auch der jeweiligen Stimmung entsprechender.

„Darf ich bei Ihnen ausruhen, Fräulein Lori?" fragte der Forstmann. „Ich komme von einem sehr beschwerlichen Waldgange und machte den Umweg hierherum Ihretwillen."

„Meinethalben?" fragte Lori mit freundlichem Lächeln, indem sie sich neben ihm auf die Bank niederließ.

„Ich möchte Sie zum Dreisesselbergfest einladen, das morgen stattfindet. Sie wissen, daß mein Vater für heuer große Vorbereitungen getroffen hat und alle Forstbeamten vom Fürsten Schwarzenberg und vom Kloster Schlögel ihren Besuch zugesagt haben. Ich lade Sie

hiermit feierlichst dazu ein; Sie werden viele Bekannte oben treffen."

„Eine Frage, Herr Ferdinand. Ist auch mein Vater dazu eingeladen?"

„Ihr Vater? Aber Lori, Sie wissen doch, daß unsere Väter sich gegenseitig spinnefeind sind."

„Und Sie glauben, ich könnte eine Einladung annehmen, von der mein Vater ausgeschlossen ist?"

„Wer kann ihm denn verbieten, den Dreisesselberg zu besteigen? Hunderte werden kommen, welche nicht eigens eingeladen sind, das ist ja ein altes Herkommen. Mein Vater ist dort oben nur insofern der Bergwirth, weil der Festplatz in seinem Revier liegt und er zu Ehren seiner eingeladenen Gäste einen eigenen Platz herrichten ließ."

„Diesen würde allerdings der Vater nicht aufsuchen, soweit ich ihn kenne, aber auch ich nicht," versetzte Lori. „Wissen Sie, was ich Ihnen für einen Ausweg vorschlage? Bringen Sie eine Versöhnung unserer Väter zu stande, dann feiern wir auf dem Dreisessel das Versöhnungsfest."

Ferdinand sah sie mit einem Blicke an, der deutlich sagte: Wie soll ich denn das machen?

„Sollte das gar nicht möglich sein?" fragte Lori dagegen.

„Dieser Gedanke hat mich schon manchmal beschäftigt," bekannte der junge Forstmann. „Bei meinem Vater würde ich auf weniger Schwierigkeiten stoßen, aber der Ihrige ist ja unversöhnlich."

„Wieso wissen Sie das?“ fragte jetzt der Mauthner, der unvermuthet unter der Hausthür erschienen war und die letzten Worte gehört hatte.

Der Forstmann grüßte höflich und sagte dann mit Freimuth:

„Woher ich das weiß? Je nun, seit ich denke, habe ich das nicht anders gewußt. Leider kenne ich den Grund Ihrer beiderseitigen Abneigung nicht. Mein Vater sagt stets, es sei eine alberne Geschichte, aber die Geschichte selbst habe ich nie kennen gelernt.“

„So? Albern nennt er die Geschichte? Nun, Sie sind sein Sohn, da will ich mich nicht aussprechen, aber von mir aus, es sei so, und damit Sie sehen, daß ich nicht stützig, nicht, wie man sagt, bockbeinig bin, so komm ich morgen zum Dreisesselfest und man kann dann über dies und jenes sprechen, man kann ja probiren, ob ein besseres Zusammenleben möglich ist. An mir hats noch nie gefehlt, fehlt auch nicht! Das bitte ich, Ihrem Herrn Vater zu sagen und nun Adieu! Mich ruft mein Amt.“

Ein bis zum Schlagbaum herangefahrener Wagen war durch den Zollwart visitirt worden und es gab Einiges zu verzollen, was den Beamten veranlaßte, in's Bureau zurückzukehren.

Lori aber sagte zu dem jungen Manne erfreut:

„Sehen Sie, unser Wunsch, die Väter versöhnt zu sehen, soll in Erfüllung gehen.“

„Die Väter versöhnt?“ wiederholte Ferdinand. „Und wir beide, wir sind uns doch auch nicht böse?“

„Ich hätte keinen Grund hierzu," erwiderte Lori erröthend.

„Ich meine," ergänzte der Forstmann weiter, „wir sind uns doch gut? Ich wenigstens bin es Ihnen, Lori, und — das weitere beim Dreisesselfest. Also auf frohes, glückliches Wiedersehen!"

Lori reichte ihm ihre Hand zum Abschied, und da sie sich ein paar Augenblicke in die Augen geschaut, wußten Beide, wie sie daran waren.

Lange sah das Mädchen dem sich Entfernenden nach. Der Zollwart weckte sie aus ihren Gedanken.

„Fräulein Lori," sagte er, „ich kann mich irren, ich glaube aber, der Rudi ist schon da."

„Der Rudi? Wo?" rief das Mädchen, wie aus einem Traume erwachend.

„Droben auf der Bank unter der großen Linde sitzen sie," sagte der Amtsdiener. „Der Eine ist der Frisch-Michl und der Andere wird wohl der Rudi sein. Von der Rückseite des Hauses können Sie hinsehen."

Lori folgte dem Alten nach der anderen Seite des Hauses, von wo aus sie die beiden Männer betrachtete. Sie konnte aber ebenfalls nur Michl mit Bestimmtheit erkennen. Um Gewißheit zu haben, faßte sie einen raschen Entschluß.

„Ich geh mit dem Spitzl hinauf zum Hügel," sagte sie, „und ist's Rudi, so bestimmen Sie den Vater, daß er milde mit ihm ist. Mir pocht förmlich das Herz — ich muß ihm entgegeneilen."

III.

Der Pechhannes hatte wahrgesprochen, als er den Gästen im Klafferstraßwirthshaus erzählte, der Mauthner-Flank habe an der großen Linde Halt gemacht, ehe er zum Zollhause hinabstieg. Er sah in der That sehr verkommen aus. Sein längliches Gesicht war blaß und abgemagert und von einem großen, dunkeln Bart umrahmt. Die dunkeln Augen waren matt und lagen tief in ihren Höhlen und die dunkeln Haare hingen ihm lang über den Rockkragen hinab. Rock, Beinkleid und Stiefel waren abgetragen und mehrfach zerrissen. Ein alter, niederer Filzhut mit breiter Krempe lag neben ihm. Ein tiefer Schmerz prägte sich in den sonst einnehmenden Zügen des mittelgroßen, schlank gewachsenen Mannes aus, der viel älter aussah, als er in der Wirklichkeit war.

So lag er unter dem breitästigen, uralten Stamm. Kein Blättchen bewegte sich, es war so traulich still rings umher, die Sonne war über den Frauenwald hinabgesunken und über dem Plöckensteingebirge lag

ein violetter Duft ausgebreitet. Das Wasser der Michel zog sich wie ein silbernes Band durch das grüne Thal und die weißgetünchten Einödhöfe leuchteten freundlich von den Höhen. Alles war sich gleich geblieben, die ganze Gegend war wie ehedem, als er sie noch als Kind an der Seite seiner Mutter von hier aus betrachtete, alles war noch wie sonst, nur die Menschen nicht, nur er selbst nicht. Damals war er glücklich, heute lag er da, elend, namenlos elend, schuldbeladen. An sich selbst verzweifelnd lag er hier und schaute mit stierem Blick hinab zu dem elterlichen Hause, über das er des Jammers mehr gebracht, als er jemals noch gut machen könnte. Alles, was ihn noch an das Leben gehalten hatte, war die Schwester. Sie war außer dem alten Mirdei die einzige Person, welche ihm die Liebe treu bewahrt hatte, trotz aller Mißgunst des Schicksals, die er sicher nicht immer selbst verschuldet hatte.

Er hatte sich in der Studienanstalt alle Mühe gegeben, mit fortzukommen, aber trotz aller Anstrengung war er stets unter den Letzten. Seine Lehrer hielten ihn für nachlässig, aber es war der Mangel an geistiger Fähigkeit; er begriff schwer, und auswendig konnte er schon gar nichts behalten, so viel er auch sein Hirn abmarterte. Schließlich ward ihm Alles einerlei, er verlor den Halt in sich selbst und ward sich und Andern zum Aergerniß. Alles war ihm gleichgiltig, nur nicht die Liebe zu seiner Schwester Lori. An ihr hing er mit Leib und Seele, und nun

hatte er auch sie verloren; er war an ihr zum Mörder geworden. So glaubte er. —

Ob auch der Zollwart dem gräßlichen Unglück eine andere Lesart gab, ob auch die Leute die Anklage, die er für diesen Fall verdiente, nicht gegen ihn erhoben, das konnte die qualvollen Vorwürfe in seinem Innern nicht beruhigen.

Fast über sieben Monate lebte er in diesem namenlosen Elend, denn er glaubte fest, daß die Schwester todt sei. So flüchtete er im Lande umher, und als ihm die geringe Baarschaft zu Ende gegangen, ließ er sich beim Festungsbau in Ingolstadt verwenden. Aber er war der ungewöhnlichen körperlichen Anstrengung nicht gewachsen und wurde wieder entlassen. Dann zog er wieder mit einer Komödiantenbande im In- und Auslande herum, brachte es aber auch hier zu keinem Erfolge, da er sich auch nicht die kleinste Rolle merken konnte. Er ward auch hier fortgeschickt, und um sein Unterkommen zu finden, bis sich ihm eine neue Erwerbsquelle aufgethan, bettelte er von Thür zu Thür, wobei er denn auch eines Tages aufgegriffen und bei dem Mangel an dem nöthigen Ausweise schubweise nach Passau verbracht wurde.

Von dort war er heute hergegangen. Mit jedem Schritte ward sein Herz mehr beschwert. Den Empfang von Seiten seines Vaters konnte er sich lebhaft vorstellen, und wer sollte sich überhaupt noch seiner annehmen, nachdem die geliebte Schwester nicht mehr da, durch seine Schuld nicht mehr am Leben war?

Ihr und der guten, längst verstorbenen Mutter galt auch der Besuch des Freithofes in Breitenberg. Es fiel ihm da freilich manches auf, so, daß am Grabstein der Mutter nichts von der Schwester erwähnt war, die er sicher hier begraben wähnte. Sollte das vielleicht erst nachgeholt werden?

Ein heftiger Schmerz hatte ihn ergriffen. Ermattet von der Reise, todtmüde von all dem Elend, das ihm Herz und Hirn erfüllte, sank er auf das Grab und ein heißer Strom von Thränen entquoll seinen Augen. Er konnte sich lange gar nicht mehr fassen. Ihm war, als müßte sein Herz zerspringen, als wäre es ganz unmöglich, daß er sich neuerdings wieder dem Leben zuwenden könnte. Aller Muth war ihm entschwunden und bittend blickte er nach dem blauen Himmel um Gnade und Erbarmen, um ein Ende dieses Elends, das ihn zu erdrücken drohte.

Nach und nach ward er ruhiger. Es schien, als hätte die Fluth der Thränen eine gewisse Linderung seines Schmerzes hervorgebracht. Es war ihm, als blickten zwei Augenpaare vom Himmel herab in sein Herz und geboten dem tobenden Sturme Einhalt. Noch eine Weile verblieb er an dieser Stätte des Friedens und er ward, wenn auch nur auf einige Augenblicke, der Wohlthat desselben theilhaftig.

Nun aber ermannte er sich. Es war Zeit, den schweren Gang in's Elternhaus zu vollenden, vor den erzürnten Vater zu treten. Nochmals blickte er zum blauen Firmament auf und sagte leise, der Mutter und

Schwester gedenkend: Bleibt mir zur Seite, verlaßt mich nicht!

An der Linde ober dem Zollhause hielt er aber nochmals an. Der Anblick des heimathlichen Hauses verursachte in ihm neuerdings eine heftige Gemüths-erschütterung. Es lag ihm wie Blei in den Gliedern, es war ihm unmöglich, zum Zollhause hinabzugehen, wo der jähzornige Vater neuen Schimpf auf ihn laden und ihn mit einer Fluth von Vorwürfen überschütten würde.

Er sehnte sich jetzt wieder zurück zum Friedhofe. Die wenigen Minuten des Friedens, die er dort genossen, erschienen ihm unendlich begehrenswerth. Wenn er dieses Friedens ganz theilhaftig werden könnte, wenn er diesem Leben voll Schimpf und Schande, das keinen Werth mehr für ihn hatte, entfliehen könnte, wenn er —

Die Ankunft des Frischmichl ließ ihn seine muthlosen Gedanken nicht ausdenken. Vor ihm stand der Jugendfreund.

„Rudi! Bist es wirkli?“ rief dieser, ihm erfreut die Hand entgegenstreckend.

„Grüß di Gott, Michl,“ antwortete Rudi traurig, „ja gel, schaugst, wie nobel daß i heimkimm.“

„Dös gilt mir gleichviel,“ entgegnete der Andere. „Grüß di Gott, lieber Spezi. Gib her dei' Hand und steh auf vom Erdboden. Setz di her zu mir auf dös Bankerl und erzähl mir, wo's d' gwesen bist, und daß d' halt gar nix mehr hast hören lassen von dir.“

Rudi hatte dem Wunsche des Freundes nachgegeben

und sich erhoben, um neben demselben auf der Bank unter der Linde Platz zu nehmen.

„Extrig guat siehgst nöd aus,“ sagte jetzt Michl, nachdem er dem Freunde einige Augenblicke fest in's Gesicht geschaut, „und is mir schier, als wennst grad gflennt hättst. Dös thät ma load. Wirst dennast dei' Courage nöd verlorn habn in der Fremd? Wer wird denn flenna? Es hängt nöd alleweil auf oa' Seiten; auf's gro (grobe) Weda kimmt da Sunnaschei', der bleibt nöd aus, er muaß kömma, wenns d' Wolken alle awagregnt hat; und so muaß's aa bei dir wieder auffi gehn. Moanst nöd aa so?“

„Du hast leicht reden,“ entgegnete Rudi, „di druckt koa' Schuld, du kannst dich über alles wegsetzen, du woaßt nöd, was 's heißt, Neamd mehr habn auf der Welt, der ein' gern hat.“

„Du moanst, dös woaß i nöd? Hat ebba mi wer gern? Mei' alte blinde Muatta ausgnumma, mag mi koa' Mensch; aber i setz mi drüber weg. D' Hauptsach is, daß si der Mensch selber gern hat, ma' selm sorgt für eam und an' Pfifferling nach die Leut fragt und eanan Gschwaatz. Aber jatz sag ma, wo bist denn gwen, seitst so gaach furt bist am Stephanitag mitten im Winter?“

Rudi erzählte in Kurzem die traurigen Erlebnisse seit jenem unglücklichen Tage und schloß mit dem Besuche des Friedhofes zu Breitenberg.

„Dort,“ sagte er, „hab i meina Muatta und meina arma Lori „Grüß Gott“ gsagt und in dem Augenblick,

wie du komma bist, hab i den Entschluß gfaßt, wieder umi z'gehn zu ihna und drent z'bleiben."

„Deina Schwesta hast am Freithof grüaß Gott gsagt?" fragte Michl überrascht. „Is die heunt am Freithof z' Breitenberg gwen?"

„Wo soll's denn sonst sein?" entgegnete Rudi. „Oder ham sie's in Schwarzenberg begraben?"

„Wie kimmst ma denn du vür?" sagte Michl verdutzt. „Da muaß ma dennast z'erst todt sei, eh ma' eingraben wird. Wie red'st denn du daher?"

„Michl!" rief Rudi und sein bleiches Gesicht röthete sich. „I bitt di um Gotteswillen, tratz mi nöd! So wär mei' Lori nöd todt? Hab i 's nöd — erschossen?"

Rudi hielt den Athem an und seine Augen hingen an den Lippen des Freundes. Dieser ergriff seine Hand und sagte:

„Ja Rudi, wo denkst hin? Dei' Schwester, dös heili Deandl, sie is ja gsund und frisch. Erst heunt hon i 's grüaßt und sie hat ma dankt, so liab, so freundli — Na' na', Rudi, da bist ja viel irr, dei' Lori — Aber was treibst denn?"

Rudi war von dieser Nachricht so überwältigt, daß er sich auf die Kniee warf, mit den Händen das Gesicht verdeckte und unter Thränen und Schluchzen nur die Worte hervorbrachte:

„Vergelts Gott! Vergelts Gott!"

„Rudi," mahnte der Freund, „kimm zu dir!"

„O Gott, o Gott!" rief jener, „i verkenn mi nimmer vor lauter Glückseligkeit. Jetzt is ja wieder alles gut,

weil i nur d' Lori nöd am Gwissen hab! Alles, alles andre is nix. Is 's aber wahr, Michl? Heiliger Gott, wennst mi anführest, wenn —"

„Durt schaug awi," unterbrach ihn der Freund, „durt siehgst es selm. Siehgst 'n Zollwart auffadeuten? Die ham uns kennt. D' Lori kimmt mit 'n Spitzl auffa — glaubst ma 's iatz?"

„Lori, mei' Lori!" rief der junge Maun und eilte den Hügel hinab, der todtgeglaubten, geliebten Schwester entgegen.

Der Hund hatte ihn erkannt und war dem Mädchen vorausgeeilt. Er bellte vor Freude, als Rudi herankam, sprang an ihm hinauf und Rudi mußte ihn mit Gewalt abwehren, um Lori, die ihm beide Arme entgegenhielt, zu umarmen.

„Lori, Lori, daß d' nur noch lebst!" Das war alles, was er hervorbrachte.

„Rudi, was hast du g'litten!" rief Lori unter Thränen. „Aber jetzt komm nur in's Haus und Alles, Alles wird wieder recht."

An der Schwelle stand der Zollwart, der mit nassen Augen dieser Begrüßung zugesehen hatte und voll Mitleid auf den Ankömmling blickte.

„Nur rasch in die Wohnung hinein," sagte dieser, „da wollen wir für bessere Kleidung sorgen, dann erst suchen Sie den Vater auf. Ich will ihn schon günstig stimmen."

Lori drückte dem alten Freunde gerührt die Hand.

In der Wohnung angelangt, kam auch die alte Mirl herbei und begrüßte den Ankömmling in rührendster Weise. Rudi glaubte im Himmel zu sein. Er ward in sein kleines Zimmerchen geführt, wo er seine abgenützten und verstaubten Kleider mit zurückgelassenen bessern vertauschen konnte.

Eben war er mit dem Umkleiden fertig, als sich die Thüre öffnete und sein Vater an der Schwelle erschien.

„Vater, darf i dir d' Hand zum Gruß reichen?" fragte Rudi.

„Komm her!" rief der Alte. „Ich hab' erfahren, was dich aus dem Hause getrieben und was du inzwischen ausg'standen hast. Ich will dir die Freude, daß du Lori lebend gefunden hast, mit keinem Wort des Vorwurfs trüben."

„Mei' Vata!" rief Rudi, die dargereichte väterliche Hand unter Thränen küssend.

Lori stand voll freudiger Ueberraschung neben ihm. Der Alte legte einen Moment seine Linke auf die schwarzen Locken seines Sohnes; er war sichtlich gerührt. Um das zu verbergen, sagte er: „Mirl, Lori, rasch, schafft ein gutes Abendessen her; der Rudi wird Hunger und Durst haben. Ich mache noch meinen Abschluß, komm dann bald herauf. Gebt ihm einstweilen eine Flasche Oesterreicher; er soll sich stärken." Lori führte den Bruder hinauf in die Wohnstube.

„Ach lieber Rudi," sagte sie, „weil du nur wieder da bist! Alles wird recht werden, jetzt schon gar, wo

der Vater so freundlich ist. So hab ich ihn noch nie gesehen, es ist wie ein Wunder vom Himmel.“

Rudi erinnerte sich der letzten Worte, die er am Grabe seiner Mutter gesprochen, und in Gedanken verloren, sagte er:

„Nöd umsonst hab i bet', daß d' Mutta und du mir zur Seiten bleiben und daß's mi nöd verlassen sollts. Daß du nomal lebendig vor mir stehst, an dös, Lori, hab i freili nöd denkt, sowie i's no vor a Stund für unmögli g'halten hab, daß's noch amal a Freud gibt für mi auf dera Welt. Aber Lori, i schwör dir's aufs Neue: Für di will i leben und sterben.“

„Nicht sterben,“ erwiderte Lori, den Bruder auf die Wange tätschelnd, „leben sollst und glücklich leben. Kopf in die Höh! Den Muth nicht verloren! Und dazu einen guten Oesterreicher, wie ihn Mirl soeben bringt. Rudi, ich richt' dich schon wieder zusammen. Laß uns anstoßen. Auf eine glückliche Zukunft!“

Sie stießen an und tranken.

„Sieh,“ sagte jetzt das Mädchen, „der ganze Himmel glüht; der freut sich über unsere Freude.“

Beide waren an's offene Fenster getreten.

Gerade gegenüber stand auf der Höhe die riesige Linde. Auf dem Bänkchen unter derselben saß ein Mann.

„Ah, der Michl!“ rief Lori. „Er sitzt noch oben und freut sich mit uns dieser Stunde des Wiedersehens. Ihm hab ichs zu danken, daß ich heute noch

lebe und wieder gesund bin. Er brachte mir die heilbringende Salbe. Er soll auch seine Freude haben, er soll auch von unserm Wein haben; wir haben ja ein ganzes Fäßchen im Keller. Mirl soll ihm eine Flasche bringen."

Dies ward sofort in Ausführung gebracht. Die Geschwister sahen trotz der einbrechenden Dämmerung vom Fenster aus das Zusammentreffen der Alten mit dem Burschen. Sie konnten noch erkennen, wie er den Hut schwenkte und hörten seinen frohen, weithin hallenden Juhschrei.

Jetzt kam der Vater und die Aufmerksamkeit ward von dem Burschen abgelenkt. Lori aber fühlte sich durch dessen Freudenruf eigenthümlich betroffen. Unwillkürlich sah sie im Geiste dessen dunkle, durchdringende Augen, die sich jedesmal in die ihrigen einzubohren schienen, so oft sie ihm begegnete. Sie zitterte bei dieser Erinnerung. Da drang ein zweiter Juhschrei durch die dämmernde Nacht.

Die alte Mirl aber lud mit freundlichen Worten zum Nachtmahle ein.

IV.

Der Frischmichl hatte die Begrüßung der Geschwister mit sonderbaren Gefühlen betrachtet.

„Der halt si' für unglückli," sagte er zu sich, und kriegt an' „Grüaß Gott" von dem liabn Deandl, als kaam er hoam mit Ehr und Guat. Mir sagt koa' Mensch an' „Grüaß Gott" und an' „Pfüat Gott." Aber was liegt dran! So halt mi aa nix an d' Hoamath. Hon i durch's Paschen so viel gwunna, daß i ummi kann auf Amerika, so stift i mir durt a Hoamath, wo mi d' Leut nöd verachten und — na', na' — i kann nöd furt von da. Wenn i meine Berg nimmer sehget, wenn i d' Michel nimmer rauschen höret zwischen die Irlstauden durchi, wenn i mein Hochwald nimmer sehget, wenn i dös Deandl dort unten nimmer in meiner Näh wüßt, nöt hin und wieder zu G'sicht krieget: dös haltet i nöd aus! Es ist mir b'stimmt, i muaß dahoam bleib'n und muaß 's laufa lassen, wie's lauft."

Lange blieb er am Platze und konnte sein Auge nicht von dem Zollhause wenden, unter dessen Dache der Schatz weilte, den er für das Höchste auf dieser Welt hielt. Da erblickte er die beiden Geschwister und sah, wie sie ihm zuwinkten, und als ihm dann Mirl Wein und Botschaft überbrachte, konnte er nicht umhin, freudig aufzujauchzen, und ein Gefühl des Glücks durchströmte sein ganzes Inneres.

Frohbewegt schlug er wieder den Weg zum Wirthshaus an der Klafferstraße ein. Da ward er durch den Federnwastl, den böhmischen Hausirer, der ihn schon lange erwartete, aufgehalten.

„Michl,“ sagte dieser, „i hon a Botschaft an di.“

„Vom Brennbuckl?“ fragte Michl. „Kimmt endli a Zug in die G'schicht?“

„Guat Ding braucht Weil,“ entgegnete Wastl, ein schon älterer Mann. „Der Mondschein hat d'Grenz bewacht, wie tausend Aufseher, und koa' schlechts Weda gibt's gar nimmer; dazu is 's alleweil Tag, 's wird gar nimmer Nacht; z' Tod ärgern könnts oan. Also lus auf! Heunt kimmt der Mond erst so um a zwoa in der Fruah. Der Brennbuckl und die andern brechen, sobalds finster is, von Hirschbergen auf und schleichen über's Gebirg in's Boarische umma, jeder mit ara Kraxen voll eing'wirkte Schawl und werthvollem Seidenzeug. Du woaßt ja, für wem. Sie wern, wenn nix dazwischen kimmt, so um a zwoa rum an d' Kapelln z' naachst dein' Häusl kömma. Der Duschl is über Neuthal und Frauenberg mit sein Roß

und an' laarn Wagen ummag'fahrn, der lad't d' War auf und bringts Waldkirchen zua. Du sollst sorgn, daß rings um d' War a Straa g'richt wird, daß 's aussiehgt, wier a Straafuhrwerk und der Duschl wird dir 's weitere selm sagn. So, dös is mei Botschaft. Ich ziag mi zum Rosenberger auffi und spionir, wie's dort mit die Aufseher ausschaugt. I suach's irr z'machen, als wär von Aigen her was im Anzug. I stell mi scho' so dumm, daß 's ma's glaubn. So, und iatz pfüat di!"

Michl hatte die Botschaft mit höchster Begierde vernommen, so etwa, wie ein Jagdliebhaber die Einladung zu einer voraussichtlich ergiebigen Jagd entgegennimmt.

„Heut is ja a Glückstag für mi!" sagte er. „Nix soll si' feihln. Aber hör, Wastl, iatz gibst ma die schönste Perlketten, die 's d' in dein Ranzen hast, die allerschönst', kost's, was 's will; 's Geld kriegst schon."

„Damit kann i aufwarten," entgegnete Wastl. „Die extra schön' san in Schachterln; i hon's im Griff." Dabei holte er aus seinem Lederranzen eine kleine hölzerne Schachtel. „Da, schaug dir 's halt beim Liacht an, die muaß dir gfalln, und dem Deandl, demst es aufwixt, no mehra. Es san dunkelrothe Glaskorallen, söchene, die von der böhmischen Hütten bis nach Afrika eingeschickt wern. Dagegen wern Sklaven eintauscht."

„Ja, a söchene will i," sagte Michl, die Schachtel zu sich steckend. „Sklaven wern für die Ketten ein=

ghandelt? Ich wollt, i könnt ma damit aa was einhandeln."

„Möchst halt ebba a Sklavendeandl, gelt?" lachte Wastl. „Dessel gibst halt bei uns nöd. Bei uns gibts Gottlob koane Sklaven."

„Was san denn nacha wir?" fragte Michl. „Müaß ma uns nöd kuschen, wie die Sklaven, müaß ma nöd arbeten, wie d' Hund, müaß ma nöd an unsern Pflug ziagn, wie 's Vieh!*) Is dös koa Sklaverei, wenn ma uns zwingt, in der Armuth z' bleibn seina Lebta als Inhäusler? San ma nöd die Sklaven von unsere Bauern? Alle arma Leut san Sklaven und bleibens ihra Lebta. I aber bleibs nöd, drauf kannst Gift nehma — i mach mi frei, i mach mir a Geld, ich will reich wern."

„Reich?" erwiderte lachend der Hausirer. „Da därfst di lang schinden und —"

„Und i bleib dennast a Tropf, willst sagn. Na', durch d' Arbet wird bei uns herin Neamd reich. Vier Kreuzer im Taglohn und dreißig im Holz, mit dem kimmst über d' Erdäpfel nöd außi. I waß ma ebbs gescheiders. I pasch hinum und herum. Dös bißl Zoll gspürt der Kaiser von Oesterreich so wenig wie der Küni von Boarn."

„Ja no," warf der Federnwarstl ein, „es is hal 's Gsetz amal a so."

*) In der Neuwelt werden die Pflüge und Eggen oft durch Inleute gezogen.

„A was, Gsetz!“ versetzte Michl. „Warum machens a söchas dumm's Gsetz? I halt mi nöd dran. Aber was hilft dös Gschwatz. Wo geht die Fuhr hin?“

„No' ehvor 's Tag wird, Waldkircha zua“ erwiderte der Böhme. „Aber staad, i hon was ghört.“

Es war inzwischen völlig dunkel geworden.

„D' Nußhäher sitzen im Staudenwerk auf,“ meinte Michl, den Hausirer beruhigend; „die wern uns wohl nöd verrathen. Aber wir san ja firti mit anand, geh den dein, i geh mein Weg. Alles bleibt, wie ausgmacht.“

Beide entfernten sich nach verschiedenen Richtungen. —

Hinter dem Gebüsche aber erhob sich jetzt der Pechhannes. Er drohte mit erhobener Faust den Beiden nach. Er hatte die letzten Worte des Böhmen ganz gut verstanden: Ehevor 's Tag wird, Waldkirch zua!

„Wart, dö Suppen will i enk versalzen!“ brummte er. „Waldkircha zua, ehvor 's Tag wird, mehra brauch i nöd z' wissen. Nama verrath i koan, aber 's Gspiel will i enk verderbn, extra, weils mi nöd mitthuan laßts, mi, der si aa ehrli sei Brod vodean möcht.“

Und ohne sich lange zu besinnen, schritt er zum Zollhause hinab und trat in die Wohnung der Grenzaufseher. Dem anwesenden Stationsführer theilte er nun mit, was er erlauscht.

Jener gab allerdings nicht viel auf die Worte des ihm selbst als Pascher bekannten Schlemmers, aber immerhin traf er seine Anordnungen, daß der Weg nach Waldkirchen, und zwar da, wo er über den Berg ober

Gſenget hinauf führt, gegen Tagesanbruch von mehreren Aufſehern beſetzt war.

Wie verabredet, brachten an die zwanzig Schmuggler ihre Bündel und Tragreffen mit werthvollen Waaren gefüllt über das Gebirge herüber an die ſogenannte Großbauern-Kapelle, wo das Fuhrwerk des Duſchl und die nöthige Waldſtreu bereit waren. Nachdem die geſchwärzten Waaren vorſichtig verladen worden, fuhr ſie Duſchl auf dem Wege nach Waldkirchen weiter. Die Paſcher aber verabredeten, daß ſie ſich alle wieder beim Dreiſeſſelbergfeſte und dann am Anger des Plöckenſtein-See's, wo ihnen vom Federnwaſtl der Lohn für die Schmuggelei ausbezahlt werden ſolle, treffen und ſich ihres einträglichen Geſchäftes erfreuen wollten. Dann zerſtreuten ſie ſich nach allen Richtungen; nur der Federnwaſtl folgte wie von ungefähr dem Streufuhrwerke in einiger Entfernung nach.

Alles ſchien gelungen. Als jedoch der Wagen den ſteilen Berg ober dem Dorfe Gſenget zur Hälfte überwunden hatte, ward es plötzlich zu beiden Seiten im Walde lebendig und dem Fuhrmann wurde gebieteriſch „Halt!“ geboten. Duſchl ſah beim dämmernden Morgenlicht vier Grenzwächter aus dem Walde treten.

Mit räthſelhafter Schnelligkeit ſchnitt Duſchl die Stränge entzwei, ſchwang ſich aufs Pferd und verſchwand im Walde. Der Wagen aber rollte eine Strecke den Berg hinab, kam in den Straßengraben und ſtürzte um. Die Aufſeher hatten dem Reiter einige Schüſſe nachgeſchickt, ohne ihn zu treffen, dann eilten ſie zu dem

umgeworfenen Wagen und fanden denselben in der That mit werthvollen Waarenstoffen vollgepackt.

Noch waren sie aber nicht sicher, ob nicht die Schwärzer aus dem Walde hervorbrechen und sie angreifen würden, weßhalb sie sich schußbereit hielten und nach allen Seiten hin vorsichtig beobachteten. Aber nichts zeigte sich.

Inzwischen war es Tag geworden.

Da stiegen zwei Männer den Berg herauf. Es waren der Federnwastl und der Pechhannes.

Letzterer hatte in Gsenget sein Nachtquartier genommen und harrte der Dinge, die infolge seines Verrathes kommen würden. Als er die Schüsse vernahm, machte er sich auf den Weg, um zu sehen, was geschehen. Alsbald sah er den böhmischen Hausirer scheinbar unbesorgt dahinschlendern.

„Wo aus, Wastl?“ rief er ihn an.

„Jandelsbrunn zu,“ erwiderte dieser.

„Da ham ma oan Weg,“ sagte der Pechler. „I geh mit dir. Is mir dennast, als hätt' i schießen hörn. Es müassen Wilderer gwen sei'.“

„Moanst?“ fragte der Hausirer erregt.

„'s könnten aa d' Aufseher gwen sei',“ versetzte der Pechler. I hon amal in der Nacht gehn hörn, da hon i außigschaut und d' Aufseher durch's Dorf 'n Berg zuagehn sehn. I hon aa r a Fuhrwerk g'hört, so im Halbschlaf, und wenn i mi nöd irr, so is 's 'n Duschl sei' Gaul gwen.“

„Dös hast kennt im Halbschlaf?“ fragte der Hausirer. „Da kann i dir scho' besser Auskunft geb'n. I

hon dös Fuhrwerk aa g'hört, aber 'n Duschl sei' Roß is's nöd gwen —"

„So is's halt an' anders gwen," meinte der Pechler; „was kümmerts mi. G'schossen aber is worn und — ganz gwiß is a Schmugglerei verrathen worn. Es gibt ja söchane schlechte Leut —"

„Ja, ja," erwiderte der andere, „und die san oft nahata, als ma' denkt!" Dabei schaute er dem Pechler fest ins Gesicht.

„Red'n ma von was anderm," sagte jetzt dieser. „Hast 'n Frischmichl gestern nimmer gsehgn?"

„Mit koan Aug," log der Hausirer. „Warum fragst?"

„No' ich hon gmoant, du bist eam nachiganga von der Klafferstraß aus."

„Wie so hast du dös gsehgn?"

„Ma' sieght manches, was ma' nöd z' sehgn brauchtet, und hört manches, was ma' nöd hörn soll," lautete die Antwort.

Der Hausirer erkannte aus dem lauernden Blicke des Pechlers, daß dieser mehr von der Sache wisse, als er verrathen wolle, und der Verdacht stieg in ihm auf, daß der Pechhannes sein Abkommen mit Michl erlauscht und den Schmuggel den Grenzwächtern verrathen habe. Das ward ihm zur Gewißheit, als sie den Berg hinaufstiegen und zu dem Wagen gelangten, bei welchem die Aufseher Wache hielten.

„Brav, Hannes!" rief der Stationsführer dem Pechler zu. „Dös Mal hat's Grund g'habt."

Hannes winkte dem so Sprechenden bedeutungsvoll

zu. Aber der Hausirer wußte schon, wer den Verrath begangen, und war nun darauf gefaßt, daß man ihn sofort festnehmen würde. Er war nicht wenig überrascht, unbehelligt seines Weges ziehen zu können. Während Hannes von dem Aufseher den Auftrag erhielt, aus dem nahen Dorf ein Fuhrwerk herbeizuholen, welches die geschmuggelten Waaren in's Zollhaus verbringen könnte, und diesen Auftrag eilig ausführte, benutzte der Hausirer den nächsten Waldweg, um sich den Blicken der Grenzwächter zu entziehen und sich dann auf Umwegen nach der Wohnung des Frischmichl zu begeben und ihn von dem Unglück und dem Verrath des Pechlers in Kenntniß zu setzen.

Alsbald sahen die beiden das mit den geschmuggelten Waaren beladene Fuhrwerk, begleitet von den Grenzwächtern, auf dem Wege nach dem Zollhause vorüberkommen.

Michl drohte hinter den kleinen halbblinden Fensterscheiben mit erhobener Faust den Aufsehern zu und sagte dann entschlossen zum Federnwastl:

„Hab'n thean sie's — aber wir krieg'ns wieder. Am See hint', bei der Seewand, kömma ma heunt, wie's ausg'macht, zam und 's weiter wird si' finden. 'n Pechhannes aber is Rach' gschworn! D' Waar muß wieder her und soll's Bluat kosten! Sag dös die Kameraden, wennst es siehgst; sie treffen mi am Platz!"

V.

Im Zollhause ging es heute schon nicht mehr so friedlich zu, wie am vorhergehenden Abend. Beim Frühstück machte der Mauthner seinen Sohn mit dem Plane bekannt, ihm einen Dienst bei dem Förster und damit eine seiner Neigung entsprechende Beschäftigung zu verschaffen.

Aber Rudi erklärte sofort auf's Bestimmteste, daß er nie und nimmer ein Gewehr in die Hand nehmen könne. Er habe das geschworen, als ihm am Weihnachtsabend das Unglück widerfuhr, er dürfe seinen Schwur nicht brechen und es sei ihm daher durchaus unmöglich, jemals wieder eine Schußwaffe in die Hand zu nehmen.

Der Alte glaubte hierin eine leere Ausflucht seines Sohnes erkennen zu müssen, der sich keiner ständigen Beschäftigung unterziehen wolle. Deshalb sagte er ganz entschieden: „Du thust, was ich verlange, und dabei bleibts!“

„I kann 's nöd,“ entgegnete Rudi. „Mi schauderts, wenn i nur dran denk, a G'wehr in d' Hand z'nehma.“

„Das ist eine Dummheit!“ versetzte der Vater. „Du wirst dich daran gewöhnen ebenso wie an eine regelmäßige Beschäftigung. Das Herumvagabundiren in der Welt muß aufhören. Gelernt hast nichts und arbeiten willst nichts. Drum die Schand.“

„Vata,“ entgegnete Rudi, „i bin nöd dran schuld, daß i nix g'lernt hab.“

„So? Wer is denn dran schuld?“

Rudi sah den Vater mit einem vorwurfsvollen Blick an. „I weiß 's nöd,“ sagte er dann.

„I will dir 's sagn,“ antwortete der Mauthner, „Dei' Leichtsinn, dei' Faulheit is dran schuld.“

„Vater,“ rief jetzt Lori abwehrend, „reg dich nicht wieder auf; laß 'n Rudi Zeit, es wird Alles recht.“

„Zeit lassen?“ entgegnete der Vater heftig. „Als wenn überhaupt noch Zeit z' lassen wär. Ein feiger Bursch ist er, ein lüderlicher, der zu nichts z' brauchen ist, als daß man ihn in eine Besserungsanstalt in die Zucht schickt.“

„I bin nöd feig, Vata,“ rief jetzt Rudi, zitternd vor Erregung, „gwiß nöd. Stell mi auf d' Prob, i will dir 's beweisen. Mei' Lebn gilt mir so viel wie nix; alles thua i, was d' willst, aber — a G'wehr nimm i nimmer in d' Hand, so wahr i leb; höchstens wenn i damit mein' Leb'n an' End machet. Willst mi nimmer sehgn z' Haus, so muaß i halt wieder weiter wandern. Sinn dir was anders aus. Auch ich hab mein Kopf, i hab 'n von dir g'erbt. So oder so —.“

Damit verließ er das Zimmer und begab sich aus

dem Hause hinauf zu seinem Lieblingsplätzchen, der großen Linde.

Der Mauthner konnte seine Wuth nicht mehr bemeistern. Er schimpfte in den ärgsten Ausdrücken über den ungerathenen Sohn, und als sich Lori um ihn annehmen wollte, auch auf sie. Aber die alte Mirl, die den Kaffeetisch abräumte, erlaubte sich jetzt, ihm Vorstellungen zu machen.

„Herr Mauthner," sagte sie, „Sie schänden 's eigne Bluat, wenn's 'n Rudi so gar schlecht machen. Der Bua is nöd so schlecht, er hat a guates Herz —"

„Ja, aber a faul's Hirn!" unterbrach sie der Mauthner.

„D'ran is der Rudi nöd schuld."

„So?" fuhr der Mauthner auf, da er zum zweiten Male die versteckte Anklage vernahm; „etwa gar ich?"

„Ja!" schrie Mirl dagegen. „Extra, weil's a so schrei'n, Herr Mauthner. Sie san dran schuld, Sie ganz alloa'! Der Rudi hat an' helln Kopf ghabt als kloana Bua, aber kaum is er in d' Schul kömma, is sei' Qual anganga. Koa' Tag is voganga, wo er nöd Strixen kriegt hat; dabei hams 'n auf 'n Kopf gschlagn und ham 'n beutelt, daß eam d' Zähn gscheppert ham. Alle Tag, Jahr lang is's a so furtganga —"

„Schweig!" herrschte der Mauthner die Alte an.

„Na' i schweig nöd," fuhr diese trotzig fort, „i muaß mi amal ausreden, daß 's ma leichter wird. Sie ham 'n Rudi sei' schwachs Hirn am Gwissen, der Bua is oft ganz damisch gwen und woanat hat er mir's

klagt, daß er gar nix mehr lerna kann, daß eam der Kopf weh thuat, und oft hat ma 's Herz weh tho', wenn er gsagt hat: Der Vata hat ma weh tho', i kann nimmer denken. Und wie er nacha in d' Studie kömma is, da is's nöd besser worn. Der arme Bua hat nix mehr im Kopf b'halten könna, hams eam ja 's Hirn malitraitirt, als ob's a Schutzaballn wär, und d' Watschen san nur so hin und her gflogn."

„So sei doch still, Mirl!" versetzte Lori, erschrocken über den Muth der Alten. Aber des Vaters Aufregung hatte sich plötzlich gelegt. Lautlos starrte er nach der alten Magd, die es wagte, ihm die fürchterliche Wahrheit zu sagen, die er sich schon längst hin und wieder selbst im Stillen eingestand, aber immer durch erkünstelte oder wirkliche Aufregung wieder zu unterdrücken wußte. Jetzt hörte er zum ersten Male von der erbitterten Alten das in Worten ausgesprochen, was er sich stets zu denken fürchtete.

Lori war besorgt um den stier auf einen Punkt hinblickenden Vater, der sichtlich erblaßt war.

„Laßt mich allein!" sagte er endlich in mehr bittendem als befehlendem Tone.

„Vater, ist dir nicht gut?" fragte Lori.

„Es fehlt mir nichts — aber allein muß ich sein."

Die beiden Frauen entfernten sich, an der Thür nochmals nach dem Zurückbleibenden blickend.

„Aber Mirl, was hast g'macht!" sagte das Mädchen vorwurfsvoll zu der Alten, als sie in der Küche angelangt waren.

„D' Wahret hon i g'sagt," erwiderte letztere; „scho' lang hats mi druckt. Mei' arma Rudi — was hon i alles mit ansehgn müassen, und z' letzt sollt er an Allem schuld sei'! Hätt er 'n früher an' Förschta wern lassen, da hätts 'n g'freut, aber na', studieren hat er müassen, alleweil studieren mit sein' zamklopften Hirn, und alleweil nix als schänden und schänden! Dei' Vata solls nur aa r amal wissen, was die Ursach is vom Rudi sein' Unglück. Dei' Muatta hat ma's oft gnua klagt, hat oft gnua drüber gwoant. Mei'! wie hat ers oft dera guaten Seel g'macht in sein' Ueberananda!"

„Du urtheilst zu streng über meinen Vater," sagte Lori, „er ist hitzig, aber auch wieder gut."

„Ja, mit dir!" entgegnete die Alte. „Du machst an' Ausnahm; in di is er vernarrt und weil er alle Lieb dir schenkt, hat er für 'n Rudi koane mehr. Es soll koa' Vorwurf sei', du bist sei' Lieb werth, du bist a bravs Madl, gewiß is 's wahr. Aber halt a bisserl sollt er auf 'n Rudi aa schaugn und nöd behandeln wie r an' Hund; er is ja aa sei' Kind? Wo is er denn?" fragte sie nachher, „'n Kaffee hat er grad halbet austrunken und sei' Semmel is no' ganz. I muaß mi nach eam umschaugn. Er soll nöd hungern dahoam, dös hat er in der Fremd oft gnuag tho', mei' ja! I laß eam nix abgehn."

Sie ging, um Rudi aufzusuchen.

Lori aber begab sich in ihr kleines Zimmerchen und weinte. Sie hatte den Vater noch niemals so

erschüttert gesehen. An sein Poltern war sie gewohnt, es war ihm ja zur zweiten Natur geworden, und sie fühlte es auch weniger, denn gegen sie war er stets überaus milde; sie war sein Liebling. Bei ihr war er heiter und erzählte ihr gern von vergangenen Zeiten, von seinem Militärdienst, vom Kriege und manchem Abenteuer, das er in Frankreich erlebt. Er erzählte ihr auch von der Mutter, die er als die Tochter eines niederen Beamten gefreit, und welche wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit vielen Nachstellungen ausgesetzt war, insbesondere von Seiten eines Kameraden seines Regiments, über welchen aber er, trotzdem jener zum Offizier avancirte und er nur Unteroffizier gewesen, den Sieg davongetragen habe. Dabei war es aber nicht ohne unliebsame Auseinandersetzungen abgegangen. Als er nach zurückgelegter Militärzeit in den Zivildienst trat, wurde er nach Lackenhäuser, in die zu jener Zeit noch sehr gescheute und als bayerisches Sibirien verrufene Gegend in seiner jetzigen Stellung versetzt, wo er nun schon über 25 Jahre lebte. Das machte ihn oft bitter und er ließ seinen Aerger aus, wo sich ihm eine Gelegenheit bot. Dazu kam noch, daß auch sein früherer Kamerad und Gegner auf die benachbarte Revierförsterei versetzt wurde und er deshalb aus der unberechtigten Eifersucht und Aufregung nicht mehr herauskam. Ferdinands Vater, der Revierförster von Lackenhäuser, war dieser ihm so verhaßte Mann. Der arme Rudi aber hatte es zu büßen,

indem er als Ableiter für des Vaters schlechte Laune herhalten mußte.

Der Mauthner saß, nachdem er allein in der Stube zurückgeblieben, lange in seinem Lehnstuhl und hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Mirls Worte waren wie Dolchstiche in sein Herz gedrungen. Er mußte sich's eingestehen, daß sie recht hatte. Er war der grausame Vater, der den armen Sohn so unbarmherzig schlug, der ihn zu dem gemacht, was er geworden. Und warum?

Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Sohn müsse den des Revierförsters, seines Feindes, geistig überragen. Er wollte, daß Rudi einmal eine hohe Anstellung bekäme und sich so über Ferdinand emporschwinge. Schon in der Dorfschule zeigte sich indessen das Gegentheil. Ferdinand war stets der erste, während Rudi trotz aller Rücksicht, welche ihm der Lehrer als dem Sohne des Mauthners zu Theil werden ließ, immer weiter zurückgesetzt werden mußte. Ferdinand trug jährlich sein blaueingebundenes Preisbuch nach Hause, Rudi behauptete sich auf der „Eselsbank." Statt liebevoller Ermunterung sollte nur durch Strafen des Knaben die Sachlage geändert werden und das Ergebniß war ein höchst beklagenswerthes, denn Schule und Lernen waren ihm längst zum Abscheu geworden.

Das Alles erkannte der gestrenge Vater erst jetzt mit Entsetzen, leider zu spät. Mirl hatte ihm die Augen geöffnet. Er klagte sich nun selbst an, daß er das Unglück des Sohnes verschuldet, daß er ihn auf

dem Gewissen habe. Eine tiefe Reue überkam ihn, allein diese konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen. Was aber noch besser gemacht werden konnte, das sollte geschehen; noch hoffte er, wäre nicht Alles verloren, und sofort wollte er den Sohn von seiner Sinnesänderung in Kenntniß setzen.

Fast scheute er sich jetzt, ihm unter die Augen zu treten, denn Rudis letzte, vorwurfsvolle Worte hallten ihm jetzt schaudernd im Herzen wider. Sie bildeten eine fürchterliche Anklage gegen ihn; er war es, der das Lebensglück seines Sohnes untergraben, und zwar aus eitlem Hochmuth.

Was sollte er nun beginnen? Er dachte lange darüber nach, da legte sich Loris Hand auf seine Schulter.

„Vater,“ sagte sie, „sei wieder gut und laß dem Rudi nichts entgelten.“

Der Vater schreckte auf und sah in das verweinte Gesicht seiner Tochter.

„Entgelten?“ sagte er. „Nein, nein, besser will ich's machen. Lori, ich überlaß es dir,“ fuhr er, einen plötzlichen Entschluß fassend, fort. „Berathe du dich mit Rudi, was nun geschehen soll. Ich bin mit Allem zufrieden. Nur macht mir keine Vorwürfe mehr, der Gedanke daran bringt mich schon außer Fassung. Wir wollen nun zusammenhelfen, sein Glück zu begründen, soweit es noch möglich. Aber ach, ich fürchte, es ist zu spät.“

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft

und der Amtsdiener meldete dem Mauthner, daß die Aufseher mit einem Wagen voll geschmuggelter Waaren angekommen seien.

Dieses wichtige Ereigniß nahm nun den Mauthner ganz und gar in Anspruch. Er drückte Lori die Hand und sah ihr verständnisvoll in die Augen, dann verließ er mit dem Zollwart die Stube, um sich in den Hof hinab zu begeben, wo das Fuhrwerk stand. Die Waaren wurden sofort abgeladen und, nachdem darüber ein Protokoll aufgenommen, in eine Kammer neben der Amtsstube des Mauthners verbracht.

Rudi hatte sich, als er seinen Vater verließ, zu der Linde hinaufbegeben, wo er gestern Abends seine letzte Rast gehalten. Er fühlte sich sehr unglücklich und vergebens suchte er nach einem Halte, der in seinem verlorenen Leben noch eine günstige Wendung herbeiführen könnte.

Da trat der Frischmichl zu ihm heran, der sich lauernd in der Nähe aufgehalten, um zu erspähen, wohin die Aufseher ihre Beute verbringen würden.

Rudi begrüßte den Jugendfreund herzlich und erzählte ihm dann von den neuen Schwierigkeiten, die sich für ihn ergeben, daß sich sein Vater heute beim Dreisesselbergfeste mit dem Revierförster aussöhnen wolle, und daß er selbst in des letztern Dienst treten solle. Er klagte ihm, daß sein Vater, der ihn gestern wider Erwarten gut aufgenommen, heute schon wieder in gewohnter Weise mit ihm zu schelten begann, und daß es ihm am liebsten wäre, wenn er wieder fort

könnte, weit, weit fort. Der Frischmichl konnte sich in Rudi's Ideengang gar nicht hineindenken und mit etwas verächtlicher Miene blickte er nach dem Freunde.

„Hast denn gar koa' Courage mehr?“ fragte er ihn. „Is dir dös nix werth, daß d' bei deiner Lori bleib'n kannst? Mir wenn so a Glück z' theil wär, i ließ mi schinden wie r an' Hund, nur um hin und wieder von ihr an' freundlichen Blick z' kriegn. Aber na', was der Mensch hat, dös schätzt er nöd.“

„Warum soll i mei' Schwester nöd schätzen,“ entgegnete Rudi. „Gwiß thu i's; sie lebt mir seit gestern ja neuerdings wieder und nur z' wegen ihr leb i heut noch, därfst mir's glauben. An' feigen Tropf hat mi mei' Vata ghoaßen, du haltst mi aa für oan, i bin's aber nöd. I bin nur an' arma Teufl. Hätt' i nur a Geld, i fallet mein' Voter nöd länger zur Last. I ging auf und davon; i fanget an Handel an, der mi ehrli durch d' Welt bringet. Aber mit nix, was willst anfanga?“

„Da könnt Rath wern,“ versetzte Michl. „Rudi, i verhelf dir zu Geld.“

„Du?“ fragte Rudi und ein ungläubiger Blick streifte Michl.

„Ja, wennst mi nöd verrathst. Gib mir d' Hand drauf: was i dir sag, bleibt unter uns!“

„I verrath neamd, und di scho' gar nöd,“ antwortete Rudi. „Da hast mei' Hand.“

„So hör! Du siehgst, wie's da unten im Zollhaus Waaren abladen. Es san gschwärzte Waaren in an'

Werth von über zwanzigtausend Gulden. Woaßt, wo die aufbewahrt wern?"

Rudi blickte den Freund vorwurfsvoll an.

„I woaß 's a so," fuhr Michl fort, „brauchst mirs nöd z' sagen. In der Kammer neben der Kanzlei werns hinterlegt; dei' Vata hat 'n Schlüssel dazu. Is's nöd a so? Aber na', sag gar nix. I ghoaß dir hundert Gulden und da — da hast glei zehn als Drangeld, wennst hilfst, daß i und meine Kameraden wieder zu der Waar kömma. I hon mirs kurz ausstudirt. Dei Vata geht mit der Lori zum Dreisesselfest, leicht aa d' Aufseher, und alle werns müad sein, wenns hoamkemma und bal schlafen. Im Zollhaus is sunst neamd als der alte Zollwartl und vielleicht a Aufseher. Mit dene zwoa wern ma firti. Es gschieht eahna nix, wenns mir nachigeht," beruhigte Michl den Rudi, der ihm entsetzt zuhörte, „es soll koa Bluat fließen. Du verschaffst uns aber 'n Schlüssel in d' Kammer, daß ma koan langa Aufenthalt ham. Wir wern aa di an Händ und Füaß binden, daß 's neamd schwant, daß d' mit uns im Einverständniß bist. Is um elfe rum alles sicher, so gibst uns a Zeichen — du stellst 's Liacht ans Fenster. Dös bedeut, daß nöd mehr Aufseher im Zollhaus san als oana. I wart dei' Zeichen da an der Linden ab. Jetzt woaßt dös dei'. Und no' was! Da hon i a Ketten von böhmische Koralln, die gibst deiner Lori und sagst ihr, es thaat mi sakrisch gfreun, wenn sie 's heunt traget beim Fest. Dös soll ma glei a Zeichen sein, daß von deiner Seiten nixi feiht. Also denk dran

— hundert Gulden! Und leicht gibt der Herr, dem d' Waar ghört, no ebbs dazua. Greif zua, Rudi. Du bist nur so lang a Lump, als d' koa Geld hast. Hast a Geld, so bist a Herr, und weiters sorg i nacha aa scho' für di. Hörst, 's Mirl schreit nach dir? Laß 's nöd warten. I will nöd, daß ma uns beinand siehgt. Du woast alles; i vertrau auf di. Jetzt pfüat di!"

Eiligst verließ er den Freund. Die Schachtel mit der Kette und die zehn Guldenstücke hatte er auf der Bank zurückgelassen.

Dem Rudi kam dieses Verlangen des Freundes so verblüffend rasch, daß er ihm gar keine Antwort geben konnte. Er wollte ihn zurückrufen, aber Michl war schon außer Gehörweite. Rudi's bleiches Gesicht röthete sich, als er sich in Gedanken Michl's Worte wiederholte. Verlangte er nicht geradezu von ihm, daß er an seinem eigenen Vater zum Verräther werde? Er sollte die Hand zu einem Schurkenstreiche bieten, sollte seinen Vater in eine bedenkliche Lage bringen, die möglicherweise einen Makel auf ihn werfen konnte?

Anderseits war er sich sofort klar darüber, daß er den Freund nicht verrathen könne, der es ja gut mit ihm meine, ihn aus seiner bedrängten Lage zu retten, ihm Geld verschaffen wollte, dessen er so dringend bedurfte.

Wie lachten ihn die blanken Guldenstücke an! So viel Geld hatte er schon lange nicht mehr in seiner Tasche gehabt. Das war ja die Lumperei in seinem bisherigen Leben, daß er kein Geld hatte, keines zu

erwerben wußte. Und wie leicht war es doch zu verdienen!

Schnell griff er darnach und verwahrte es in seiner Tasche. Auch die Schachtel mit der Kette steckte er zu sich und ging dann langsam und in Gedanken versunken hinab zum Zollhause. Er hatte ja den ganzen Tag über Zeit, sich die Sache zu überlegen, und er hoffte, er würde schon das Richtige finden. Es kämpften in ihm zwei sich widerstreitende Geister; welcher die Oberhand gewinnen würde, das war er sich selbst noch nicht klar. Sie sollten aber sofort zur Ruhe kommen, als gleich nach seiner Ankunft im Zollhause der Vater zu ihm kam, ihm wie segnend seine Hand auf's Haupt legte und sagte:

„Rudi, du weißt, ich habe ein cholerisches Temperament, aber es ist nicht alles so ernst gemeint, wie ich es sag. Deine schlechte Zeit soll vorbei sein. Wir wollen in Frieden miteinander leben und ich werde nun dafür sorgen, daß wir eine Beschäftigung für dich ausfindig machen, die dir entspricht und wozu du Lust hast. Willst du kein Förster werden, so gibt es vielleicht eine andere Stelle. Es kommen zum Feste die Leute aus der ganzen Umgegend, auch die Herren der böhmischen Glashütten. Da gibt es allerhand Posten, die sich für dich eignen würden. Mir ist nur darum zuthun, daß du eine Arbeit, welcher Art sie sei, verrichtest, denn nichts ist gefährlicher, als der Müssiggang. Arbeiten muß jeder Mensch, jeder muß sich sein Brod verdienen, denn nur wenige sind so glücklich, von

Haus aus so reich mit Glücksgütern gesegnet zu sein, daß sie der Arbeit entbehren können. Ich habe leider nichts als mein kleines Gehalt, das zur Noth für unser Hauswesen ausreicht, das weißt du ja, und also, sei guten Muths, Alles ist vergessen; hoffen wir das Beste von der Zukunft."

Rudi standen die Thränen in den Augen, als der Vater so herzlich mit ihm sprach. Diese Sprache war er von ihm nicht gewohnt. Er erschrak jetzt bei dem Gedanken, daß er mithelfen solle zu einem Schurkenstreich, den ihm sein Freund zugemuthet. Unwillkürlich griff er nach der Tasche, in welcher er das Geld verwahrt hatte; es war ein Sündengeld, das er nie und nimmer für sich behalten durfte. Aber wie sollte er es anfangen, um das Unheil von seinem Vater abzuwenden, ohne an seinem einzigen Freunde zum Verräther zu werden?

„An was denkst denn?" fragte der Vater, da er vergebens auf eine Antwort seines Sohnes wartete.

„I denk dran, Vata, wie viel Noth daß d' mit mir hast. Gebs Gott, daß d' für mi was ausfindig machst."

„Ja, heut noch," erwiderte der Mauthner. „Sobald ich's Protokoll aufg'nommen hab wegen der abgefangenen Waaren, trete ich mit Lori die Wanderung auf den Berg an. Wir kommen mit den Breitenbergern um neun Uhr beim Rosenberger oben zusammen, um in Gesellschaft die Bergfahrt zu machen. Sie wird mir

viele Schweißtropfen kosten, aber das schadet nichts. Möchtest du mitgehen?"

„Na' na', i paß no' nöd unter d' Leut!" wehrte Rudi ab. „Aber Vater, warum b'haltst die Waar da im Zollhaus? Warum laßt es nöd glei weiterfahrn an's Hauptzollamt nach Passau?"

„Dazu hat's morgen Zeit," entgegnete der Vater. „Der Zollwart muß heute erst ein Fuhrwerk bestellen."

„Wenn aber d' Schwärzer an' Angriff machen, wie vorigs Jahr z'Wegscheid? I trauet mir nöd, die Waar über Nacht in unserm einsamen Zollhaus z' b'halten."

„Da hat der Rudi recht," sagte der herbeigekommene Zollwart. „Wer weiß, von wem die Pascherei ausgeht, Sie wern die Waar nicht so leichthin aufgebn. 's best' wär's, fort damit! in Sicherheit. Ja, der Rudi hat ganz recht! Der Gsengetbauer könnts ja gleich unter Bleiverschluß weiterfahrn und ein Aufseher kann zur Begleitung mitgehn. So is die Waar aus'n Haus. Ganz recht hat der Rudi, ganz recht!"

Der Mauthner sah die Richtigkeit der Sache ein, setzte sich mit dem Bauer, der das Fuhrwerk besorgte, in's Einvernehmen, ließ die Waaren wieder verpacken, versah sie mit den Bleisiegeln, und nachdem er dem zur Begleitung erwählten Aufseher einen Bericht an das Hauptzollamt übergeben, ließ er den Wagen über Breitenberg nach Passau weiterfahren.

Rudi athmete erleichtert auf. Er hatte seinem Vater einen Dienst erwiesen, von dessen Größe dieser gar keine Ahnung hatte, denn daß nunmehr der Ueberfall der

Schwärzer unterbleiben würde, verstand sich für ihn von selbst. Es galt jetzt nur, Michl von der veränderten Sachlage zu verständigen und ihm sein Geld zurückzugeben. Nie wieder wollte er, so verlockend es auch sein möchte, auch nur Einen Pfennig sich auf unrechte Art verdienen. —

Es war für den Mauthner und seine Tochter Zeit geworden, um die bestimmte Zusammenkunft bei dem Rosenberger nicht zu versäumen. Lori sah in dem hellen Sommerkleide und dem runden Strohhut mit den blauen, flatternden Bändern ganz reizend aus. Rudi zeigte ihr jetzt die Kette, ohne ihr jedoch zu sagen, daß sie von Michl komme.

„Willst 's heut tragen?“ fragte er sie; „i schenk sie dir.“

„Wo hast du 's denn her?“ fragte ihn die Schwester dagegen.

„Sie is für di bstimmt,“ erwiderte Rudi ausweichend und reichte sie ihr hin.

Lori nahm sie erfreut entgegen; sie wollte dadurch dem Bruder eine Freude machen und legte sie sofort um den Hals.

Alsbald war auch der Mauthner, schon jetzt das Sacktuch zum Trocknen baldiger Schweißtropfen in der Hand, zum Abgang bereit. Er wußte das Amt in den Händen des Zollwarts gut versorgt und nachdem er Rudi und, was sonst nie vorkam, auch der alten Mirl die Hand zum Abschied gereicht, schritt er mit seiner Tochter dem Gebirge zu.

Rudi blickte ihm lange nach. Dann nahm er ein Papier und schrieb einige Zeilen an den Frischmichl des Inhalts, daß die heute Früh eingebrachten Waaren sofort an's Hauptzollamt weitergegangen, somit im Zollhaus nichts mehr vorhanden wäre, weshalb auch der geplante Ueberfall zwecklos sei und er demnach kein Zeichen geben werde. Dazu legte er die zehn Guldenstücke und fügte die Bemerkung bei, daß er unter diesen Umständen das nicht verdiente Geld auch nicht behalten wolle, daß er überhaupt zu derlei Dingen nicht zu gebrauchen sei und sich hierzu zu dumm erachte.

Schreiben und Geld wollte er persönlich Michels alter Mutter übergeben, falls er jenen nicht selbst zu Hause antreffen würde.

Es war ihm, als laste das Sündengeld zentnerschwer auf seinem Herzen und er beeilte sich, dasselbe los zu werden. Dann erst wollte er sich des Dienstes freuen, den er seinem Vater erwiesen; innerlich aber gab er sich das Versprechen, niemals die Hand zu einer verbotenen Handlung zu bieten und wäre es selbst um den Verlust des einzigen Freundes, den er auf dieser Welt besaß.

VI.

Schon vom frühesten Morgen an strömten die Bergfahrer von allen Richtungen dem Dreisesselgebirge zu, welches einen Hauptbestandtheil des Grenzkammes ausmacht und sich als ein mehrere Stunden langer, mit prächtigstem Hochwalde bestockter Wall, dessen hervorragende Gipfel über 1360 m hoch sind, von Norden nach Südosten in das österreichische Mühlviertel hinein erstreckt. Das ganze Gebirge ist aus Granit zusammengesetzt und über und über mit Granitblöcken bestreut. Aus übereinandergethürmten Riesenblöcken dieses Gesteins bestehen auch die höchsten Gipfel: Dreisessel-, Hohen- und Plöckenstein.

Das ganze Gebirge vom Fuße bis zu 1100 m Höhe bedecken alte Hochwaldbestände, die noch immer einen urwaldähnlichen Charakter haben, denn sie sind auf der ursprünglichen Urwaldsdecke des Gebirges herangezogen. Ein fast ängstliches Gefühl, ein Gefühl der Kleinheit und Ohnmacht ergreift jeden, der zum ersten Male einen solchen Bestand von riesigen Fichten und Tannen mit

den starken, säulenartigen Stämmen und den hoch angesetzten Kronen erschaut, dessen dunkles Grün der Nadelhölzer häufig von dem hellen Laub der Rothbuchen unterbrochen wird und dadurch ein heiteres und völlig parkmäßiges Ansehen gewinnt.

Durch einen solchen Bestand führt auch der Steig vom Rosenberger zum Dreisesselstein, dem Ziele der heutigen Bergfahrer. Der Himmel war wolkenlos und umspannte in wunderbarem Blau das Gebirge. Sonst herrscht in diesen Wäldern die tiefste Stille, die nur hin und wieder durch den Gesang der Walddrossel, den Schrei eines Waldspechts oder den dumpfen Schlag der Holzaxt unterbrochen wird, aber heute hallte es vom frohen Jauchzen der Bergwanderer, denn je höher der Mensch hinaufsteigt, desto tiefer schwinden die Sorgen des Alltaglebens von ihm, je mehr er die frische, würzige Bergluft einathmet, desto leichter wird ihm das Herz, und Freude und Lust ziehen in dasselbe ein.

Der etwas beleibte Mauthner kam nun allerdings erst zu dieser Erkenntniß, nachdem der Gebirgsrücken erreicht war, auf welchem sich die Dreieckmark, die Grenzscheide der drei Reiche Bayern, Böhmen und Oesterreich befindet und von wo aus man den Gipfel des Dreisessels erreicht.

Die Erörterungen von heute Morgen hatten ihm das Herz so schwer bedrückt, daß selbst die würzige Bergluft keinerlei Erleichterungen bringen wollte. Und doch wurde er nach und nach munterer, denn er war voll guter Vorsätze und Hoffnungen. Er wollte durch ein Uebermaß

von Güte gegen den armen Rudi alles wieder ausgleichen. Der Blick in die Zukunft erschien ihm heiterer, wenn er sein Auge auf das in angeregtem Zwiegespräch voranschreitende junge Paar, die Tochter und ihren Begleiter, heftete. Den Hut in der einen, das Taschentuch in der anderen Hand, keuchte er hinter der Gesellschaft her, die aus den Honoratioren der Umgegend bestand.

Bayerische, böhmische und oberösterreichische Bedienstete der Grenzwache und Gendarmerie wie des Forstfaches in ihren verschiedenen Uniformen und Waffen bildeten schon für sich eine stattliche Zahl, während aus allen anderen Ständen der ganzen weiten Umgegend Karawanen von Leuten in ihrer einfachen Waldlertracht herankamen. Diese bestand bei dem weiblichen Geschlecht zumeist aus selbsterzeugten Stoffen, wobei das dunkelblaue, mit weißen Punkten versehene Kopftuch, oder das beliebte Madrastuch nach Art der Rotthalerinnen, Czechen und Slovenen mit offen herabhängendem Hinterstück getragen und die knapp anliegenden, meist schwarzen Spenser den wohlgebildeten Gestalten gut zu statten kamen, während die Tracht der seßhaften Männer und Burschen meist ein gewöhnlicher Rundhut mit Band und Schnalle, kurze Tuchjacke, buntseidene Weste mit blanken Knöpfen, lange Lederhose und niedere Wadenstiefel ausmachte. Die Inleute und die Holzarbeiter, hier „Scheiterhauer“ genannt, erschienen zumeist nur in blauen, leinenen Anzügen, aber ihre heiteren Gesichter zeugten davon, daß man sich in allen Lebensstellungen ein frohes Gemüth bewahren könne, ihr Jauchzen und

Jodeln klang so frisch und laut, wie dasjenige ihrer besitzenden Landsleute.

Nur auf einen dieser einfach gekleideten Burschen schien der prächtige Wald und die frische Bergluft keinen frohen Eindruck zu machen — es war der Frischmichl.

Er war dem Forstpraktikanten und Lori in angemessener Entfernung gefolgt. Er verwandte keinen Blick von den beiden, und weilte dieser Blick auch oft haßerfüllt auf dem jungen Manne, so milderte er sich doch jedesmal, wenn er auf dem schönen Mädchen haftete, dessen rothe Korallenkette weithin sichtbar war.

Diese Korallenkette, die sich um den Hals der schönen Mauthnerstochter schlang, rief in dem Herzen des Burschen ein gewisses Gefühl von Glückseligkeit hervor. Er fühlte sich ganz im Banne dieses Mädchens, es war eine verheerende Flamme, die in ihm loderte, es war ein hoffnungsloses Lieben, und doch schuf es die einzigen glückseligen Stunden seines verfehlten Lebens, deren Abglanz die unbegrenzte Freundschaft zu dem in seinen Gesichtszügen dem Mädchen so ähnlichen Bruder war.

Diese Leidenschaft, die ihm Herz und Sinn gefangen nahm, hielt ihn vor mancher Gewaltthat zurück, welche im Gefolge seiner gesetzwidrigen Handlungen war. Er setzte sich niemals den Organen des Gesetzes zur Wehr, sondern ergriff jedesmal so rechtzeitig die Flucht, daß man ihm nicht mit Sicherheit eine Schuld beimessen konnte. Er fürchtete nichts mehr, als gefangen zu werden, von der Heimath entfernt und der Freiheit beraubt zu sein. Der Gedanke daran erfüllte ihn mit Todes-

grauen. Seine alte, kranke Mutter mußte ja ohne ihn verhungern, und Lori nicht mehr sehen zu können, wäre für ihn Höllenqual gewesen.

Gleichwohl beschäftigte ihn bei dem Aufstiege vorzugsweise auch der Plan, wie er und seine Kameraden am besten der abgefaßten Waaren wieder habhaft werden könnten. Die leuchtende Korallenkette am Halse Lori's galt ihm ja auch für ein Zeichen, daß Rudi das Werk unterstützen werde, und so schritt er mit getheilten Empfindungen bergan.

Ferdinand wich auf dem ganzen Weg nicht von Lori's Seite. Der sonst dem Mädchen eigene Frohsinn wollte aber heute nicht zum Vorschein kommen. Der junge Mann gab sich alle erdenkliche Mühe, das Mädchen heiterer zu stimmen, und da ihm dieses nicht gelingen wollte, kam er auf die Vermuthung, seine Person trage die Schuld hiervon und die Neigung des Mädchens zu ihm habe sich verringert. Deßhalb drang er in Lori, ihn von den qualvollen Zweifeln zu befreien.

Lori war nun gezwungen, dem Freunde mitzutheilen, daß Rudi wieder heimgekehrt und wie sie um dessen ferneres Schicksal aufs Tiefste besorgt sei.

Der junge Forstmann hatte an Lori's abwesenden Bruder gar nicht mehr gedacht und er erschrak fast, als dieser jetzt plötzlich auf der Bildfläche und so nahe verbunden mit dem von ihm angebeteten Mädchen erschien.

Dieser Bruder, dieser landbekannte Flank, bildete allerdings eine sehr unangenehme Dareingabe.

„Nun, was hat Ihr Vater über ihn beschlossen?"

fragte er, nachdem er eine Weile nachdenkend neben Lori hergeschritten.

„Er sucht Arbeit für ihn," lautete die Antwort.

„Eine Arbeit, bei der man die Hände in den Schooß legen kann, die gibt's nicht, und eine andere wird ihm nicht passen," meinte der junge Mann etwas wegwerfend.

„O ja," ereiferte sich Lori, „er hat die besten Vorsätze. Er hat ja ein so gutes Herz und er wird uns gewiß keine Schande mehr machen."

„Das gebe Gott!" erwiderte Ferdinand aus tiefster Seele. „Aber ich glaube nicht daran. So lange er nicht von der schlechten Kameradschaft läßt, in der er schon als Schulbub gewesen, ist er für die bessere Menschheit verloren. Und er läßt nicht davon, ich weiß es, er ist Ein Herz und Ein Sinn mit dem gefährlichsten unserer Wilderer und Pascher, mit dem berüchtigten Frischmichl, einem Menschen, vor dessen Kugel Niemand sicher ist, am allerwenigsten ich, dem er, wie ich bestimmt hörte, den Tod geschworen."

„Um Gottes willen, das ist gewiß nur ein falscher Verdacht!" rief Lori. „So schlecht kann doch der Michl nicht sein, der für seine alte Mutter so besorgt ist — Ferdinand, Sie thun ihm gewiß Unrecht!"

„Für wen ereifern Sie sich!" entgegnete der Forstmann. „Sehen Sie hier an meinem Hut die Spuren der Kugel, die mir im heurigen Frühjahr, es war am Vorabend des Palmsonntags, in der Dämmerung ein Wilderer zugedacht. Einen Zoll tiefer und er hätte

seine Absicht erreicht. Und dieser Wilderer war der Frischmichl."

„Haben Sie ihn erkannt?" fragte Lori.

„Erkannt?" gab Ferdinand zurück. „Nicht am Gesicht, doch in seinem Wesen. Als wir zusammentrafen, er hatte soeben den Bären erlegt, sah ich, wie er gegen mich anschlug. Ich gab Feuer, ohne ihn zu treffen, im gleichen Augenblicke streifte mich seine Kugel. Ich schickte dem Flüchtigen einen zweiten Schuß nach, doch wußte er sich hinter Felsentrümmern zu decken. Wie eine Gemse sprang er dahin, stürzte über einen Felsen, raffte sich wieder auf und verschwand im Hochwalde. Ich konnte ihn nicht weiter verfolgen. Ich ließ noch in derselben Nacht in seiner Wohnung nach dem Burschen suchen, er war nicht zu Hause, er sei im Böhmischen auf einem Viehhandel begriffen, hieß es. Nach mehreren Tagen kam er in der That mit einem Viehtriebe über die Grenze. Man konnte ihm nichts anhaben und doch war ich fest überzeugt, daß nur er mir diese Kugel zugeschickt."

„Gott sei Dank, daß es so ausgegangen," sagte die Lori. „Und am Vorabend des Palmsonntags ist das gewesen?"

„Ich werde den Tag nie vergessen," betheuerte der Jäger.

Lori's Gesicht überzog eine glühende Röthe. Plötzlich erinnerte sie sich ihrer Hilfeleistung am Palmsonntag im Klafferstraßwirthshause, wo ihre kleine Hausapotheke dem Frischmichl so gute Dienste gethan, sie erinnerte

sich aber auch, wie sie sowohl vom Wirthe wie von dem Kranken selbst dringend gebeten worden, mit keinem Worte der Sache zu erwähnen, daß Michls Mutter von dem Unfall erfahren und sich darüber ängstigen könnte. Lori hatte gegen Niemanden etwas geäußert, auch nicht viel darüber nachgedacht, jetzt aber erschien ihr plötzlich alles in anderem Lichte und sie erschrak heftig über diese Erkenntniß. Ja, Ferdinands Verdacht war begründet, es war kein Zweifel, die Kugel, welche sein Leben in so große Gefahr brachte, sie kam von Michl, dem Freunde ihres Bruders.

Ferdinand ahnte nicht, was in dem Innern seiner Begleiterin vorging. Sie war plötzlich die Mitwisserin eines Geheimnisses geworden, das wie mit Fieberschauern ihr Inneres durchwühlte.

„O Gott, mein Gott!" Diese Worte preßten sich mit Gewalt aus ihrem Munde hervor.

Der junge Forstmann war der Meinung, sie seien der Ausfluß ihrer Theilnahme für ihn und er fuhr dann fort:

„Fürchten Sie nichts. Der Mensch wird sich besinnen, mir ein zweites Mal im Walde zu begegnen; es wäre sein Todesgang!"

Ein lautes Lachen störte die beiden auf. Sie erblickten in geringer Entfernung auf einem Wege, der neben dem von ihnen beschrittenen Gangsteige herlief, den Frischmichl. Er mußte die letzten Worte des Forstmannes gehört haben und hatte sie offenbar auf sich

bezogen. Ferdinand machte sofort eine rasche Bewegung nach dem Gegner, aber Lori hielt ihn zurück.

„Um alles in der Welt, setzen Sie sich keiner Gefahr aus!“ bat sie. „Mir ist so bang.“

Ferdinand verfolgte den rasch voranschreitenden Burschen mit bösem Blick und dieser juchzte jetzt und sang wie zum Hohne:

„Und der Fuchs stimmt 'n Has
Und der Jaga 'n Fuchs,
Und der Wildra 'n Jaga,
So wechselt der Jux!“

„Die Pest in seinen Hals!“ rief Ferdinand wuthentbrannt. „Wäre da oben heute nur nicht das Fest, ich würde ein Wörtl mit ihm reden. Leider haben dort heut alle Lumpen Zutritt.“

„Sie rechnen mich doch nicht auch unter die Lumpen?“ lachte der mühsam nachgekommene Mauthner. „Lumpig genug gehts mir mit dem Marschiren; nur die Aussicht, daß wir bald am Ziele sind, hält mich noch so ziemlich beisammen.“

Dieses Ziel, der Gipfel des Dreisessels, ward denn auch nach einer zweistündigen Wanderung erreicht. Hier oben befindet sich ein freier Rasenplatz, nur von einigen riesigen Tannen und Fichten bestockt. Die östliche Hälfte dieses Platzes ist böhmisch, die westliche bayerisch. Jene begrenzt eine prächtige Hochwaldung, diese aber die berühmte Dreisesselgruppe, drei wie von Menschenhand aus wagrechten, grobkörnigen Granitplatten bis zu dreißig Meter Höhe aufgethürmte Steinkolosse, auf deren oberen

Flächentheilen sich drei sesselartige Vertiefungen mit förmlichen Lehnen befinden, auf welchen, der Sage nach, voreinst die Herrscher der drei aneinander grenzenden Reiche, Böhmen, Bayern und Oesterreich, jeder in seinem eigenen Reiche sitzend, gemeinschaftliche Berathungen pflogen.

Auf dem Bergplateau herrschte das regste Leben. Alle Stände waren vertreten. Beamte, Lehrer, Aerzte, die böhmischen Hüttenbesitzer mit ihren Familien, Geistliche, Landleute beiderlei Geschlechts, Touristen u. s. w., sie alle verkehrten hier in zwangloser Fröhlichkeit und erfreuten sich an der schönen Gottesnatur und der herrlichen Fernsicht. Die Waldhirten der ganzen Umgegend fanden sich mit ihren Angehörigen heute natürlich vollzählig ein, die Hüte geschmückt mit mächtigen „Blumenbuschen," denn sie feierten heute ihren „Hirtenkirta" und betrachteten die ganze übrige Gesellschaft nur als vorhanden, ihr Fest verherrlichen zu helfen.

Dieses „Jakobifest" ist nichts anderes als der sogenannte „Hirtenkirchtag" (Almerkirta), wie er auch im Hochgebirge von den auf den Bergweiden den Sommer über verweilenden Hirten gefeiert wird. Hier auf diesem Grenzberge kamen die Hüter der jungen Stiere, welche zu Berge getrieben werden, an diesem Tage seit unvordenklichen Zeiten zusammen und vergnügten sich mit besserm Essen und Gespräch, vielleicht bei einer Zither oder Pfeife.

An sie schlossen sich Gäste aus dem Thale an, die ihnen die Lebensmittel zugetragen hatten, und so wurde

es Sitte, am St. Jakobstage sie auf ihrer einsamen Höhe zu besuchen und den Tag oben in der frischen Bergluft bei der herrlichen Fernsicht zu verbringen. Zugleich begrüßten sich dabei die Nachbarn der drei Länder und freuten sich in friedlichster Weise ihres Lebens.

Heutzutage bilden zwar auch noch die Hirten den Mittelpunkt des Festes, ihnen gesellen sich aber oft über dreihundert bis vierhundert Personen der nächsten Orte aus den drei Landen zu. Wirthe, Bäcker u. s. w. ziehen mit ihrer Waare zu Berg, Hütten sind errichtet, man bringt Musikanten mit, lagert auf dem Gestein, schaut in's Weite, trinkt, tanzt und macht mit den Nachbarn gute Bekanntschaft, bis man am Abend vergnügt scheidet, während die Hirten oben noch ein Freudenfeuer anschüren und den Gästen nachjauchzen.

Und so war es auch heute.

An den flüchtig aufgeschlagenen Tischen und Bänken wie auf dem Grasboden saßen die Leute und ließen sich Bier und Weißbrod bestens munden; an einem offenen Herde bereiteten sich andere in großen blechernen Büchsen das sogen. Büchelsteinerfleisch, die Lieblingskost der Wäldler Bergfahrer, oder es wurden Würste warm gemacht, die heute in Legion verzehrt wurden. Böhmische Musikanten spielten auf ihren verrosteten, mit Grünspan bedeckten Blasinstrumenten und alten gellenden Klarinetten lustige Weisen. Ein anderes Musikkorps bildete die Kapelle des reichen Höchstbauern auf dem Frauenberge, der weit und breit als „Musikmeister"

bekannt war, neben seinen bäuerlichen Verrichtungen mit Leidenschaft die Musik betrieb und alle seine männlichen Inleute zur Erlernung irgend eines Instruments anhielt. So konnte er bei festlichen Gelegenheiten mit seiner selbstgeschaffenen Kapelle aufspielen und erntete allseitig Lob und Dank.

Der Platz für die Honoratioren und besonders geladenen Gäste war durch Tannenbüsche abgegrenzt und befand sich unter einer Gruppe von riesigen Tannen, welche ein schattiges Dach bildeten zum Schutze gegen die Mittagssonne. Der Revierförster von Lackenhäuser spielte hier den Hausherrn. Er war ein alter, noch rüstig aussehender Forstmann mit schneeweißem Kopf und ebensolchem Schnurrbart. In seiner Haltung erkannte man trotz seines Alters den vormaligen Offizier. Er war ein origineller Mann von unverwüstlichem Frohsinn. Wohl hatte er auch seine üblen Gewohnheiten, und als solche vorzugsweise die, ungemüthlich grob zu sein. Er sagte Jedem die nackte Wahrheit in einer Form, die im Allgemeinen nichts Verletzendes an sich hatte, aber dennoch den Betreffenden oft befremdete. Dabei gebrauchte er in seiner frohen Laune ganz eigenthümliche Anreden, die allerdings nur ein Scherz sein sollten, aber doch Manchen verblüfften.

Er begrüßte die von Böhmen und Bayern Ankommenden, besonders herzlich aber seinen Sohn und den alten Mauthner. Letzterer stand, den Hut in der Hand und sich mit dem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Nacken wischend, in einer gewissen Verlegenheit

dem ehemaligen Kriegskameraden gegenüber, und er war nicht wenig überrascht, als dieser ihm die Hand zum Gruße reichte.

„Zachäus, bist du 's wirklich?" rief der Revierförster lachend. „Soll ich die Worte wiederholen, die deinen edlen Kollegen vom Hauptzollamt Jerusalem so populär gemacht? Alte Zollschranke, sei mir willkommen!"

„Eigentlich!" stotterte der Mauthner, „eigentlich sollte ich — eigentlich —"

„Eigentlich," fiel ihm der Revierförster in die stotternde Rede, „sind wir alle Zwei rechte Kameeler — das heißt, ich trage keine Schuld daran, daß wir nebeneinander leben wie —"

„Eigentlich ja," unterbrach ihn der Mauthner, „aber —"

„Was aber?" fiel der Förster ein. „Jeder Mensch hat Anspruch auf Hochachtung, der einsieht, daß er ein Esel gewesen. Das ist unser Fall. Schlag ein angesichts der drei Staaten — Musikanten, einen Tusch! — Ein Hoch auf die alte Freundschaft, die niemals rostet!"

Die Musikanten spielten einen Tusch. Alles stimmte in das Hoch mit ein, Krüge wurden gehoben, Hüte geschwenkt, während die beiden alten Kriegskameraden sich umarmten.

„Altes Rhinoceros," sagte der Förster leise zu dem wiedergewonnenen Freunde, „bist du denn mit Blindheit geschlagen? Siehst du nicht ein, daß wir uns aussöhnen müssen, wenn unsere Kinder sich ihr Nestlein

bauen wollen? Sprich kein Wort — setz dich nieder, daher auf diesen bequemen Sitz — ruhe dich auch, iß und trink und sprich nichts. Es ist nicht gut, wenn der Mensch viel dummes Zeug schwätzt. Es geht alles, wie es gehen muß, für die Herzen gibts keine Schlagbäume. Mach keinen Simpel von einem naseweisen Vater, sag ja, alles andere ist vom Uebel!"

Damit drückte er den überraschten Mauthner auf einen bequemen Sitz nieder und reichte dann Lori beide Hände zum Gruß hin.

Der Mauthner kam sich ganz willenlos vor.

„Ja, ja," sagte er, „das Ausruhn schmeckt. Der Berg ist meiner Seel in den zehn Jahren, seit ich nicht mehr da war, höher geworden."

„Natürlich," lachte der Förster, „für einen solchen Federfuchser wachsen die Berge in den Himmel hinauf! Schau mich an, für mich ist der Dreisessel eine Erholungstour, er ist mein Garten, mein Park und mein Stolz; jeder schöne Baum freut mich. Aber du kennst nur den blauweißen Schlagbaum und deinen Zolltarif. Gott sei Dank, daß ich nicht, wie du trauriger Zöllner, angehängt, sondern da heroben näher dem Himmel bin, in den ich nur zu kommen wünsche, wenn's droben einen Hochwald und keine Borkenkäfer gibt. Sollst leben, alter Federfuchser!"

Es folgten nun heitere Stunden. In zwangloser Fröhlichkeit erfreute sich alles an der schönen Natur und vergnügte sich mit Gesang und Tanz. Dazwischen erging man sich in dem nahen Walde oder stieg den

schmalen Holzsteig hinauf zu den drei Sesseln, von denen man eine entzückende Fernsicht nach Bayern und Oesterreich genießt, auf das alte Passauerland bis Linz, das Inn- und Donauthal, die Alpen von Salzburg bis Steiermark, sowie auf die unermeßlichen Forste des Böhmer- und Bayerwaldes.

Auf diesen Felsen stehend, wird auf Grund einer im Volke lebenden Sage manches spröde Mädchen vor Hochmuth und Hoffart zu warnen versucht, freilich nur in neckischer Weise von den jungen Männern. Es wird nämlich erzählt, daß in jener Zeit, als die Fürsten ihre Zusammenkunft auf dem Dreisesselberg hielten, in den Burgen zu Wolfstein, Hauzenberg und Riedl drei wunderholde Fräulein lebten. Um diese warben drei junge Edelleute aus dem Gefolge der Fürsten, ein Bayer, ein Oesterreicher und ein Böhme. Aber die Fräulein waren ebenso hoffärtig als liebreizend, und ihr Sinn stand nach gräflichen oder wohl gar fürstlichen Freiern, weßhalb ihnen die schlichten Ritter nicht gelegen kamen. Um diese abzuschrecken, setzten sie den Preis ihrer Schönheit über die Maßen hoch und stellten den Jünglingen beinahe unerfüllbare Bedingnisse. Gleichwohl nahmen die Ritter die harten Satzungen an, denn der Liebe deucht keine Aufgabe zu schwer. Sie empfingen nun aus der Hand der Fräulein jeder ein goldenes Fingerreiflein. Damit sollten sie sich, wenn sie ihre Abenteuer glücklich durchgekämpft, von heute an übers Jahr, am Abend vor dem Dreikönigsfeste, gemeinsam auf dem Dreisesselstein einfinden. In der Mitternachtsstunde

würden sodann auf den Warten der drei Burgen Freudenfeuer auflodern zum Zeichen, daß man der Bräutigame in Jubel harre. Die Ritter zogen nun in den Gauen herum, bestanden manchen heißen Strauß, kämpften mit Riesen und Drachen, und nachdem sie alles, was ihnen geboten war, pünktlich vollführt, arbeiteten sie sich an dem bestimmten Tage mühsam durch den tiefen Schnee zum Dreisesselberge hinan, um auf dem Gipfel desselben die versprochenen Zeichen abzuwarten. Eine Ewigkeit schien ihnen die Zeit bis zur Mitternacht; diese kam und verrann — aber nirgends brannten die ersehnten Feuer. Die Ritter merkten jetzt — zu spät —, daß sie geäfft seien, und voll Unmuth zogen sie die Ringe von den Fingern und warfen sie, jeder nach einer andern Himmelsgegend, in die mit Schnee bedeckten Abgründe. Darauf zogen sie von dannen auf Nimmerwiederkommen. Die stolzen Dirnen aber führte kein Freier zum Altar. Sie welkten dahin in den freudeleeren Mauern ihrer Schlösser und sanken ins Grab, ohne auch dort Ruhe zu finden. Denn alljährlich in der Dreikönigsnacht sieht man sie die Kuppe des Dreisesselberges umirren, vergeblich die klafterhohe Schneedecke nach ihren Ringen durchwühlend. (Ad. Müller.)

Dieser Sage gedachte Ferdinand, als er jetzt mit Lori auf einem dieser Felsen stand, und er fragte das Mädchen:

„Welche Bedingnisse werden Sie mir stellen, wenn ich es wagen sollte, um — dich zu freien?“

Dabei ergriff er ihre Hand und steckte ihr ein Ringlein an den Finger.

Lori blickte ihn mit ihren sanften Augen liebevoll an, dann erwiderte sie:

„Ferdinand, ich stelle die Bedingung, daß du dich keiner Gefahr aussetzest, daß du den Frischmichl in Ruhe läßt, der, wie du vielleicht nicht mit Unrecht glaubst, dein Feind ist. Hier geb ich auch dir dieses Ringlein, und wenn es dir Ernst ist und du glaubst, mit mir glücklich zu werden, so —“

„So halten wir am nächsten Dreikönigsfeste unsere Hochzeit,“ ergänzte der junge Mann, als das Mädchen stockte. „Abgemacht!“

Ein Händedruck, ein glücklicher Blick zeigten ihm des Mädchens Einverständniß, und der junge Forstmann gab seiner Freude lauten Ausdruck durch einen weithin hallenden Juhschrei. Auch die anderen auf dem Gipfel Stehenden stimmten freudig ein.

Doch diese glückliche Stimmung erlitt bald eine Dämpfung.

Beim Abstieg über die etwas schwache Holztreppe unterstützte Ferdinand das nachfolgende Mädchen so gut es anging. Da brach die unterste Stufe. Ferdinand suchte sich durch einen Sprung zu retten, wobei er ausglitt und ohne sich im Geringsten zu verletzen, einen Moment zu Boden fiel, worüber alle Anwesenden laut lachten. Diesen Moment benutzte der gleichsam unter dem Felsen Wache haltende Frischmichl, dem plötzlich im Abstiege gehemmten Mädchen seine Hilfe anzubieten.

Ohne daß Lori recht wußte, wie es kam, hatte er sie mit festem Arm um die Hüfte gefaßt und sanft

herabgehoben. Dabei hatte seine Wange wohl mehr als zufällig diejenige Lori's berührt, wobei er ihr die Worte in's Ohr flüsterte:

„Du heili's Deandl!“

Ferdinand verstand diese Worte zwar nicht, aber er sah, da er sich wieder aufgerafft, wie zärtlich der Bursche seine Geliebte umfaßt hielt, und in einem plötzlichen Wuthanfall stieß er jenen zurück.

„Scher dich zum Teufel!“ schrie er. „Niemand hat dich gerufen!“

„Oho!“ gab der Bursche zurück. „Schaugts ma dö Greanhosen an! (Schimpfname für die Forstleute und Grenzwächter.) Soll i dir's Hüatl awakei'n (den Hut herunterschlagen)?“

„Probir's, du Tagdieb!“ rief Ferdinand und zog seinen Hirschfänger. Aber im gleichen Moment fühlte er sich von rückwärts gepackt und die Waffe ward ihm von Michels Freunden entrissen.

„Hauts'n zamm!“ rief es von mehreren Seiten.

Lori schrie laut auf vor Schrecken und trat jetzt zu Michl mit den Worten:

„Michl, ich bitt' dich, mach Frieden!“

„Lori, was du willst, gschieht!“ rief der Bursche, sie mit seinen brennenden Blicken gleichsam verschlingend.

Sofort gebot er Stillstand und aus der Hand eines seiner Kameraden den Hirschfänger nehmend, reichte er diesen mit spöttischer Miene dem jungen Forstmanne, indem er sagte:

„Da, nimm dein Schnitzer wieder. Heunt wird nix graaft da heroben, dafür is ebbs guat.“

Ferdinand wollte diese Großmuth nicht anerkennen. Wohl stieß er die Waffe in die Scheide zurück, aber er zog auch von den durch den plötzlichen Zusammenlauf aufmerksam gemachten und herbeigeeilten Gendarmen und Grenzwächtern einen Vortheil, indem er diesen die Burschen bezeichnete, welche sich an ihm vergriffen hatten.

Sein Vater, der Revierförster, eilte nun auch herbei, erkundigte sich über den Zwischenfall, und als Herr auf dem Dreisessel befahl er, daß Michl und sein Anhang sich vom Festplatze zu entfernen hätten.

Das machte böses Blut. Keiner wollte dieser Aufforderung genügen und es bereitete sich ein böser Kampf vor. Die Heiterkeit des Festes schien geendet zu haben und alles bangte vor einem Zusammenstoße der erhitzten Burschen mit den bewaffneten Organen.

Lori weinte. Mit Recht hielt sie sich für die unschuldige Ursache dieses gefahrdrohenden Streites.

Niemand achtete in der Aufregung dieser Thränen, nur Einer übersah sie nicht und dieser Eine war Michl. Sein Entschluß war kurz gefaßt. Er stieg auf eine Bank und gebot Ruhe.

Als diese eingetreten, sagte er:

„I bin ganz alloa’ Ursach an dem Streit. Seids wieder z’frieden, laßts Enk ’s Fest nöd verderben. I wend’ mi furt und bleibts Des in Frieden z’ruck. A so is g’holfen. Unser Herr Revierförster soll leben. Vivat hoch!“

Zuerst durch diese Wendung verblüfft, stimmte bald alles lachend in den Ruf mit ein. Michl aber verließ eiligst den Festplatz. Er winkte seinen ihm folgen wollenden Kameraden, zu bleiben und war alsbald im Hochwald verschwunden.

Nun aber störte nichts mehr die allgemeine Fröhlichkeit. Selbst der alte Mauthner ward seelenvergnügt, zumal ihm der Fabrikherr von Glöckeberg die Zusicherung gab, seinem Sohn Rudi eine Stellung im Geschäft zu geben, die er ohne viel geistige Anstrengung versehen könne.

Volks- und Schnadahüpfelgesänge wechselten mit Musikvorträgen, besonders aber war es ein echtes Waldlerlied, das alle einstimmig sangen:

Mir san nöd jung, nöd jung,
Mir san nöd olt, nöd olt,
Mir san hold stolz auf unsern Wold;
Mir san nöd granti,
Mir san gemüathli holt,
Mir san holt stolz auf unsern Wold!

Lori war etwas nachdenkend geworden. Sie konnte den aufregenden Zwischenfall nicht vergessen. Michl's seltsam gesprochene Worte und seine glühenden Blicke wollten ihr nicht aus dem Sinn. Sie mußte immer wieder daran denken. Aber sie hielt doch dafür, daß es nur die Freundschaft zu Rudi sei, die Dankbarkeit für den einst geleisteten Dienst, was ihn ihr gegenüber so gefügig machte. Und doch konnte sie sich nicht Alles zusammenreimen.

Aus ihren Gedanken riß sie der alte Revierförster, der jetzt öffentlich und in aller Form um sie für seinen Sohn freite.

„Sag nur Ja," rief der angeheiterte Mauthner, als ihn die Tochter fragend anblickte, „es nutzt dich nix mehr; sonst macht uns der Revierförster solche Grobheiten, daß wir nimmer wissen, sind wir am Rachel oder am Dreisessel."

Dabei ergriff er Loris Hand und legte sie in diejenige Ferdinands.

Der alte Revierförster aber sagte lachend:

„Nun, endlich kennt er mich wieder!"

Die nächste Folge war ein Tusch der vereinigten Musikbanden und ein nicht enden wollendes Hoch auf das Wohl des Brautpaares.

Weithin hallte dieser Jubelruf. Ihn hörte auch der gegen den böhmischen Blöckenstein zu sich entfernende Bursche, der, wie von süßem Schauer erfüllt, den Waldweg entlang schritt, in Gedanken bei dem Augenblicke verweilend, da sich seine und des Mädchens Wangen berührten. Nicht um allen Reichthum in der Welt hätte er diesen Moment vertauscht. Er fühlte sich glücklich, er war versöhnt mit der ganzen Welt. —

VII.

Rudi befand sich bald nach Abgang seiner Angehörigen auf den Weg zu Michls Wohnung. Er hatte seine beste Kleidung angezogen und machte in derselben wie in seinem sonstigen Aeußern heute den Eindruck eines anständigen Menschen. Auch innerlich fühlte er sich ganz ermuthigt. Schon sein natürlicher Leichtsinn ermöglichte ihm ja, alles Vergangene rasch zu vergessen und sich des Augen? blicks zu erfreuen. Und dazu hatte er heute allen Grund: er wußte die Schwester gesund, den Vater versöhnt, hatte saubere Kleider und ein paar Sechser in der Tasche, die ihm der Vater noch beim Abschied in die Hand gedrückt, und hatte außerdem, wie schon lange nicht mehr, ordentlich gefrühstückt. So lächelte ihn die Welt, die ihm noch gestern so trübe erschien, heute gar fröhlich an. Mit wahrem Vergnügen blickte er zu dem tannenbestockten Hange des Dreisesselgebirges und es hätte nicht viel gefehlt, daß er in die frohen Juchzer mit eingestimmt, welche vom Berge fast

ohne Unterlaß hinab ertönten in das schöne, wiesenbegrenzte Thal der Michel, an welcher ihn den Weg hinführte.

Wie wohl war es ihm in der Heimat! Wie oft hatte er sich nach ihr zurückgesehnt in den schlimmen Tagen, die er durchlebt! Die duftigen Berge sehen, die würzige Waldluft athmen und dabei ein ruhiges Gemüth haben, das deuchte ihm heute die größte Glückseligkeit. Gern wollte er sich jeder Arbeit unterziehen, wenn er nur hier bleiben, Heimatluft athmen könnte!

So summte er vergnügt eine Melodie, bis daraus ein erst bescheiden, dann sich immer mehr entwickelnder Gesang „über den schönen Wald“ erstand, den er bis zu dem am Ende angefügten Jodler sang. Den Jodler selbst brachte er noch nicht heraus, dafür aber sang ihn eine schöne weibliche Stimme ganz in seiner Nähe.

Rudi blickte verwundert um, sah in das lachende Gesicht einer frischen, jungen Neuweltlerin, die, einen Korb mit Waaren auf dem Kopfe tragend, rüstig schon länger hinter ihm hergeschritten war, sich an dem Gesange des Mannes ergötzte und, da er nimmer weiter konnte, denselben vollendete.

„Jeß, du bist es, Gredl; grüß di Gott!“ rief Rudi.

„Ja gel', da schaugst, daß i den Jodler sing, der dir in der Kehl is stecka bliebn,“ entgegnete das ihm nun ganz nahe gekommene Mädchen. „Woaßt, i sollt eigentli no' nöd singa, weil 's Jahr no' nöd um is, daß mei' Vormund gstorbn is; da sollts mir halt no' gar nöd singerlich z' Muath sei', aber i kann nöd anders.

Hör i singa, so muaß i mitsinga, seh i ebban lacha, lach' i mit, und flennt wer, so flenn i halt aa mit. I woaß's, dös is dumm und d' Leut hoaßen mi aa dö dumm' Gredl von Reichenau, aber was liegt mir da dran! I bin mir gscheid gnua für mei' bisl Geld und mi gfreut mei' jungs Lebn. So, und jetzt gib mir d' Hand zum Grüßgott und sag mir, wo s' d' hinsummst und wo 's d' herkimmst und was's mit dir is. 's Mirl, enka Kindsmagd, di aa meinige Basen is, wie 's d' woast, hat scho' viel Kümmerniß wegen dir ausgstanden und lamentirt in oan Trumm, daß 's ihran Ruderl so schlecht geht, derweil vagabundirt 's Ruderl in der Welt umanand und laßt unsern Herrgott an' guaten Mo' sei'. I woaß scho', daß dir d' Leut und vor allen dei' Vater, auffässi san, grad wie mir. Di hoaßens 'n Mauthnerflank und bist leicht mehr werth, wie alle die blauleinen Schlucker mitanand, denn du hast an' Geist, und wer an' Geist hat, därf aa r a wengerl leichtsinni sei'. Ham's dennast gsagt, du bist bei der Komödie? Jesses na', da hätt' i di sehgn mögn! I hon d' Komödie für mei' Seel gern. Wie schö' is's gwen auf unserm Wirth sein' Tanzboden, wie 's amal 'n Doktor Faust gspielt ham, den der Teufl mit 'n Schürhackl gholt hat, oder 'n Schinderhannes, oder gar d' Genovefa. Was i da gflennt hon! Und erst der Kasperl — aus is's, wenn i da dran denk, was der für Faxen gmacht hat! Sag, was hast denn du gmacht beim Gspiel?"

Da das geschwätzige Mädchen endlich tief Athem

schöpfen mußte, konnte auch Rudi zu Worte kommen. Gredl war mit ihm, Michl und Ferdinand zu gleicher Zeit in die Dorfschule gegangen und die sich dort entwickelte Zuneigung Beider kam immer wieder zur Geltung, so oft sie in späteren Jahren zusammentrafen, was gewöhnlich im Zollhause der Fall war, wenn die Gredl ihre Base, die alte Mirl, besuchte.

Rudi freute sich gerade heute, Jemandem begegnet zu sein, der ihn nicht mit mißliebigen Augen ansah, sondern sich vielmehr über diese Begegnung freute. Deshalb sagte er zu dem Mädchen:

„Du möchst wissen, was i in der Komödie mach? A traurige G'stalt."

„Aber dös muaß lusti sei'!" fiel das Mädchen ein, dessen Lunge wieder hinlänglich Luft gefaßt zu haben schien.

„'s Komödiespieln! hat seine Mucken!" versetzte Rudi. „Da heißt's auswendi lerna und büffeln und schließli bleibst doch stecken —"

„I bleibet nöd stecken!" unterbrach ihn das Mädchen, „i schwaatzet mi scho außi —"

„Das glaub i," meinte Rudi lachend. „Aber du hast es nöd nöthig, a Komödiantin z' machen, du hast dei' Brod."

„Wär nöd aus, wenn i grad 's Brod hätt'!" rief Gredl. „I hon scho' a Fleisch aa dazua und a Hendl, wenn i oans will."

„Also geht's dir guat?" fragte Rudi.

„Ja no', wenn ma 's Schlechte zum Guaten zählt

— i bin z'frieden. I treib halt 'n Leinwandhandel von mein Vormund weiter und hon a kloans Häusl von eam g'erbt. I kauf ein, was mir d' Leut bringa, und roas' umanand auf die Märkt im ganzen Land, die Firma Gerstl von Reichenau kennt a Jedermann, dös bin i. Jetzt hab Respekt! Kimmst amal aussi zu uns, so kehr zuari; werd dir scho' was Guats aufwarten."

„Is recht, i komm," versprach Rudi. „Aber i woaß wirkli nöd, bist scho' verheirath oder no' allweil ledig?"

„Allweil no' ledig, Gott is's dankt!" entgegnete das Mädchen rasch. „Wenn i mir an' Mann hätt' kaufen wolln, hätt' i d' Auswahl, aber dazua bin i mir z'gscheid. Mit dera Waar wird z'viel g'fälscht und i gib mir nur mit reinleinener, hauswirkener Waar ab. Lieber ledigen Stands verbleiben, als an' söchan Handel. Moanst ebba, i hon koa' Herz, koa' G'fühl? Moanst, d'Handelschaft verstoanert 's G'müath? Moanst, i hon nöd scho' oft denkt, wie schön daß 's wär, wenn neben meina im Stand a liabs Mandl g'schäfti wär, oans, dös mi gfreut, so oft i 's anschaug, aber koan Gscheerten, sondern an' Mann, mit demst dirmaln aa r an' gebildeten Dischkurs führen kannst, der oan, wenn im Marktstand Feierabend is, nöd alleweil grad ins Wirthshaus, sondern aa in d' Komödie führet, kurzum, i mag koan andern, als oan, der an' Geist hat, nöd viel wenger als i, aber aa nöd viel mehr, oan, der nöd z'viel red't —"

„Dös b'sorgst du scho'!" warf Rudi lachend ein.

„Oan, der mi rechta Zeit aa zum Wort kömma laßt,“ ergänzte Gredl. „Dabei muaß er a Freud zum G'schäft haben, ist ja eh grad a Rekration, denn d' Hauptsach b'sorg i. Brav und ehrli, und g'setzt versteht si' von eh, so stell i mir mein künftigen Mann vor, wenn i nöd absterb als alte Jungfer. I will koa' superfeine Waar, aber aa koan Ausschuß, halt a guate Hausleinwand, die aushalt, mit der ma nöd eingeht!“

Rudi nannte ihr einige her, die, wie er wußte, sich viel um sie bewarben, wie der Stationsführer, der Lehrer und ein Wirth in der Nähe, aber Gredl erklärte, daß sie sich zwar durch all die Aufmerksamkeit sehr geehrt fühle, aber daß sie keinen ihrer ganz würdig befunden.

Während das Mädchen lang und breit über jene Bewerbungen sprach, durchblitzte Rudi ein eigenthümlicher Gedanke. Er mußte sich sagen, daß er manche Eigenschaft besaß, die das Mädchen von ihrem Zukünftigen verlangte. Er war ein Freund der Komödie, sprach nicht viel, und ein Geschäft nur so zur „Rekration“ ausüben, brav und ehrlich sein, wie leicht wäre das, wenn man Geld hätte! Und die Gredl war bei alledem ein hübsches, wohlgewachsenes Mädchen.

Als sie jetzt den jungen Mann so in Gedanken sah, fragte sie: „An was denkst denn? Sag's nur, du denkst i bin a dumme —“

„Na', na', im Gegentheil,“ fiel Rudi rasch ein. „I hon grad drüber nachdenkt, daß i oan wüßt, der so ziemlich a so is, wie 'n du schilderst: er is a bisserl a

Komödiant, a bisserl a Lump, a bisserl gebildet, dabei grundehrli und — d' Hauptsach is, er könnt di gern habn und —"

„Sei staad, sei staad!" unterbrach ihn nun ihrerseits lachend das Mädchen. „Du laßt mi ja gar nimmer zu Wort kömma. Möchtst dir ebba gar an' Kuppelpelz vodeana? Wo gehst denn eigentli hin? Hast in Neureichenau ebbas z'thoa'? I muß aa dort zuarikehrn."

„Jeß, i hab jetzt ganz vergessen! Mit lauter Schwaatzen bin i über mei' Ziel aussi. B'hüat di Gott, Gredl — i hab seit langer Zeit koa' so liabe Begleitung mehr g'habt. Därf i 's Mirl grüaßen von dir?"

„Natürli grüaßt es und sagst ihr, wenn's morgen Zeit hat, so solls zu mir kömma zum Nachmittagskaffee; i back ihr an' Guglhopf, daß's a Freud is."

„An' Guglhopf?" rief Rudi. „Du hoaßt do' nöd Anna? Is denn dei' Namenstag?"

„Na', aber mei' Burzltag (Geburtstag)," entgegnete Gredl.

„Da erlaub i mir — na' na', mei' Gratulation morgen soll a Gedicht sein, vielleicht krieg i nacha auch was von dem Guglhopf."

„Was hast g'sagt, a Gedicht?" fragte Gredl rasch. „A Gedicht? No', so was is mir in mein' Leb'n no nöd z'theil worn. Rudi, da heb i dir a großmächtis Stuck auf, wo die mehrsten Weinbeerl drin san — aber — a Gedicht für mi, auf mi — dös wird ebba nur so a Pasquill."

„Warum nöd gar! Warts nur erst ab, 's Mirl bringt dir's scho'. Vergiß nur nöd, daß d' ihr'n Guglhopf mitgibst, an dem eß i scho' heunt und der muaß mi begeistern."

„Du bist no' alleweil der alt' Gstroacht!" lachte Gredl wohlgefällig. „Und also b'hüat di Gott! Und no' was! Sag mir, Rudi, was bist denn eigentli jetzt? Was treibst denn? Bist gar nixi?"

„I verleg mi jetzt auf'n Leinwandhandel," erwiderte Rudi lachend. „I erricht eine Niederlag, i fahr auf d' Jahrmärkt, gib alles um fünfzig Prozent billiger als die andern Händler und werd a reicher Mann."

„A Flank bist und Flank bleibst!" fiel Gredl erregt ein. „Wär ja nöd aus! Fufzg Prozent wolfler (billiger)! 's G'schäft verderbn! Jetzt mach nur gleich, daß d' weiterkimmst, b'halt dei' Gedicht selm und i b'halt mein Guglhopf. Red mi nimmer an, wennst nix gscheiders woaßt."

Sie wollte davoneilen. Aber Rudi hielt sie zurück.

„Woaßt was, spanna ma zam!" sagte er, „treibn wir's in Kompanie — Firma Gerstl und Kompanie."

„Hör auf, — hör auf!" rief Gredl. „Dei' Red hat koa' Hoamat und — dei' Tratzerei kenn i schon. Also Adis!"

„Morgen auf Wiedersehen!" rief ihr Rudi hochdeutsch nach.

Jetzt lachte Gredl wieder laut auf und schritt rüstig Reichenau zu. Rudi aber kehrte um und schlug nach einiger Zeit einen Seitenweg ein, der bei einer am Wege stehenden Kapelle von der Straße abzweigte und

zum Penzenhofe führte, in dessen Nähe sich das Inhäusl befand, das von der „Frischen-Infrau,“ wie Michls Mutter genannt wurde, bewohnt war.

Erhob sich der Hof des Penzenbauers mit den drei hohen Giebeln und seinem gut gehaltenen Aussehen recht stattlich aus den umgebenden Obstgärten, so fiel das vom Haupthofe getrennte Inhäusl durch seine gefällige Einfachheit auf. Es bestand nur aus einem Erdgeschoß, war durchgehends aus unbekleideten Stämmen oder sogenanntem Strickwerk ausgeführt und mit einem flachen, vorspringenden Legschindeldache gedeckt. Nur wenige kleine, mit Butzenscheiben versehene Fenster waren in den paar Stuben angebracht. Rückwärts war ein kleiner Anbau für den Stall.

Das Alter hatte den Naturbau mit einer sammtbraunen Farbe überzogen, von welcher die vor dem Hause in einem kleinen Gärtchen gepflegten rothen Malven, die sich an der Wand hinaufschlingenden Wicken und die gelben Kapuziner freundlich abstachen. Neben der Eingangsthür war eine Bank angebracht, die „Gredbank,“ auf welcher soeben Michels betagte Mutter saß. Neben ihr befand sich ein kleines, kränkliches Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau, mit sehr blassem, doch einnehmendem Gesicht, dessen Körper aber in Folge eines Höckers mißgestaltet war.

Die alte Infrau*) hatte über dem schwarzem Kopf-

Das Weib des Inhäuslers heißt „Infrau,“ während die Bäuerin des Hofes „Weib“ genannt wird.

tuch einen alten, grünen Augenschirm und blickte, einen Stock in ihrer hagern Hand haltend, grade vor sich hin. Nur hin und wieder wechselte sie flüchtig mit dem an einem Strumpfe strickenden Mädchen einige Worte. Von diesem auf den herankommenden Mauthner Rudi aufmerksam gemacht, erhob sie den Kopf und blickte aufmerksam nach dem Wege, auf welchem der junge Mann nahte.

„Grüß Gott, Frischen-Mutter!“ sagte Rudi, ihr die Hand zum Gruße reichend.

„Grüaß di Gott!“ entgegnete die Alte. „Bist wieder zruck? Der Michl hat mir's schon gsagt gestern. Er hat si' gfreut; woaßt, der hat die irrganga, siehgst nöd guat aus, hat er gsagt. I kann's nöd dakenna i sehg wohl dei' Gstalt vor mir und daß d' an' liachten Rock anhast, aber sunst nixi. Setz di nieder, Rudi, 's Valsenlenerl ruckt scho', daß d' Platz hast auf der Bank.“

Das gennante Valsenlenerl war ein armes Waisenkind, das durch einen unglücklichen Fall in seiner Jugend mißgestaltet wurde und dessen sich die Frischin erbarmte und ihr in ihrem Häuschen eine Heimat gab, denn die Infrau war die Taufgod (Pathin) des armen Mädchens.

Rudi war desselben erst gewahr geworden, als die Alte davon erwähnte. Er reichte ihr die Hand, die Infrau aber sagte: „Gel, kimmst halt dennerst anemal wieder gern zruck in die Neuwelt, wennst wieder gnuag kriegt hast draußen.“

„Sagt's, wenn mir 's Geld ausgeht,“ entgegnete Rudi

lachend, „nacha is 's d' Wahret; dös is schon so a Flankenmanier."

„Schänd die nöd!" versetzte die alte Frau. „Was du ausg'standen hast sitta Weihnachten, mei liawe Zeit! Da hast alles abbüßt, was d' vor Zeiten tho' hast in dein' Leichtsinn. I hon gflennt, wie mir's der Michl gestern Nacht dazählt hat. Ja, ja, der Mensch muaß viel abbüaßen auf der Welt, da braucht's koa' Fegfeuer und koa' Höll mehr. No', wenn nur wieder alles guat wird, nacha is's ja recht. Aber bei mir wird's nimmer auf d' Besserhand, da geht's allweil leider (schlechter) und dös kümmert mi scho' recht viel."

„Also is 's schlimmer worn mit enkare Augen?" fragte Rudi besorgt.

„Mei' ja! I bin drauß gwen beim Dokta z' Waldkircha und der hat mir gsagt, daß dös oane Aug ganz blind bleibt; 's ander, hat er gmoant, wo i 'n Staar hon, is no' nöd zeiti zum Operiren, und ob's ebbas nutzt, woaß er halt aa nöd. Bin halt scho' hübsch alt und hon mi mei' Lebta zamgrackert, wie's halt an' Inhäuslersleut zuaghört. Da gibts nixi zum Zuasetzen, d' Kraft laßt aus, und wenn mi nöd der Gedanken an mein' Michl haltet, i wär scho' längst dahin, wo i hin g'hör."

„Aber der Michl laßt Enk aa nix abgehn, gelts Muaderl, der tragt Enk auf die Händ und denkt Tag und Nacht nix anders, als Liabs und Guats für sei' Muatta," sagte Lenerl.

„Ja, was wahr is, muaß wahr sei'," versetzte die

Alte; „guat geht's mir scho', i brauch mi nöd z' kümmern um mei' bisl Essen und Trinka, für dös is der Michl b'sorgt, und aus meiner Hirwa kann mi der Penzenbauer nöd außithuan, dös is gerichtli gmacht, sunst müaßt i leicht aa in der Hirwa rumziagn als a arms Leut."

„Wenn der Michl da is, leidets aa koa' Noth, ob's jetzt dös Inhäusl vom Penzen habts oder nöd," sprach das Mädchen wieder.

„Dös is scho' wahr," pflichtete die Alte bei, „aber lieber is 's mir so, wie's is. Wenn's nach Rechten gaang auf dera Welt, so sitzet i iatzt drent am Penzenhof im Austrag und nöd da als Infrau. Aber na', grad weil's nach Rechten geht, is 's a so bliebn und — Geh, Deanal, i moan, i hon d' Kuah plärn höra," wandte sie sich an Lenerl; „wirf ihr a greans Fuada ei'!"

„Dös kann leicht sein," erwiderte das Mädchen und hüpfte mittels einer Krücke, einen Fuß etwas nachschleifend, in das Haus hinein.

Die Infrau und Rudi waren allein.

„Wieso ghörets denn rechtmäßi auf 'n Penzenhof?" fragte Rudi neugierig.

„Dös sollst hörn, du ganz alloa!"

Und die Alte erzählte, wie zu einer Zeit, als die Vieheinfuhr aus Oesterreich streng verboten war, der Penzenbauer zwanzig Stück Ochsen über die Grenze geschwärzt habe und schon nahe am Ziel von den Aufsehern erwischt worden sei. Alle Treiber waren entflohen, auch der Penz, dieser ward aber von den Grenz-

wächtern verfolgt und so flüchtete er in das Inhäusl. Die Strafe für eine solche Gesetzesübertretung ist sehr schwer, denn neben dem Verlust der Waare muß vierfacher Zoll bezahlt und außerdem noch eine über Jahr und Tag andauernde Freiheitsstrafe wegen Uebertretung des Vieheinfuhrverbotes erstanden werden.

Der Penzenbauer sah sich schon wirthschaftlich ruinirt und er bat deßhalb seinen Inhäusler, den Frisch, er möchte sich als Schuldigen für ihn stellen, dafür sollte ihm nicht nur auf Lebensdauer das Inhäusl gehören, sondern er wolle auch seinerzeit den Michl als Erben des Hofes ins Testament setzen, da er selbst schon bei Jahren und ledig war. Der Inhäusler besann sich in seiner Gutheit nicht lange, das Wort des Bauers war ihm heilig, und als Grenzjäger und Gendarmen eindrangen, stellte er sich als der Schuldige, während sich der Bauer im Häuschen versteckte. Der Inhäusler ward ans Gericht abgeliefert und prozessirt. Die Geldstrafe wurde in Freiheitsstrafe umgewandelt und der Arme mußte über zwei Jahre im Gefängniß schmachten.

Während dieser Zeit starb der Penzenbauer, Testament wurde keines vorgefunden, nur die Ueberlassung des Inhäusls war den Frisch'schen Eheleuten gerichtlich verschrieben. Enttäuscht und mit Schande und Spott beladen kehrte der alte Inhäusler aus dem Gefängnisse zurück. Sein Opfer war ein vergebliches gewesen. Vor Kümmerniß darüber starb auch er bald und seitdem war kein Segen mehr auf dem Hause.

Als Michl, seinem höchsten Wunsche entsprechend,

nach Passau in die Studien wollte, war das von seinem Vater gebrachte Opfer, vielmehr sein hiedurch getrübter Leumund, die Ursache, daß man ihn im Seminar zurückwies.

„O, wie oft hon i die Guatheit von mein Mann scho' verwünscht!“ schloß die Alte ihre Erzählung. „Sie war halt dennast a falsch's Gspiel und auf an' unrechten Boden wachst koa guats Kraut. Der Bua hat's unschuldi büassen müassen, was der Vater unschuldi und in seiner Guatheit verbrochen hat, und so is er verbittert worn auf die ganz' Welt. Er sagt mirs nöd, wo er si' umatreibt, aber i kann mirs denka; i fürcht, er is auf Abwegen und dös Geld, dös er mir bringt — i daschrick anemal drüber —, is nöd ehrli vodeant, 's Scheiterhauen tragt eam nöd so viel. Schau Rudi, du hast an' Einfluß auf eam, red eam zua, daß er sei Paschen und Wildern laßt, daß er an' ehrlichen Menschen macht, und i werd' beten für di, daß's aa dir wieder guat geht. Versprich mirs, daß d' mir helfen willst.“

„I versprechs,“ erwiderte Rudi, „und — da, Muatta Frischin, geb Enk a Brieferl für 'n Michl. Hebts es gut auf und daß er's glei kriegt, wenn er heimkommt; es is wichtig.“

Die Alte griff nach dem inhaltschweren Brief und erschrak.

„Da is a Geld drin!“ sagte sie, „Rudi, ebba wieder a Sündengeld? Was is's mit dem Geld? Wie kimmst du dazua?“

„I kann Enks jetzt nöd erzähln," entgegnete der Gefragte. „Gebts es nur 'n Michl. Still, 's Lenerl kommt."

Das verkrüppelte Mädchen hinkte herbei und setzte sich wieder auf ihren vorigen Platz. So lieb es auch sonst der Alten war, dasselbe nahe zu wissen, so war es ihr in diesem Augenblicke doch nicht angenehm. Der Geldbrief dünkte ihr zentnerschwer zu sein.

„Warum habts denn auf d' Guatheit gscholten?" fragte Lenerl, der Alten die Wange streichelnd. „Is denn d' Guatheit aa r a Sünd?"

„A Dummheit is 's!" erwiderte die Alte erregt, „und a Theil von der Lumperei." Und sich zu Rudi wendend, fuhr sie fort: „Kannst ma's verdenken, daß i oft scho gwünscht hon, es sollt alles versinken, alles aus sein? Aber so was gschieht heutigen Tags nimmer. So was is nur dem blinden Fraaln (Fräulein) ommet (oben) am Dreisesselberg z' Gfalln gschehn."

„Was is dös gwen?" fragte neugierig das Mädchen. „Dös müaßts mir ja glei erzähln. Heunt is grad der recht' Tag dazua, is ja Kirta oben, i schaug eh alleweil auffi. Also, was is 's gwen mit dem blinden Fraaln?"

Die Alte kam dem Wunsche des Mädchens nach und erzählte ihr folgende Sage:

Auf dem Dreisesselberge hatten drei Schwestern ihr Schloß und einen ungeheuren Schatz, welchen sie theilen wollten. Jede kam mit ihrem Bottich. Eine der drei Schwestern war aber blind. Sie stellten nun den

Bottich auf, aber jenen der blinden Schwester mit dem Gupf nach oben. Nun füllten sie die Bottiche mit den Wurfschaufeln, wobei aber die Blinde nur so viel Geld traf, als auf dem umgekehrten Bottich Raum hatte. Diese klopfte jedoch mit dem Finger an die Wand des Bottichs, und als dieser einen hohlen Klang gab und sie den Betrug merkte, rief sie: Alles soll versinken! Und so geschah es auch. Zu heiligen Zeiten aber steigen die Jungfrauen aus der Tiefe und jede sitzt auf ihrem Bottich.

„Die sitzeten mir guat oben," meinte jetzt das verkrüppelte Mädchen, „wenn i nur dös versunkene Geld hätt'!"

„Was thätst denn du damit?" fragte die Alte. „Mit allem Geld in der Welt kannst du dir koan graden Leib mehr machen, und dös bisl Essen, was du brauchst, dös hast."

„I wüßt scho, was i damit thaat," versetzte das Mädchen mit eigenthümlichem Feuer im Blick. „I gebets 'n Michl, daß er so reich weret, wir a Küni und die ganz Welt 'n Huat vor eam müaßt awathoa, nacha — nacha —"

Das Mädchen stockte und erröthete über seine Gedanken.

„Hör auf mit deine Traam," entgegnete die Alte. „Ich wünsch mir nix anders, als daß der Michl brav bleibt. Rudi, vergiß nöd, was i dir gsagt hon. Mei' Zeit kimmt, i muaß mi wieder etli Stund in's Bett legen, es wird mir anemal so schwach da heraußen in der Luft.

Rudi verabschiedete sich von der alten Frau, ihr nochmals anempfehlend, dem Michl das Ueberbrachte zu übergeben, und reichte dann auch dem jungen Mädchen die Hand.

„I hon di gern, Rudi, weilst 'n Michl so guat Freund bist," sagte dieses treuherzig zu ihm. „Bhüat di Gott und kimm bald wieder!"

Rudi entfernte sich. Es war ihm klar, das arme kranke Mädchen liebte seinen Freund.

Er war nahe daran, darüber laut aufzulachen, aber er hielt ein, daß es unrecht wäre, über solch heilige Gefühle zu lachen; er bedauerte die Aermste und wollte dem Freunde es sagen, daß er trotz seines gestrigen Ausspruches außer der Mutter noch eine Seele auf der Welt habe, die ihn wahrhaft liebe.

Dieses Bewußtsein, meinte er, müßte entschädigen für Vieles. Aber so ein Bottich voll Geld würde doch manchen Vorschub leisten, meinte er dabei.

Und vor seinem geistigen Auge stand die hübsche Leinwandhändlerin.

Er nahm sein Notizbuch heraus und schrieb in dasselbe einige Gedanken, die er zu Versen verarbeiten wollte. Nur schwer gelang ihm das; es gefiel ihm aber beim Durchlesen so wenig, daß er das Blatt entzweiriß, indem er sagte: „'s gescheidste is, ma' red't, wie's eam um's Heez is!"

Und voll froher Pläne und Hoffnungen schlug er den Weg nach Hause ein.

VIII.

Etwa eine Stunde südöstlich vom Dreisesselfels erhebt sich als die mächtigste Kuppe dieses Gebirgszuges der Blöckenstein (137 Meter) in ähnlich aufgethürmten Granitblöcken bestehend wie die andern Erhöhungen. Von demselben stürzt eine gewaltige Felsenwand nieder, mit welcher sich der benachbarte Urwald zu einer Nische verbindet, auf deren Grunde sich am Saume eines Gewirres von hinabgestürzten, bleichenden Baumstämmen ein ruhiges, starres, schwarzes Wasser befindet, jenseits von einem schmalen, dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der in tiefer Waldeinsamkeit liegende Blöckensteinersee, an den die Sage düstere Mären knüpft, den kein Fisch, nicht einmal ein Wasserinsekt bewohnt, und doch geht wieder die Sage, daß viele Geister von Uebelthätern dorthin verbannt sind, die als wilde Thiere darin hausen. Scheiterhauer hörten schon oft die Stimme: Alles is do! Alles is do! Nur der stutzet Stier geht o'! Dieser See mit seinem schwarzsammtenen Spiegel gleicht einem

unheimlichen Naturauge, überragt von der Stirn und den Brauen der mit grünen Farrenkräutern bestockten Seewand, gesäumt von den Wimpern dunkler Tannen.

Hart am Absturz der hohen Seewand befindet sich ein kleiner, ebener Anger, welcher einen wunderbaren Blick in den tiefen Abgrund und die majestätische Einsamkeit zu den Füßen des Beschauers, aber auch in das liebliche Moldauthal und auf die vielkuppigen Berge des Salnauergebirges gestattet, was das Romantische der Lage erst recht zum Ausdruck bringt.*)

Das war die Stelle, welche den Paschern als Zusammenkunftsort dienen sollte, und sie waren schon fast alle am Platze. Sie lagerten im Kreise umher und unterhielten sich, sobald ein Uneingeweihter zur Stelle kam, in harmlosester Weise als Besucher des heutigen „Hirtenkirtas." Waren sie aber allein unter sich, so nahm die Unterhaltung einen geschäftlichen und ernsten Charakter an.

Es waren etwa achtzehn Männer, Deutschböhmen und Bewohner der Lackenhäuser, mit sehr ausgeprägten Physiognomien, Leute, denen man es auf den ersten Blick ansah, daß sie vor keiner Gefahr zurückschreckten. Sie waren alle in besserer Kleidung, da sie als Kirchweihgäste gelten wollten. Der Anführer der Bande hieß Brennbuckl. Er wie alle übrigen führten, wenn

---

*) Adalbert Stifters Lieblingsplatz, dessen Gedächtniß hier von seinen dankbaren Landsleuten mit einem Denkmale geehrt wurde.

sie in Ausübung ihrer gesetzwidrigen Thaten begriffen waren, nur Spitznamen.

Brennbuckl war ein martialisch aussehender, schon älterer Mann. Er machte in kurzen Zwischenpausen einen Schluck aus seiner Rosogliflasche (Schnapsflasche), welche dann immer in der Runde herumging. Die ganze Gesellschaft rauchte aus kurzen, hölzernen Tabakspfeifen, während sie sich auch gegenseitig das Brisilglas zum Labsal ihrer Nasen reichten.

Die Pascher wußten noch nichts von der mißglückten Schwärzerei, vielmehr gaben sich alle der schönen Hoffnung hin, durch den Federnwastl, den sie nebst Michl mit Sehnsucht erwarteten, hier an dem verabredeten Zusammenkunftsort das versprochene „Doueur" zu empfangen. Nur Einer, der sogenannte Langhies, wollte sich nicht im voraus des Verdienstes freuen.

„I vermoan alleweil, es is nöt guat außiganga," sagte er. „Paßts auf, Manna, paßts auf, wir genga no'mal recht ein."

„Was gneißt denn scho' wieder!" entgegnete ärgerlich der Brennbuckl. „Sitta zehn Jahr hör i di a so zanna (weinen) und anemal thuast wieder mit."

„Ja no' mei', mir thuat halt die sitzet Arbet nöd guat und leben möcht i halt aa, und 's Wei und d' Kinda aa; aber i fürcht halt alleweil, es könnt amal nöd guat außigehn. I hon alleweil so schwaare Traam."

„Da feits dir halt im Bluat," versetzte ein ältlicher Mann, genannt der krumpe Sepp. „Dös is a Kranket, an der viel z' leiden ham."

„Ja, ja," meinte der Langhies, „an dera Krankat stirb i amal; i mirk's scho'."

„Warum nöd gar!" fiel ein anderer ein. „Du hast halt alleweil nix als d' Furcht im Kopf. I kann aa nöd schlafen; aber bei mir kimmts vom Herzen, sagt da alt Hüata z' Neuthal; i kann ma halt nöd gnua schnaufa und da därf i recht acht geb'n, daß si' nix anders dazuaschlagt. So a Herzkrankat kaannt eam über Nacht 'n Rest geb'n, mei' ja."

„Jetzt woaß i's, wo's mir feit!" rief der Langhies, „a Herzkrankat hon i! Oft moan i ja glei, der Schnaufer laßt mi aus. Des werds es sehgn, an dera Krankat stirb i."

„Redt's nöd so dumme Sachen!" ergriff der Brennbuckl das Wort. „I woaß ebbas gscheidas, i hon scho' wieder a nui B'stellung. Auf Wallern umi gibt's a Fuhr Madrastüacha z' bringa." (Madrastücher sind schwarze, aus Seide und Baumwolle verfertigte Kopftücher, in deren Enden bunte Blumen eingestickt sind und welche einen Hauptindustriezweig im Passauerwalde bilden.)

„I verhoff' mir, daß si' nix feit. Die österreichischen Finanzer und d' Schwarzenberger Förster ham uns freili sitta 'n letzten Zug (Pascherkampf) auf der Muck, aber es hoaßt halt schlau sein und Courage ham. Seids dabei, Manna?"

„Wir san dabei!" hieß es im Chor und die Augen der Männer leuchteten. Nur der Langhies meinte:

„I thaat scho' aa gern mit, wenn i 's gewiß wißt,

ob's guat außi gaang? Aber i moan halt alleweil, wir genga amal recht ein."

„So bleib du dahoam und schnitz Kochlöffel!" versetzte der Brennbuckl.

„Dahoambleibn und schnitzen, na'! Da weret i wieder krank; an dem Kochlöffelschnitzen sterbet i no'."

„Dös is a nui Kranket!" lachte der Anführer auf. „Woaßt was? Wer kegelt, muaß aufsetzen, wer was gwinna will, muaß wagen. Du hast dein freien Willn. Aber verrathen wennst uns thuast, so is 's um di g'schehgn; an dera Kranket stirbst nacha gwiß; — sag, i hon dir's gsagt!"

In diesem Augenblick hörte man zwei Mal huppen.

„Dös is der Spielerhans!" riefen mehrere. Dies war der Spitzname des Frischmichl.

„I sehg 'n scho'," rief der Langhies; „aber der Federnwastl is nöd dabei."

„Der hat halt erst 's Geld g'holt," meinte der Brennbuckl. „Er wird nöd lang mehr ausbleibn."

„I wollt, er wär scho' da — mit 'n Geld," seufzte der lange Hies, „aber i fürcht alleweil — no' ja, i sag nix mehr — i schnupf grad; dös Schnüpfl hon i halt gwiß."

Aber ehe er es noch seiner Bestimmung zugeführt, rannte einer an seine Hand und das köstliche Pulver flog davon. Alle lachten ihn aus, der Brennbuckl aber sagte:

„Extra sollst aa nöd recht ham!"

Michl war herangekommen.

„Wißts es scho'?" war seine erste Frage.

„Was solln wir wissen?" fragte man dagegen.

„Hat Enk der Duschl no' nöd Botschaft tho', oder der Federnwastl?"

„Koana von dene zwoa ham ma heunt no' g'sehgn. Was is's? Wirds dennast nöd krumm ganga sei'?"

Alle hatten sich erhoben; keinen litt es mehr auf seinem Sitze. Sie blickten mit gespanntester Neugierde nach dem Angekommenen.

„Es is glei g'sagt," berichtete jetzt Michl. „Die ganze Fuhr is abgfangt worn von die Lackenhäuser Aufseher."

Ein Ausruf des Schreckens wurde laut.

„Hon i 's nöd gsagt?" jammerte der Langhies, „es geht amal schiach."

„Dös hast du her g'red't!" fuhr ihn der Brennbuckl an, und sich zu Michl wendend, fragte er: „Wie is dös kömma?"

„Wie wird's kömma sei'? Verrathen san ma worn. und wißts von wem? Vom Pechhannes dem elendigen Tropfen!"

Neue Rufe des Unmuthes und Verwünschungen wurden laut. Man drohte mit erhobener Faust, das Gefühl aller war: Rache.

Nachdem sich die Bande wieder einigermaßen beruhigt, berichtete Michl näher über das für alle so aufregende Ereigniß.

„So is die ganz' Arbet umsonst gwen!" rief der Brennbuckl. „Alle Teufel no'mal!"

„Es liegt bei uns, daß ma's wenden," meinte Michl. „I hon an' Plan ausstudirt. Die Waar liegt im Lackenhauser Zollhaus; habts a Couraschie, so mach ma heunt, wenns Nacht wird, an' Zug hin. Wir holn uns d' Waar wieder. A jeder bringt sein Pack vordersamst in die g'wissen Häuser am Frauenwald; dös ander laßts nur mir über."

Michls Vorschlag ward nun längere Zeit erwogen und dann einstimmig für gut und ausführbar befunden. Inzwischen war auch der Federnwastl angekommen, der zur Genugthuung aller sofort seinen ledernen Geldbeutel herauszog und sagte:

„Der Kaufmann hat mir an' Vorschuß für Enk geb'n — da hat a jeder zehn Gulden; is die Sach in Ordnung, bring Enk 's ander — er setzt uns dreihundert Gulden aus."

Alle griffen gierig nach dem Gelde, besonders aber der lange Hies. Trotzdem aber sagte er:

„Wenn nur der Zug guat außigeht, i fürcht — i fürcht —"

„Du bleibst zruck!" gebot der Brennbuckl. Dei' alts Weibergetrenz kann i nöd hörn; höchstens daß du uns 'n Aufpasser machst. Und was 'n Pechhannes, den Verrather, anlangt, so soll eam Rach gschworn sei'. Schwörts auf Ehr und Seligkeit, daß 's Enk alle rächen werd'ts an eam über kurz oder lang."

„Es soll gschworn sei!" riefen alle.

„Aber no' oan schließts in Enka Rach ein, wenn

Enk I ebbas werth bin," sagte jetzt Michel. „Bin Enk ebbas werth?"

„Wir halten zu dir mit Guat und Bluat!" entgegnete der Brennbuckl.

„Ja, mit Guat und Bluat!" wiederholten alle.

„So wißts, i hon an' Feind, dös is der Suhn von unserm Förster, der Praktikant. Er hat's auf mei' Lebn abgsehgn — i hons bereits gspürt, und erst heunt hat er 's wieder ausgsprocha — i hon's ghört. Seinethalbn hon i vom Kirtaplatz müassen, wo i so gern hätt bleibn mögn, so gern! Der stolze Bua, er soll ma 's büaßn! I werd zwar alloa mit eam firti, aber dennast, alle mitananda — schwörts eam Rach!"

„Unser Rach is eam gschworn!" tönte es von aller Lippen.

Nur der Langhies fügte mit einem leisen Seufzer bei: „Wenn's nur guat außi geht!"

Nach weiteren Berathungen ward festgesetzt, daß man sich mit dem Schlage elf in der Nähe des Zollhauses treffen und auf das Signal, drei gellende Pfiffe, zu gleicher Zeit dort einfallen soll. Obwohl ein Theil mit Büchsen bewaffnet, solle doch alles Blutvergießen vermieden werden. Erfolge nur Ein Pfiff, so sei dies das Zeichen zu Rückzug und Flucht. Michl, genannt der Spielerhans, und Brennbuckl übernahmen die Leitung des „Zuges."

Dann trennte sich die Bande, um auf verschiedenen Waldsteigen zu Thal zu gelangen.

Michl blieb allein zurück. Er hatte den noch neben

ihm sitzenden und seines Auftrages harrenden Federnwastl mit den Worten verabschiedet:

„Geh nur zua, Wastl. I muß mi no' alloa ausdenken und dazua paßt mir dös Oertl grad."

Um Wastl's Mund glitt ein leises Lächeln.

„Wenn i 's ebba darathet, an was d' denkst?"

„Wie kaanntst du dös?" meinte Michl.

„No', was ma mit eigne Augen siehgt, is nöd schwer zum darathen."

Michl sah ihn groß an.

„Was hast gsehgn?"

„Die Korallnketten hon i gsehgn, die 's d' gestern von mir kriegt hast. I hon's gleich dakennt an der Mauthner-Lori ihren Hals."

„Da hast di g'irrt," warf Michl leicht hin.

„Hon mi nöd g'irrt," entgegnete der andere, „werd wohl mei' Waar kenna! Und ganz in der Nachen (Nähe) hon i 's angschaut, d' Ketten und 's Deandl. Mei' liawe Zeit! Hat dö a fromms Gschau, d' Augen so schwarz, wie da drunten der See, und d' Haut so schö', als wears mit Rosenblatteln g'farbt, und halt der Wuchs, und alles halt mitanand' — ja, ja, Michl, es gibt auf der Welt nix schöneres, als so a bravs und schöns Deandl — wenns eam g'hört."

„Aa wenns eam nöd g'hört," fiel Michl rasch und feurig ein. „G'hört uns d' Sunn durt oben, und der Mond und d' Sternln, zu dene wir so viel gern auffi schaugn? G'hört uns der Hochwald, in dem 's uns so

wohl is? Is 's nöd gnua, daß ma 's anschaugn, daß ma uns drüber freun könna?"

„Ja, ja," meinte Wastl, „aber 's Hochwild g'hört uns aa nöd und — oft wird aus 'n anschaugn a Schuß. D' Leut hoaßens wildern — so hat scho' manches Hirschl dei' g'hört — 's war a Wildererglück!"

„Du hast recht — a Wildererglück!" fiel der Michl rasch ein.

„Da darf aber nöd der Forsta z'erst kömma und dö Sach für eam in Beschlag nehma," meinte Wastl.

„Der Forsta?" fragte der Michl, halb in Gedanken verloren.

„Ja, der Forsta," wiederholte Wastl mit Nachdruck. „Kann aa r a Praktikant sei', wennst willst, 'n Forsta sei' Suhn." Ein lauernder Blick begleitete diese Rede.

„Teufl, was is 's mit dem?" fuhr Michl auf.

„Ja, hast denn heunt nöd gmirkt, wie die Zwoa zamschaugn? I moan 's Mauthnerdeandl und der Praktikant —"

„Freili hon i 's gsehgn, wie r er si' plagt," versetzte der Bursche; „aber 's Deandl is für eam a Bild ohne Gnad."

„Moanst?" lachte Wastl laut auf. „Da irrst di gründli. Koa' Stund is no' vaganga, ham d' Musikanten an' Tusch blasen und alle ham's es leben lassen, 's nui Brautpaar — 'n Forstpraktikanten und 's Mauthnerdeandl."

Michl war blaß geworden bis in den Mund hinein.

„Dös luigst!" stieß er rauh hervor.

„So luig i d' Wahret," erwiderte Wastl; „auf Ehr und Seligkeit, 's is a Thatsach. Und da Hozettag is aa scho' ausgmacht — auf Dreiküni — i hon's deutli ghört."

Die Blässe im Gesichte Michls war einer dunkeln Zornesröthe gewichen. Er warf sich auf das Felsenstück und vor Wuth am ganzen Leibe zitternd, stieß er hin und wieder einen lauten Fluch aus.

Sein älterer Freund betrachtete ihn theilnahmsvoll. Er wußte wohl, was in dem Inneren des Burschen vorging, und suchte ihn auf seine Weise zu trösten.

„Michl," sagte er, indem er sich neben ihn setzte, „so ebbas hast dennast voraussehgn kinna, daß a Gstudirter kimmt und dös Deandl holt. Warum willst außi über dein Stand? Wennst a Beamta waarst, ja nacha will i nöd sagn, nacha hättens dir heunt an' Tusch blasen, anstatt daß 's di furt ham vom Kirtaplatz. Wenn —"

„In d' Höll eini mit dem verdammten Wenn!" rief Michl. „Es gibt koa anders Wenn als 's Geld. Dös vermaledeite Geld! I hon aa glernt. In der Schul, da bin i aa neben dem Praktikanten gsessen. Aber er war der Erst, und wenn i mi no so plagt hon, i hon der Zwoat sei' müassen, weil der Suhn vom Revierförster nöd hinter an' Häuslersbuam hat sitzen därfen; und er hat die ersten Preis' kriegt, die mir zuaghört hätten von Gott und Rechtswegen. Schon durtmals hon i 'n als mein Feind betracht'. Wie r er furt is in d' Studie, hon i Tag und Nacht koa

Ruah mehr ghabt, i hon an' Geist ghabt aufs Studieren, i hätt ebbas wern wolln. Aber mei', meine Eltern, arme Inleut, ham selm kaum gnua z' essen ghabt, nöd amal a Gwanta hättens ma schaffen könna. Da hon i mi an fremde Leut gwend't, ins Seminar auf Passau bin i eini und hon bitt, daß 's mi aufnehma, überall hon i bitt, aber Neamd wollt si' meina dabarma. Da hams mi dennast zur Prüfung zuarilassen und i bin der Erst worn. Jetzt, hon i denkt, kanns nimmer feihln; da hams a Leumundszeugniß von mein Vatern verlangt und da — du woast es ja, er hat als Pascher golten, es is zum wahnsinni wern — so hat 'n 's Amt als koan Heiligen hingstellt, sondern als an' Lumpen. I hons büassen müassen, hoamgschickt hams mi wieder, dahoamt bleibn hon i müassen und d' Sau hüaten, und spinna und verdumma hon i müassen und zuaschaugn, wie der Försterssohn mi ausglacht hat und stolzer und stolzer worn is und wie er endli als Ausgstudierter hoamkommt. Dös Auslachen durtmals, wo si' mei Schicksal entschieden, hat mi zu sein Todfeind gmacht! Was der is, hätt i aa wern könna, no mehra, aber i hon koa Geld ghabt und mei' Vater koan guaten Leumund und so bin i a Lump worn!"

Michl brach in ein heiseres Gelächter aus. Dann vergrub er das Gesicht in beide Hände.

Wastl schwieg und starrte mit bitterem Gefühl in die schwarze Flut hinab.

Michl erholte sich nach und nach wieder.

„Der Mauthner-Rudi is aa mei' Schulkamerad

gwen," fuhr er fort, „aber der war nöd stolz, wir ham uns gern g'habt und wir san treue Freund bliebn bis zur Stund. Wie i furt bin von Passau, hat er mirs Gleit geben. Da ham ma uns auf der Oberhauser Leiten hingsetzt und miteinader gflennt, und aa d' Händ ham ma uns drauf gebn, daß ma ewi zamhalten im Leben und koaner 'n andern verlaßt in Glück und Unglück, und wir halten zam. Sei' Schwesterl hat mir scho' als Kind gfalln. Oft hon i mir denkt: für dö möcht i studirn und a hoher Herr wern; i hon mirs oft vorgstellt, wie schön dös sei' müaßt. Gern hon i's bhalten, koa' anders Deandl hon i angschaut, an sie hon i denkt Tag und Nacht. I hon ja gwißt, daß dös Bleaml für mi nöd gwachsen is, daß's mi nix nutzt, was i aa thua, aber ma' woaß oft, daß's nix nutzt, und ma' thuats doch. Aber daß ma's Der wegnimmt, der hochmüathige Bursch, der mir scho' meine Preis in der Schul weggstohl'n hat, Wastl, dös is z'viel für mi, dös duld i nöd! Wastl, da gschieht was! Du wirst mi nöd verrathen."

Der Kamerad gab sich alle Mühe, den aufgeregten Burschen zu beruhigen. Es hatte auch den Anschein, als ob ihm das gelungen, denn Michl sagte alsbald in ruhigerem Tone:

„Verhalt di nimmer länger, Wastl; i bin scho' gfaßter. Laß mi no' a weng alloa, daß i's ganz verwind, was innawendi no' ummastürmt. Es bleibt bei dem, was ma ausgmacht ham."

Der Federnwastl entfernte sich stumm, blickte aber noch einige Male besorgt nach dem Burschen zurück.

Michl hatte sich hart am Rande der Seewand niedergelassen und starrte lange in die dunkle Fluth hinab. Es war ihm, als würde er von ihr angezogen, als müßte er sich hinabstürzen über das grausige Gewänd, hinab in die unheimliche und doch so anziehende Tiefe. Es war ihm plötzlich klar geworden, daß sein Leben verfehlt sei, daß ihm die Auflehnung gegen sein Schicksal wie gegen das Gesetz verderblich geworden, daß der Haß gegen die Schützer desselben nicht Eine wirklich frohe Stunde seinem Innern bereiten konnte, daß das Rachegefühl ihm keine Genugthuung bot und daß auch die brennende Leidenschaft zur Schwester seines Freundes nichts sei, als ein thörichtes Wahngebild, das ihn früher oder später zum Narren oder zum Schurken machen mußte.

So starrte er lange in das dunkle Wasser, das zu ihm heraufleuchtete wie ein Riesenauge, das ihn zu durchbohren schien, als wäre es sein Gewissen.

Er raffte nach einem Felsenstück, er wünschte, daß die Sage zur That würde, daß ein Stein in den See geworfen einen mächtigen Sturm hervorbringe, welchen nur wieder ein goldener Ring beschwichtigen könne. Er schleuderte das Felsenstück in weitem Bogen hinab, als wollte er damit zugleich das unheimliche Auge verderben, sein Gewissen zum Schweigen bringen — aber er hörte nur einen dumpfen Schlag, sah nur die sich erweiternden und wieder verschwindenden Kreise in dem schwarzen

Gewässer, das alsbald wieder in voriger Ruhe unheimlich zu ihm aufblickte.

Michl brach in ein höhnisches, verzweifeltes Gelächter aus, das im vielfachen Echo von der Felswand wiedertönte, und sein erhitztes Gehirn gaukelte ihm vor, als lachten Hunderte der im See als wilde Thiere verdammten Geister und riefen: „Alles is do! Alles is do! Nur der Michl geht o!“

Ihm graute — er stürmte davon —, als wollte er vor sich selbst entfliehen — auf nur ihm bekannten Steigen den Hochwald hinab.

IX.

Das Fest auf dem Dreisessel hatte nach Michls Abgang seinen ungestörten Forgang genommen und schon neigte sich die Sonne ihrem Untergange zu. Dieses Schauspiel der Natur, von der Hochwarte des Dreisessels aus gesehen, ist von unbeschreiblicher Pracht. Der rothblaue, auf den unermeßlichen Berghalden liegende Duft, das Glitzern der Gewässer, der purpurgesäumte Horizont, an dessen südlicher Grenze die Riesen des Hochgebirges, in ihrer Mitte die Dachsteingruppe, verklärt von der scheidenden Sonne herübergrüßen, ist von überwältigender Wirkung.

Die Neuverlobten trennten sich nur ungern von dem herrlichen Ausblicke, doch drängte die herannahende Dämmerung, denn der Abstieg im Hochwalde ist bei eintretender Dunkelheit mit vielen Schwierigkeiten verbunden, welche durch die leuchtenden Pechfackeln nicht alle beseitigt sind.

Die alten Kameraden, der Revierförster und der Mauthner, hatten sich wieder zu Freunden zusammen-

geredet. Letzterer mußte sich zwar alle nur möglichen Titulaturen gefallen lassen, die ihm Anfangs nicht behagen wollten, aber nachdem er vollkommen überzeugt war, daß Ausdrücke wie „mein holdes Rhinozeros“ oder „ehrwürdiges Kameel“ wirklich aus dem Herzen kamen, lachte er dazu, und es war heute seit langer Zeit der schönste Tag, den er erlebt. Nur die Gedanken an Rudi warfen hie und da ihre Schlagschatten in das lichte Bild.

Der Höchstbauer hatte sich mit seiner Kapelle an die Spitze des Zuges gestellt und unter lustigen Musikklängen marschirte man auf der Schneide des Gebirges hin. Am Dreiecksmark, dem gemeinschaftlichen Grenzpunkte der drei Nachbarlande, trennten sich die Böhmen, um hier mit ihrer Kapelle gegen Neuthal abzusteigen, während die Bayern und Oesterreicher gegen die Neue Welt, den Rosenberger und die Lackenhäuser zu die Richtung einschlugen. Vorher brachten sich die beiderseitigen Grenzbewohner noch ein weithin hallendes Hoch aus und gaben ihrer Freude über das so einträchtig verlebte schöne Fest durch herzlichen Händedruck kund.

Dann ging es den dunklen Hochwald hinab. Fackelschein erhellte die einbrechende Nacht.

Lori hing am Arme ihres Bräutigams, der in der heitersten Laune sie zu unterhalten suchte. Das Mädchen lachte wohl mit, aber ein gewisses Etwas krampfte ihr doch das Herz zusammen, der Gedanke an Michl wollte sie nicht verlassen. Sie glaubte ihm zürnen zu müssen, daß er es gewagt, seine Wange der ihrigen zu

nähern. Daß es kein Zufall war, das war ihr klar; sie fühlte das Zittern der Hände, die sie umfaßt hielten, sie fühlte die Gluth seiner Wangen. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen, es war kein Zweifel, daß der Freund ihres Bruders eine nicht mißzuverstehende Neigung zu ihr habe, und wollte sie anfangs auch stolz diesen Gedanken von sich weisen, so mußte sie sich doch bald eingestehen, daß der Bursche wider ihren Willen auch auf sie eine gewisse Macht ausübte, denn sie wollte ihm zürnen und — konnte es nicht.

Und dennoch sah sie ihr Glück mit Ferdinand von ihm bedroht.

Ohne Zweifel war es Michl gewesen, der am Vorabend des Palmfestes auf Ferdinand geschossen. Das konnte sich wiederholen, heute, morgen, keinen Tag war der Forstmann sicher vor dem Blei des Wilderers. Selbst jetzt, während des Abstieges, glaubte sie hinter den umfangreichen Baumstämmen zur Seite des Weges die schwarzen, feurigen Augen des Burschen hervorblitzen zu sehen. Aengstlich klammerte sie sich an den Arm des Bräutigams, indem sie sagte:

„Ach, Ferdinand, biete doch alles auf, daß du anderswohin versetzt wirst, hier vergehe ich vor Furcht und Angst um dich.“

„Du denkst an den Frischmichl?“ fragte der junge Mann sorglos lachend.

„Ja,“ erwiderte Lori, „er ist dein Feind und der Wald ist so dicht und finster.“

„Und da meinst du, ich soll das Feld räumen?

Nein, liebster Schatz, dazu bin ich nicht zu gebrauchen. Ich werde ihm schon den Herrn zeigen, hoffentlich findet sich bald eine Gelegenheit dazu. Verbittere dir den heutigen Tag nicht mit so trüben Gedanken, denke an uns, an unsere Liebe."

„So lang ich bei dir bin, wird es mir wohl gelingen," sprach Lori mit schwachem Lächeln, „aber zu Hause, wenn ich allein bin, werde ich der Sorge nicht los werden um dein theures Leben."

„Das sollst du nicht, du sollst dich auch zu Hause nicht grämen, du sollst dich der schönen Stunden erinnern, die wir heute verleben durften, und zum Zeichen, daß du meinem Wunsche nachkommst und an mich mit Liebe denkst, stellst du die brennende Kerze an das Fenster deines Zimmerchens, bevor du dich zur Ruhe begiebst. Ich kann es vom Forsthause aus sehen, und auch ich werde dir dasselbe Zeichen geben, das Zeichen gegenseitiger Liebe, herzinnigen Gedenkens und einer guten Nacht. Versprichst du mir das?"

„Gern!" erwiderte das Mädchen. „Ich werde mich zwingen, die düsteren Gedanken zurückzudrängen und nur des Glückes, der Freude des heutigen Tages, deiner zu gedenken!"

Am Ende des Hochwaldes beim „Rosenberger" angekommen, ging die Gesellschaft nach verschiedenen Richtungen auseinander, nachdem vorher noch ein fröhliches Lied gesungen und einige Musikstücke gespielt worden waren. Die brennenden Fackeln zeigten die Richtungen an, nach welchen sich die Bergfahrer entfernten.

Auch der Revierförster verabschiedete sich hier von dem Mauthner und seiner künftigen Schwiegertochter, küßte letztere auf die Stirn, dem alten Kameraden aber lispelte er in's Ohr:

„Ich begreife wahrlich nicht, wie ein solch alter Zolltarif diesen Engel zur Tochter haben kann.“

„Gelt, bist mir neidig d'rum, du Urflegel aller Zeiten!“ lachte der Mauthner.

„Freilich,“ entgegnete der andere, „d'rum nehm ich sie dir und mache sie zu meiner Schwiegertochter. Jetzt aber geh heim und gieb Obacht, daß dein Schlagbaum richtig heruntergelassen ist. Der bayerische Staat schläft erst ruhig, wenn der Mauthner in den Lackenhäusern den Schlagbaum herunter hat; was immer dann rechts und links davon hereingepascht wird, das fang nicht eher, als bis du's hast, und somit Gott befohlen!“

Ferdinand gab der Braut und ihrem Vater noch das Geleite bis zum Zollhause und kehrte dann in das etwa eine Viertelstunde entfernte Forsthaus zurück. —

Im Mauthhause harrten Rudi, der Zollwart und die alte Mirl, auf der Gredbank in gemüthlicher Unterhaltung sitzend, schon lange auf die Abwesenden. Der Spitz lag zu Rudis Füßen und blickte ohne Unterlaß nach dem so lang entbehrten jungen Herrn. Der Zollwart hatte diesem eine seiner langen Tabakspfeifen mit Hafnerzeller Knaster gestopft und zum Rauchen angeboten, und während die beiden Männer die blauen Wölkchen in die Luft bliesen, strickte die alte Magd an einem farbigen Strumpfe.

Rudis Gedanken waren meistens abwesend, er mußte unabläßig der schönen Leinwandhändlerin gedenken. Sein Hirn durchzuckten Pläne auf Pläne. Unwillkürlich zog er auch Vergleiche zwischen gestern und heute. Gestern von Andern und sich selbst verachtet, namenlos elend, heute so glücklich, wie er sich dessen nie zu erinnern wußte.

Der Zollwart und die alte Mirl hatten ihre helle Freude an dem sich so sichtlich wohlfühlenden jungen Menschen, und da sie alsbald heraus hatten, was ihn vorzugsweise so vergnügt machte, so brachten sie das Gespräch auch ohne Umschweife auf die junge Leinwandhändlerin von Reichenau, und Mirl erklärte sich mit Freuden bereit, morgen einen Gratulationsgang zu ihrem Bäschen zu machen und bei dieser Gelegenheit auch ein „Billet" von Rudi zu übergeben.

Die alte Kinderfrau wollte sich aber für diesen Dienst schon heute bezahlen lassen und Rudi mußte die Guitarre zur Hand nehmen und eines seiner schönen Lieder zum Besten geben. Rudi ließ sich nicht zweimal bitten; recht lustig hinaussingen, das war ja von jeher sein Element, damit vertrieb er sich in seinen schlimmen Tagen alle Traurigkeit, der Gesang machte ihm seinen Sinn wieder leicht, doch die Menschen nannten das Leichtsinn und rechneten ihm es schwer an. Jetzt darum gebeten, stimmte er freudig die ihm von der Alten gereichte Guitarre, seine liebe alte Vertraute, und sang dann Lustiges und Trauriges, wie es ihm eben in den Sinn kam. Der Zollwart und Mirl summten im Baß und Discant mit und die Alte meinte:

„So lusti is's im Mauthhaus sitta Jahr und Tag nimmer zuaganga.“

Diese Lustbarkeit wurde durch die Zurückkunft der Bergfahrer unterbrochen. Für Rudi verwandelte sie sich sogar in Mißvergnügen, als er von der erfolgten Verlobung seiner Schwester mit Ferdinand hörte, gegen den er, wie sein Freund Michl, von Jugend auf eine Abneigung hatte. Auch die Ankündigung, daß er schon nächster Tage nach Glöckelberg in das Comptoir der Glasfabrik müsse, kam ihm nicht nach Wunsch. Er wäre lieber in der Umgegend geblieben, wo er hoffen konnte, öfters der jungen Leinwandhändlerin zu begegnen, mit der er sich heute so gut unterhalten hatte.

Es war ihm aber keine Gelegenheit gegeben, seinen Angehörigen sein Mißbehagen zu zeigen, denn der Vater war müde und begab sich bald zur Ruhe, und Lori sehnte sich, allein zu sein auf ihrem Zimmer. Sie hatte so vieles mit sich allein auszumachen, die Ereignisse des heutigen Tages sollten noch einmal an ihrem Geiste vorüberziehen, sie mußte sich sammeln.

Die zehnte Stunde war längst vorüber. Im Zollhause war es ruhig.

Rudi hatte sich ebenfalls zur Ruhe begeben, doch ließen auch ihn die vielen Erlebnisse des heutigen Tages, die seinen Kopf durchzogen, nicht zum Schlafe kommen. Mit einer gewissen Rührung mußte er vorzugsweise jetzt auch des verkrüppelten Mädchens gedenken, welches trotz seiner Mißgestalt sich glücklich zu fühlen schien in seiner Liebe zu Michl, der vielleicht noch gar nicht da-

rauf geachtet, der ja keine Zeit hatte, so etwas zu sehen, zu denken, der ja —

Plötzlich überlief es ihn siedend heiß.

„Wird doch die alte Mutter ihm den Brief richtig übergeben haben?"

Diese Frage hatte eine Menge anderer im Gefolge, die in Rudi eine bange Aufregung verursachten, welche sich von Minute zu Minute steigerte. War Michl überhaupt noch nach Hause gekommen? Konnte er nicht trotz des unterlassenen Zeichens mit seinen Kameraden einen Streich gegen das Zollhaus unternehmen, in welchem sie die weggenommenen werthvollen Waaren noch vorhanden wähnten? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, unter allen Umständen zu versuchen, mit Michl selbst zusammenzukommen, anstatt sich den ganzen Tag über mit leichtfertigen Plänen und Hoffnungen zu beschäftigen? In seinem Leichtsinn hatte er überhaupt gar nicht mehr an Michls Vorhaben gedacht, bis jetzt nicht daran gedacht, wo der gefährliche Augenblick heranrückte. In weniger als einer Viertelstunde stand der Zeiger der Schwarzwälderuhr auf elf Uhr. Der Angstschweiß rann dem Burschen von der Stirn, es litt ihn nicht mehr im Bette, schnell warf er sich in die Kleider und starrte dann durchs Fenster hinaus in die Nacht. Der sternenhelle Himmel war theilweise mit Wolken bedeckt, es war ihm nicht möglich, die Linde auf dem Hügel zu sehen, noch viel weniger, ob sich unter derselben jemand befinde.

Er war rathlos, er wußte nicht, was er beginnen

sollte. Schließlich suchte er sich in seinem Leichtsinn doch einzureden, all' seine Angst wäre überflüssig und Michl würde rechtzeitig seinen Brief empfangen haben. Gleichwohl blieb er wie angewurzelt am Fenster stehen und blickte mit oft angehaltenem Athem hinaus in die Nacht.

Seine Angst war nicht grundlos.

Dort an der Linde lagerten etwa zwölf Männer, theils mit geschwärzten Gesichtern, theils mit über dieselben herabgezogenen schwarzen Zipfelhauben, in welchen für die Augen Löcher ausgeschnitten waren. Den Kopf hatten sie mit breitkrämpigen, niederen Hüten bedeckt. Sämmtliche Männer hatten Tragreffen auf dem Rücken und mehrere, darunter Michl, waren mit Büchsen bewaffnet. Der lange Hies, der sonst durch seine hagere Gestalt auffiel, schien seit Nachmittags unförmlich in die Weite gewachsen zu sein. Er trug nämlich einen Küraß, den er sich für solche Zwecke bei einem Tändler in München gekauft, unter einem blauen Fuhrmannshemd, und sah so komisch aus, daß seine Spießgesellen aus dem Lachen nicht herauskamen.

„Lachts nur," sagte Hies leise, „i stell' mi Nummer Sicher. Paßts auf, Manna, wir genga no'mal recht ein."

„Staad sei!" gebot Brennbuckl, „lust's no'mal auf dös, was uns der Spielerhans sagt."

Michl, genannt der Spielerhans, gab nun die Generalordre zu dem beasichtigten Ueberfall.

„Also mirkts auf!" sprach er. „Der krumpe Sepp,

der Enghirn und der Langfuaß machen si' über den Grenzaufseher im Wachthaus. D' Hausthür is unversperrt, schleichts Enk hin und bind'ts 'n an Händ und Füaßen. Oaner bewacht 'n dann. Der Hirlinger und der Sonninger machens so mit 'n Zollwartl und 'n Mauthner; i nimm 'n Mauthner-Rudi über mi und der Mauserfink laßt Neamd aus 'n Haus, is's wer da will. Der Brennbuckl und i wern in d' Kanzlei eindringa und Enk die Waaren für's Fenster außilanga. Wer sei' Tragreffen voll hat, macht, daß er verschwind't, jeder woaß, wohin. Die andern Acht warten drentern Zollhaus auf mein dreimaligen Pfiff; dö brauchen nur d' Waar wegz'tragn und wissen dös ihrige. So, jetzt wißts alles, nix mehr wird g'red't und sobald i's Zeichen geb — drauf los! Es is nöd's erste Mal."

„Aber Spielerhans," sagte jetzt der kürassbeschwerte Hies, „was hast für mi' b'stimmt?"

„Du — du bleibst da stehn, und hörst von Breitenberg ebbas kömma oder sunst ebbas Verdächtigs, so laufst schnell awi und sagst es uns."

„Ja, wenn i nur laufa könnt mit dem eisern Leib," meinte der lange Hies. „Wird ja dennerst koa' Kugel durchschlagn? Was fanget 's Wei und d' Kinda ohne mi an!"

„So geh hoam dazu," sagte der Brennbuckl ärgerlich. „Neamd schafft dir's, daß d' mitziagst."

„Ja no', ma' möcht halt aa lebn," erwiderte Hies. „I thua scho', was's ma ghoaßen habts, aber i moan alleweil —"

„No' was!" mahnte Michel. „Dem Mauthner oder ebban von seine Leut därf koa' Haar krümmt wern. Und daß si' neamd einfalln laßt, auf d' Kassa a Hand z' legn! Nix därf gnumma wern, als d' Waar, die 's uns heut abgfangt ham. Verstanden?"

In diesem Augenblick ward am Fenster von Loris Schlafzimmer eine brennende Kerze sichtbar. Das Zeichen galt dem Bräutigam als „gute Nacht!"

Rudi sah von seinem Fenster aus, wie plötzlich ein Lichtstreifen die Straße und den nahen Hügel erhellte. Im gleichen Moment schlug es elf Uhr.

Ein Schreckensschrei löste sich aus seiner Brust. Deutlich hörte er jetzt drei Pfiffe, es war gewiß, Michl hatte seinen Brief nicht erhalten, der Angriff aufs Zollhaus fand statt — er konnte nichts weiter denken.

Instinktmäßig eilte er zum Schlafzimmer des Vaters und weckte ihn mit den Worten:

„Aus is's! Die Schwärzer überfallen uns."

Lori hatte das gehört. Sie hatte auch die dunkeln Gestalten heraneilen sehen und rief dem Vater zu, sich zu bewaffnen.

Der Mauthner hatte sich rasch in seinen Schlafrock geworfen, Licht gemacht und das geladene Gewehr von der Wand gerissen. Rudi sollte die Pistole nehmen, aber dieser machte eine abwehrende Bewegung und ergriff dafür einen daneben hängenden Säbel. Dafür nahm Lori die ihr so verhängnißvoll gewordene Pistole zur Hand.

Im untern Stock ward es bereits lebendig. Man

hörte den Zollwart rufen, Thüren sprengen und mehrere Stimmen durcheinanderschreien. Im Nebenhause, wo sich der Aufseher befand, hatte bereits zwischen diesem und den Schwärzern ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden, auf beiden Seiten gab es Blut, schließlich wurde der Grenzwächter von der Ueberzahl bewältigt und gebunden.

Jetzt tönte ein Schuß durch die Nacht, der Mauthner hatte durch das offene Fenster gefeuert, um auf diese Weise vom nahen Forsthause Hilfe herbeizurufen. Aber schon drangen die Schwärzer die Stiege herauf und schlugen die Thür zum Schlafzimmer des Mauthner's ein, wo dieser sich mit seinen Kindern befand.

Der Mauthner hielt die ihres Schusses entledigte Flinte im Anschlag.

„Zurück!" donnerte er den Anstürmenden entgegen.

„Zwoamal schießt d' Flinten nöd," lachte ihm der Brennbuckl in's Gesicht, neben dem sich Michl befand. „Es gschieht nix; wir wolln nur die Waar, die uns heut Fruah is abgnumma worn. Gebts 'n Schlüssel her zu der Kammer. Es nutzt Enk nix; gebts 'n guatwilli her, wir san in der Uebermacht, wir schlagn sunst Alles in Grund und Boden."

„Elendiges Gesindel!" rief der Mauthner, „Ihr habt eure schandvolle Rechnung ohne den Wirth gemacht. Haben euch eure Spione so schlecht unterrichtet, daß ihr nicht wißt, daß die gesammte aufgefangene Waare schon heute Morgens an's Hauptzollamt nach Passau spedirt wurde?"

„Alle Teufel?“ rief der Schwärzer. „Aber wir müassen uns erst davon überzeugen. Sperrt's uns die Kammer auf neben der Kanzlei!“

„Das kann geschehen,“ sagte der Mauthner. „Aber rührt mir sonst nichts an, ihr Diebesbande, und macht dann, daß ihr weiterkommt. Hoffentlich lernen wir uns vor Gericht kennen, ihr Galgenstricke, ihr Zuchthausfutter —“

„Den Schlüssel her!“ unterbrach ihn der Schwärzer in befehlenden Tone. „Des bleibt's da in Bewachung; Enka Suhn soll uns aufsperrn!“

„Thu's Rudi,“ gebot der Vater; „der Schlüssel hängt im Wandschrank dort. Dein Rath heut Früh war Goldes werth. Jetzt zeig ihnen den leeren Stall. Brav hast es gemacht, brav!“

Des Mauthners Worte wirkten auf Michl, als wäre er von einer Viper gestochen worden. Rasch raunte er dem Brennbuckl einige Worte ins Ohr, worauf dieser sagte:

„I hon mi anders bsunna, Mauthner. Des gehts mit und sperrts auf.“

„Nein, nein, ich laß den Vater nicht fort!“ rief Lori voll Schrecken.

„Es gschieht eam nix, so wahr Gott im Himmel is!“ sagte Michl zu ihr mit verstellter Stimme.

„Wenn der Teufl unsern Herrgott anruft, wär's a Grobheit, an ihm zu zweifeln,“ meinte der Mauthner mit einem gewissen Galgenhumor, und nachdem er den

Schlüssel aus dem Schranke genommen, fuhr er fort: „Also vorwärts; ich will euch aufsperren; geht voran!"

„Umkehrt is aa g'fahrn," sagte der Schwärzer. „Des gehts voran, wir kömma hintennach, so verlangts d' Höflichkeit."

Der Mauthner mußte sich fügen. Er hoffte sicher, daß in den nächsten Minuten Hilfe vom Forsthause herbeikommen werde und so die Einbrecher festgenommen werden könnten.

Kaum war der Mauthner aus der Stube, eilte Michl auf Rudi zu, packte ihn an der Schulter und drückte ihn wüthend zu Boden.

„Verrather du, i könnt di umbringa!" knirschte er.

Rudi wußte wohl, wer so zu ihm sprach, und erbleichend vermochte er nur die Worte herauszustammeln: „Der Brief — der Brief!"

Lori aber glaubte, der Verkappte mache einen Angriff auf das Leben ihres Bruders, und die Pistole erhebend, trat sie vor den ihr unbekannten Mann hin, und nach demselben zielend, rief sie:

„Laß mein' Rudi in Fried oder ich drück ab!"

Michl hatte Rudi losgelassen und starrte nach dem in weißem, in Unordnung gekommenem Nachtgewande vor ihm stehenden Mädchen. Die langen, dunkeln Haare fielen lose über den blendend weißen Nacken und die Brust, und ihr schönes Gesicht drückte Angst und Zorn, aber auch Entschlossenheit aus.

Michl verlor seine Fassung bei dem Anblicke des von ihm mit aller Leidenschaft geliebten Mädchens. Er

ließ sich auf ein Knie nieder, legte seine Büchse neben sich, riß mit beiden Händen seinen Spenser auseinander und rief:

„Schiaß zua! A Kugel von dir söhnt mi aus mit der ganzen Welt. Wenn mei' letzter Blick auf di falln därf, gibt's nix schöneres, als sterben, druck zua — Lori!"

Lori hatte schon bei den ersten Worten Michl's Stimme erkannt, jetzt erkannte sie auch die dunkeln, brennenden Augen, die sie so oft verfolgten und deren sie nicht los werden konnte, wenn sie sie fortzudrängen suchte in ihren stillen Stunden. Ihr Arm hatte sich gesenkt und mit fast schmerzlicher Stimme rief sie:

„Michl, du — du bist's? Also wirklich! Du — ein Bandit! Du — armer Mensch!"

„Arm," wiederholte Michl; „dös bin i freili."

Und indem er sein schwarzes Visir in die Höhe schob, fuhr er fort: „Mei' Liab is a Verbrechen, mei' Freundschaft is verrathen worn. Jetzt mag's gehn wie's will. Bring mi um, Deandl, du thuast a guats Werk für d' Menschheit!"

In diesem Augenblick erschien einer der Schwärzer an der Thür und rief:

„Spielerhans! 'n Mauthner maltraitirns, auf d' Kassa hams es abgsehn, kimm, trawe, trawe!" (Schnell, schnell!)

„Um Gotteswillen, der Vater!" schrie Lori auf.

„Da muß i dabei sein," rief Rudi, den Säbel fester fassend. „Also, einer Räuberbande ghörst an und du

willst mei' Freund sein? Pfui!" Er sprang der Thür zu.

Aber Michl riß ihn zurück.

„Da bleibst!" gebot er. „I steh guat für 'n Vata, für d' Kassa; ös sollts mi nöd verachten!"

Die Zipfelhaube über das Gesicht ziehend, stürmte er aus dem Zimmer und die Treppe hinab, hinein in die von einem Kerzenlicht erhellte Kanzlei.

Der Mauthner hatte den Schwärzern die Thür in das daranstoßende Magazin geöffnet und sie so überzeugt, daß in der That die gesuchte Waare anderweitig versorgt worden. Darüber war natürlich höchste Enttäuschung, und da sich auch sonst nichts in der Kanzlei vorfand und der gefährliche Zug doch nicht ganz erfolglos bleiben sollte, so bekam der Brennbuckl trotz Michls strengem Verbot Gelüste nach der Amtskasse, welche in einer mit eisernen Bändern versehenen, hölzernen Truhe bestand. Brennbuckl gebot dem Mauthner, die Kasse zu öffnen. Dieser erwiderte mit einer Fluth von Schimpfworten, wozu ihm heute der Forstmann die beste Anleitung gegeben, aber die Schwärzer verstanden wenig Spaß und waren in der That daran, sich an dem getreuen und unerschrockenen Beamten thätlich zu vergreifen, während einige von ihnen die Kasse aufzusprengen suchten. Da kam Michl herbeigeeilt und gebot, den Mauthner augenblicklich los zu lassen und sich von der Kasse zu entfernen, und als man ihm nicht sogleich Gehorsam leistete, riß er die Frevler mit herkulischer

Kraft zurück und drohte Jeden niederzuschießen, der seinem Gebote nicht sofort Folge leiste.

„Ho ho!“ rief der Brennbuckl, „da gschieht, was i will, und wennst net glei machst, daß d' weiterkimmst, so schlag i di zam zu an' Brei.“

Er machte wirklich Miene dazu, indem er seinen festen Knittelstock erhob, aber Michl, eingedenk seines Versprechens, das er den Geschwistern gegeben, hob ebenfalls zum Streiche aus und rief:

„Also wollt's a Diebsbande sein? So sag i mi los von Enk und augenblickli befehl i 'n Rückzug oder —“

„D' Kassa wird mitgnomma!“ schrie der Brennbuckl den andern zu, und sich zu Michl wendend: „Mit dir bin i glei ferti?“

Er holte zum Hiebe aus, aber Michl sprang zur Seite und versetzte seinerseits mit dem umgekehrten Stutzen dem Angreifer einen so wuchtigen Hieb auf den Kopf, daß er zurücktaumelte.

In diesem Augenblicke ertönte von außen ein greller Pfiff, das Zeichen zum Rückzug.

„Helfts mir furt!“ bat Brennbuckl seine Spießgesellen. „Mit dem Hund rechn' i an' anders Mal ab.“ Und von zwei Schwärzern geführt, die unter wüthenden Blicken auf Michl laute Verwünschungen ausstießen, verließ er, so rasch es anging, die Kanzlei und das Zollhaus.

Außen entspann sich jetzt ein neuer Kampf. Der Revierförster kam mit seinem Sohne und einigen Jägern heran, ebenso mehrere Grenzwächter, die der Nothschuß

des Mauthner herbeigerufen. Jetzt wurden Schüsse hin- und hergewechselt, und da die Ankommenden von beiden Seiten in's Zollhaus eindrangen, war es Michl nicht mehr möglich, sich zu entfernen.

Er rannte deshalb wieder die Treppe hinauf in das Zimmer der Geschwister, die in banger Erwartung die wenigen Minuten dort verbracht.

„Des könnts ruhig sein," rief er den Beiden zu. „Der Vata is g'rett', 's Zollhaus is frei und — der Hochzeiter is zur Hilf da, aber i bin verlorn."

Draußen hörte man schon die Stimmen Ferdinands und seines Vaters. Lori saß auf dem Sopha und hatte ihr Gesicht in den Händen vergraben.

Michl starrte bewegungslos nach ihr hin.

„Michl," rief Rudi, „mach, verschwind; du wirst sonst gfanga!"

„Sollns mi fanga!" entgegnete der Bursche, seinen Blick nicht von dem Mädchen wendend, „was liegt mir dran!"

Jetzt kam es die Stiege herauf.

„Der Ferdinand kimmt!" mahnte Rudi voll Angst. „Michl, um di is 's gschehn."

„Der Ferdinand?" rief Michl, nun rasch die Büchse vom Boden aufnehmend, mit drohender Geberde.

Da sprang Lori auf und die Hände faltend, sprach sie weinend:

„Michl, ich bitt' dich, keine Gewalt! Hab Dank, daß du dich um den Vater angenommen, aber rette dich! Wir beide verrathen dich gewiß nicht! Im Zimmer

nebenan reicht das Rebengeländе bis zum Fenster herauf, klettere dran hinunter, ich — Michl — thu's mir zu lieb!"

Und der Bursch ließ sich willenlos zur Thür des anstoßenden Zimmers ziehen. Rasch schloß dann Lori dieselbe hinter ihm ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Es war alles das Werk einer halben Minute. Es war auch höchste Zeit gewesen, denn schon stürmte Ferdinand in's Zimmer.

„Lori," rief er, „es ist dir doch nichts zu leide geschehen? Wo sind die Frevler? Einer muß noch hier sein, man sah ihn die Treppe hinaufflüchten, die andern sind davon, aber nicht alle mit heiler Haut."

„Neamd is mehr da!" sagte Rudi.

Lori war vor Schrecken noch nicht im Stande, zu antworten. Als sie wieder zu sprechen vermochte, war ihre erste Frage: „Wo ist der Vater? Ist ihm wirklich nichts geschehen?"

„Gottlob, nein!" tröstete Ferdinand. „Die Kerls stoben wie Spreu auseinander, als wir anrückten. Einer aber blieb, — dem hat mein Vater das Laufen verlernt. —

Jetzt hörte man das Klirren eines Glases.

„Da drinnen wird ein Fenster eingeschlagen," rief Ferdinand, „dort hat sich der Bandit verborgen."

Er rannte zu der verschlossenen Thür.

Aber eben so schnell stand Lori neben ihm.

„Es ist mein Zimmer," sprach sie ängstlich, „Niemand ist drinnen."

„Dann ist Jemand dort gewesen,“ entgegnete Ferdinand, „er sprang zum Fenster hinaus.“

Rasch riß er das Fenster des Zimmers auf, in dem sie sich befanden, und ein Ausruf der Befriedigung zeigte, daß er trotz des nächtlichen Dunkels den Flüchtling erblickte. Ehe es Lori hindern konnte, hatte er die Büchse an die Wange gelegt und ein Schuß dröhnte durch die Nacht.

Lautlose Stille folgte darauf. Lori hatte die Hände wie zum Gebet gefaltet, sie zitterte am ganzen Leibe.

Jetzt hörte man einen langgezogenen Weheruf.

„Hurrah,“ rief Ferdinand, „der hat seinen Theil!“ Und angestrengten Auges hinausblickend, fuhr er fort: „Mir ist, als kämen mehrere Gestalten zusammen; entweder schleppen sie den Angeschossenen davon oder sie wagen einen neuen Angriff. Da heißt es sich vorsehen und rasch laden. Lori, geh auf den Hausgang hinaus, hier bist du keinen Augenblick vor einer Kugel sicher. Und du, Rudi, nimm die Pistole, schieß auf's Gerathewohl hinaus, wenn's nur kracht, das schreckt die Lumpen.“

„Nein,“ entgegnete abwehrend der gleich seiner Schwester Erschreckte, „ich schieß auf kein', der sich flücht', es ist heut schon Unglück genug gschehn.“

„Du bist und bleibst ein feiger Tropf!“ versetzte Ferdinand erzürnt. „Pfui, schäme dich, nimm dir ein Beispiel an deinem tapfern Vater.“

„Ferdinand!“ schrie jetzt Rudi wie umgewandelt, „du irrst di, wennst mi für feig haltst. I kann so tapfer sein, wie du. Ein', der si' flücht', von hinter-

rucks zamschießen, dös is kei' Heldenthat, drauf brauchst nöd stolz sein."

Kaum waren diese Worte gesprochen, da krachte abermals ein Schuß und eine Kugel pfiff hart am Kopfe Rudis vorüber.

„Aha, merkst es, wie die Kerls entfliehen?" sagte der junge Forstmann. „Fort mit der Lori aus dem Zimmer! Ich lösche das Licht, daß sie keinen Zielpunkt mehr haben."

Lori zog den vor Wuth und Aufregung zitternden Bruder aus dem Zimmer. Da vernahm sie aus Mirls Kammer ein lautes Schluchzen, und in dieselbe eintretend, fand sie die alte Magd auf dem Boden knieend, betend und weinend.

Der Schmerzensschrei des von Ferdinands Kugel getroffenen Michl summte Lori grausig in den Ohren. Sie setzte sich zu der Alten aufs Bett und weinte mit ihr, Rudi aber eilte die Treppe hinab, um sich nach dem Vater umzusehen.

Inzwischen waren auch der Zollwart und der Grenzwächter ihrer Bande entledigt worden. Man rüstete sich, einem möglichen zweiten Angriff der Schwärzer erfolgreich zu begegnen. Doch geraume Zeit verging, man hörte nichts. Tiefe Stille herrschte in der ganzen Umgegend, nur hin und wieder war dieselbe durch ein leises Wimmern unterbrochen, welchem die mit einer Laterne versehenen Jäger nachgingen.

Sie fanden alsbald den Langhies, mit dem Küraß angethan, auf einem Raine liegend. Seine Ahnungen

waren nicht umsonst gewesen, er war dieses Mal eingegangen, trotz des Harnisches. Die ihm nachgesandte Kugel traf eine Stelle, welche durch den Küraß nicht versichert war.

Er jammerte entsetzlich, doch schien seine Wunde nicht besonders gefährlich zu sein. Man entledigte ihn seiner Wehr und trug ihn dann zum Wirthshause an der Klafferstraße, wo er durch den von Breitenberg herbeigeholten Bader die erste Hilfe, zugleich aber auch einen Gendarmen als unwillkommenen Ehrenposten empfing.

Während dieser Zeit schleppte sich noch ein Opfer dieses Zuges, unterstützt von zweien der Gesellen, zum Inhäusl des Frischen. Ferdinands Kugel hatte nur zu gut getroffen. Sie war Michl in die Hüfte gedrungen und er hatte ungeheure Schmerzen zu erdulden.

Zu Hause angekommen, legten ihn die Kameraden auf sein Bett und beeilten sich dann, selbst in Sicherheit zu kommen, da sie sich von den Jägern verfolgt glaubten.

Der Jammer der alten, halbblinden Mutter wie des krüppelhaften Mädchens über dieses Unglück war groß, zumal dasselbe aufs Strengste geheim gehalten werden mußte, sollte Michl nicht zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden. So mußte denn die Wundsalbe der alten Inhäuslerin vorerst wieder ihre Dienste thun.

Das kleine krüppelhafte Mädchen übernahm den Krankendienst und es gewährte ihm eine unaussprech-

liche Genugthuung, dem so heißgeliebten Burschen Liebesdienste weihen zu dürfen.

Gegen Morgen aus einem kleinen Wundfieber erwachend, sah der Kranke traurig um sich und seufzte dann:

„Alles is hin, alles; d' Liab und d' Freundschaft! Nix mehr hon i auf der Welt, es verlohnt si' nimmer, z' leben, i wollt, es gaang dahin — i sterbet!"

„Michl, mi hast no'!" lispelte das bleiche Mädchen. „I sterb für di, Michl, jede Stund, wannst es ham willst!"

„Du?" fragte Michl in einem Tone, der Spott und Ueberraschung zugleich enthielt.

Die Kleine nickte weinend mit dem Kopfe.

Michl schloß die Augen. Erschöpft verfiel er in einen oft von Fieberschauern unterbrochenen Schlaf. Das krüppelhafte Mädchen aber wachte bei ihm und betete für ihn.

Aber auch im Zollhause ward seiner sorgend gedacht und ein heißes Gebet stieg auch dort für ihn zum Himmel. Hätte er es geahnt, es wäre ihm ein lindernder Balsam gewesen für sein zerrissenes, schmerz- und hohnerfülltes Herz.

X.

Außer dem Langhies, richtiger genannt „Eckbauernhäusler," konnte man keinen der Uebelthäter dingfest machen. Sie zerstreuten sich nach allen Richtungen und die große Dunkelheit erlaubte keine weitere Verfolgung. Aus dem Verwundeten konnte trotz alles Drängens von Seiten der Gendarmerie nichts herausgebracht werden, um auf die Spur der Schwärzer zu führen. Man gab sich dem Glauben hin, daß wohl alle aus dem Böhmischen herübergekommen seien. An Michl Frisch dachte Niemand, außer Lori und Rudi, die für ihn zitterten. Sie hörten mit fast freudiger Genugthuung aus ihres Vaters Mund das Lob des tapferen Mannes, des ehrlichen Gefährten, dessen Dazwischentreten es zu verdanken war, daß die Kasse nicht ihres Inhalts beraubt wurde. Doch sie bangten auch um ihn, denn sein Schmerzensruf konnte nur die Folge einer Verwundung sein, und die beiden Geschwister empfanden für ihn die schmerzlichste Theilnahme.

Zu dieser Theilnahme gesellte sich bei Rudi das peinliche Gefühl, daß ihn sein Jugendfreund des Verrathes für fähig gehalten, ein Verdacht, den er unter allen Umständen von sich abwälzen mußte. Wohl sah er ein, daß er den Verkehr mit Michl von nun an ganz abbrechen, daß er sich von ihm für immer lossagen müsse, wollte er nicht selbst ein Genosse jener Verbrecherbande werden, welcher Michl als Hauptanführer anzugehören schien. Die beste Gelegenheit hierzu bot sich von selbst durch Annahme der Stelle in der Glasfabrik Glöckelberg, welche ihm sein Vater verschafft hatte. Auf diese Weise vollzog sich die Trennung von selbst.

Nur einmal noch wollte er mit dem Jugendfreunde sprechen, wollte sich überzeugen, wie und ob er gefährlich verletzt worden. Er theilte dies der Schwester mit, die sein Vorhaben in allen Theilen billigte. Am liebsten wäre auch sie aus dieser Gegend fortgezogen, um dem Burschen nie wieder zu begegnen, dem sie, so sehr sie ihn auch verabscheuen zu müssen glaubte und trotz der Dreistigkeit seiner leidenschaftlichen Erklärungen, doch nicht wahrhaft zürnen konnte.

Seine Worte, seine Blicke in jenem Augenblicke, da sie die Pistole auf ihn gerichtet, sie hörte und sah sie immer. Die Schwere des Geheimnisses, dessen Mitwisserin sie war, bedrückte ihr Herz, und die fürchterliche Erregung der letzten Nacht übte auf ihren Geist wie auf ihren Körper ein erschütternde Wirkung, der das sonst so gesunde und lebensfrische Mädchen doch nicht völlig gewachsen war.

Der Vater und die alte Mirl hielten die krankhafte Erregung Loris für ein vorübergehendes Unwohlsein; waren sie doch beide selbst am anderen Morgen so angegriffen, daß sie sich gern als krank in's Bett gelegt hätten, wenn sie dazu nur — Zeit gehabt hätten.

Nur Rudi hatte seinen Gleichmuth wiedergefunden, sein leichter Sinn ließ ihn sich rasch über Alles hinwegsetzen. Er sah das Unwohlsein der Schwester als die ganz natürliche Folge des ausgestandenen Schreckens an und machte sich darüber keine weitere Sorge. Bald nach dem Frühstück machte er sich auf den Weg zum Frischenhäuschen, um später die schöne Leinwandhändlerin von Reichenau zu besuchen und ihr seinen Glückwunsch darzubringen.

Rudi war noch nicht weit gegangen, als sich ihm der Pechhannes anschloß und mit ihm ein Gespräch anknüpfte.

„No', heunt Nacht hat 's ja Krieg geben im Mauthhaus," begann er, „'s hat ja sakrisch kracht und Küraßreiter san aa dabei gwen. Hellseiten, is dös a Gaudi in der Neuen Welt herhinten."

Der Schlemmer lallte diese Worte unter beständigen Schwankungen seines Körpers, denn er war, seit ihm der Stationsführer einige Thaler auf Abschlag für seine Verrätherei gegeben, aus dem Rausch nicht mehr herausgekommen.

„Laß mi in Ruah!" wehrte Rudi ab. „Du hast ja schon in aller Fruah an' Rausch."

„Und was für oan!" entgegnete der Pechler wohlgefällig, und er sang in schaudervollen Tönen:

Kauft's ma mein Rausch ab,
I gib Enk 'n woifl (wohlfeil),
Daß i 'n 'mal anbring
Den Schinder-Toifl.

Dann fragte er mit eigenthümlichem Lächeln:

„Gehst leicht in Hoa'garten zu dein Spezl, 'n Frisch Michl? Der wird a Freud habn!“

„A größere schon, als wenn du kaamst,“ entgegnete Rudi spöttisch.

„I moan, er is no nöd munter,“ versetzte hierauf der Schlemmer. „Nach ara stürmischen Nacht bleibt ma gern liegn.“

Rudi wußte wohl, wo der Pechler hinaus wollte, und glaubte ihn irreführen zu müssen, deshalb sagte er:

„I bin bis Mitternacht mit 'n Michl beinanda gwen; wie er hoam is, war der Rummel bei uns längst vorbei. Er woaß gwiß gar nix davon.“

„So, dessel nimmt mi Wunder!“ versetzte der andere. „Bis Mitternacht? Da sollt der gar nix gwußt ham? Solltens grad Böhmische gwen sein? Schau, schau, dös hätt i jetzt nöd glaubt, wennst mas du nöd gsagt hättst.“

Rudi gab sich alle Mühe, gleichgiltig zu erscheinen. Ob der Schlemmer ihm wirklich glaubte, bezweifelte er; deshalb wollte er noch einen Trumpf ausspielen, indem er sagte:

„Geh halt zu eam und frag'n; es wird 'n gfreun, wennst kimmst.“

„Na', na', dös gfreueten nöd,“ entgegnete der Pechler

rasch. „I trau eam nöd, er hat auf mi an' Schleim (Aerger). I muaß auf's Drosseln (glückwünschen) gehn zu der Hüttenwirthin in d' Neureichenau; heunt is ja die Nandln eahna Tag, dö laufen anemal die Jakoberln nach. No', dös kann a Rausch wern heunt! Is ma d' Gurgl eh schon wieder ganz sperr vor lauter reden mit dir."

„So geh halt dein Weg alloa'!" entgegnete Rudi. „I will doch umischaugn zum Michl. Es is eam gestern nöd recht guat gwen, wie ma ausananda san; i will anfragen, wies eam geht. Adis!"

Damit lenkte er links auf einen Gangsteig ein.

„Also willst mi verlassen?" fragte der Pechler mit einer komisch spöttischen Miene. „No, i und mei' Rausch, wir wern schon mit anand auf Neureichenau finden. Pfüat di' Gott, schöner Mauthnersuhn!"

Und nachdem er ihm eine Weile laut lachend nachgesehen, trottete er wieder seines Weges, dabei singend:

Kanns denn ebbas schöners gebn
Auf dera Welt,
Als rasten und trinka
Und an Beut'l voll Geld!

Rudi hatte das Häuschen des Frischen erreicht und trat mit banger Erwartung in dasselbe ein. Das bucklige Lenerl, welches ihm auf dem Hausflur entgegen kam, wollte ihn nicht einlassen unter dem Vorwande, daß Michel noch schlafe. Aber Rudi bat das Mädchen, seinem Freunde zu sagen, daß er da wäre und nothwendig mit ihm zu sprechen hätte.

Nach einigen Augenblicken kam das in die Kammer getretene Mädchen wieder zurück und winkte dem Burschen bejahend zu, daß er eintreten könne. Lenerl selbst blieb außen stehen.

Michl lag auf dem Bette. Soviel die spärliche Beleuchtung des kleinen Fensters zu sehen erlaubte, war sein Gesicht sehr blaß.

„Michl," rief Rudi, auf ihn zueilend, „sag, was is dir passirt? I und d' Lori ham dein Schrei g'hört; wir ham koan ruhigen Augenblick, bis wir wissen, was's mit dir is?"

„Was soll's sein?" entgegnete Michl, mit Gewalt den Schmerz verbeißend, den ihm die Wunde verursachte, „schlecht ang'schossen — der reinste Hexenschuß! — auf der Seiten — gefährli is 's nöd, aber der Wehthoa is kaum zum aushalten. I woaß 's, Rudi, daß 'd gestern da warst, d' Muatta hat mir dein Brief geben mit 'n Geld. Halbet hon i dir also gestern unrecht tho'. Aber dein Vatan hast den schlechten Rath geben, d' Waar furt z' schicken, i hätt' di drum vergiften könna. Aber wie r i gsehgn hon, was dös für Tropfen san, die aus an' Pascher glei Räuber wern, so is 's mir liaba, du hast dö Sach verrathen. I will koa Gmoa'schaft mehr mit dene hab'n, die g'hörn auf 'n Galgen. Aber dös möcht i wissen: warum hast du 's Liacht gstellt?"

„D' Lori hat's ja hingstellt, 'n Ferdinand zum Zeichen. Es war an' unglückseliger Zufall, Guat Nacht hat's eam dadurch sagen wolln, eh 's zur Ruah is."

„Für mi wär's bald die ewi Ruah worn," entgegnete

Michl traurig. „Wär's es worn! I fühl mi nöd sicher. I woaß, daß 's 'n Eckbauernhäusler gfangt ham. Wenn der schwatzet?"

„Der schwatzt nöd!" tröstete Rudi. „Er sagt, es san lauter Böhmen, die er selm nur mit 'n Spitznamen kennt. Eher fürcht i, wenn's bekannt, daß d' gschossen bist, daß auf di der Verdacht fallt."

„Dernthalben darf ich vor die Leut erst heunt krank wern; ich hon's wohl überlegt. Der Bader von Breitenberg muß mi an an' hitzin Fieber kurirn; was versteht der, was mir fehlt. I hon aa r a Fiaba, i hon mi gestern so gift (geärgert) auf 'n Dreisessel oben, daß ma d' Gall' überglaufa is. So, und jetzt pfüat di Gott, es hat mi gfreut, daß d' no'mal kömma bist, Rudi. Seh i dennast, daß d' mi nöd ganz verachtst. Deiner Schwester freili, dera bleib i a Abscheu für's ganze Leben! Red nix, plausch mir nix vür, i müaßts netta nöd achten, wär's anders. I werd ihr nirmals mehr unter d' Augen kömma, drauf verlaß di. Geh jetzt! Der Hoa'garten bei mir bringt dir nur Schand."

„So b'hüat di Gott, Michl. I geh morgen furt auf lange Zeit — i will 's arbeiten anfanga."

„Hör auf! Du bringst mi zum Lacha."

„G'wiß is 's wahr. I geh in d' Glasfabrik nach Glöckelberg. I will von nun an guat thuan, alt gnua bin i, i will in Zukunft ehrli mei' Brod verdiena."

„So wünsch i dir Glück! Aber länger als acht Tag haltst es du nöd aus."

„Du wirst es schon sehn; es muß anders wern, denn mir steckt seit gestern 's Heirathen im Kopf."

Michl lachte jetzt laut auf, was ihm aber heftige Schmerzen verursachte.

„Dös is ja dennast grad a Komödie!" sagte er dann.

„Lach nur," antwortete Rudi; „leicht, daß d' ma 's nachmachst. B'hüat di Gott und werd bald g'sund."

Rudi ging.

Außer dem Hause wartete Michls alte Mutter auf ihn und sagte schluchzend:

„Siehgst, Rudi, jetzt is 's Unglück scho' bei uns einkehrt, jetzt geht 's gedohl." (Zu Thal — abwärts.)

„Es is ja koa' Gefahr," tröstete Rudi.

„D' Wunden nöd, aber 's G'richt fürcht i," antwortete die Alte. „Mein Gott! I moan, i hör schon d' Gendarm kömma, die 'n furtführn auf Wegscheid. Daß i so was no' dalebn muaß!"

„Seids nur ruhi!" besänftigte Rudi; „der Michl hat gestern a groß's Unglück verhüt', er hat die ganz' Bande zum Teufel g'jagt, hat an' Raub verhindert, somit war's a Glück, daß er dabei gwen is. Er sagt si' aber los von dera Kameradschaft für alle Zeit. I geh morgen in's G'schäft, i fang 's arbeiten an, und gebts Acht, der Michl macht mir's nach."

„Gebs Gott und die heili Muatta Anna!" sagte die Alte, die Hände faltend.

Das Wort „Anna" mahnte Rudi an den Geburtstag der Gredl von Reichenau, an seinen ihr zugedachten

Besuch. Er verabschiedete sich von der Alten, tröstete sie und sprach ihr nochmals Muth zu. Er bemerkte nicht das im Hausflur stehende bucklige Mädchen, das die Schürze vor dem Gesicht hatte und vor Angst und Furcht um Michls Schicksal weinte. —

Rudis Besuch bei der Leinwandhändlerin mußte auch von guter Wirkung gewesen sein. Seine Verse, die er gestern Abend doch noch zusammengedrechselt, hatten die Gefeierte in gehobene Stimmung versetzt und sie antwortete ihm mit einem prächtigen, goldgelben Gugelhopf und einer Flasche Wein. Sie konnte sich zwar, da fortwährend Gratulanten kamen, mit Rudi nur nebenbei beschäftigen, der jedoch sichtbar Eindruck auf sie machte. Er setzte ihr gelegentlich auseinander, daß der Mensch Grundsätze haben müsse, und sein Grundsatz wäre es, sich zu beschäftigen nach seinen Fähigkeiten und Kenntnissen, denn, schloß er mit kluger Miene seine Rede, Müßiggang sei aller Laster Anfang. Dabei leerte er sein Glas, steckte „zur Erinnerung an die liebliche Köchin" ein großes Stück Gugelhopf in die Tasche und verabschiedete sich.

Heimwärts sang und pfiff er wieder und dachte nicht mehr an die Schrecken der vergangenen Nacht, zwischen welche sich ja das Bild der hübschen Gredl geschoben hatte.

Zu Hause aber kam er sofort wieder auf andere Gedanken.

Eine Gerichtskommission von Wegscheid war da, um über die Begebenheiten der vorigen Nacht Protokoll

aufzunehmen. Lori aber lag im Fieber zu Bett und der Arzt von Breitenberg hatte sie soeben verlassen. Der Rückschlag der jüngsten Ereignisse hatte sie auf's Krankenlager geworfen, doch war nach Ausspruch des Arztes keine ernstliche Gefahr vorhanden, und so sollte das kein Hinderniß sein, daß Rudi, wenn auch nicht ganz ohne Sorge um die geliebte Schwester, schon andern Tages über die Klafferstraße und den Ulrichsberg nach Glöckelberg in's Böhmische hinüberwanderte, um in dem Komptoir der dortigen Glasfabrik seine neue Stellung anzutreten. —

Einige Wochen später war Michl insoweit wieder hergestellt, daß er das Bett verlassen, mittels eines Stockes zur Gredbank hinausgehen und sich da im Freien ausruhen konnte. Es war ein prächtiger Augusttag. Das mit unermeßlichen Forsten bestockte Dreisesselgebirge erhob sich in seiner ganzen Waldesherrlichkeit und gewährte mit den saftig grünen Wiesen, den üppigen Feldern im Thale und am Fuße des dem Dreisessel gegenüberliegenden Frauenwaldes einen äußerst freundlichen und beruhigenden Anblick, welcher durch die vielen im Thale und an den Berglehnen zerstreuten, mit Obstbäumen umgebenen Höfe und Inhäuschen und durch die größeren, mit Kirchthürmen versehenen Orte in Bayern und dem angrenzenden österreichischen Mühlviertel einen erhöhten Reiz erhielt.

Dabei herrschte rings umher ein rühriges Leben, denn es war die Zeit der Flachsernte, des Lieblings-

produktes der Neuweltler wie überhaupt des ganzen Passauerwaldes.

Wie überall, wo nur ein spärlicher Grundbesitz unter eine große Anzahl von Einwohnern vertheilt ist, sind dieselben gezwungen, irgend einen Nebenverdienst durch gewerbliche Thätigkeit zu suchen. Hier treiben die Bewohner der Gegend neben der Holzindustrie vorzugsweise die Leinenweberei, die von jeher als ein freigegebenes Gewerbe gegolten, und so bildete auch im Passauerwald und namentlich in der Neuen Welt die Verarbeitung des Flachses die Hauptbeschäftigung im Winter.

Der lockere, etwas feuchte Boden und die kühle Bergluft begünstigen das Gedeihen dieses Handelsgewächses und die vielen Flachsfelder verleihen der Gegend, zumal in der Zeit, da die Pflanze ihre schönen blauen Blüthen entfaltet, einen besonderen Reiz. Eine gute Flachsernte, und der Waldbewohner ist für alle seine Bedürfnisse gedeckt. Nur sehr wenig Flachs wird in rohem Zustande verkauft, der meiste wird im Lande selbst versponnen und als Garn oder Leinwand auf die Märkte gebracht, wofür ein schönes Stück Geld in die Säckel der Bauern wandert.

Man rechnete zur Zeit dieser Erzählung im ganzen Walde etwa 3000 Weber ohne jene, die nur eigenen Bedarf verarbeiteten, wobei etwa 45,000 Zentner selbstgebauter Flachs zu Hausleinwand, Kölnischzeug, Gradl, Barchent u. s. w. verarbeitet wurden.

In den langen Winterabenden, die der Bauer des

Flachlandes auf der Bärenhaut verschläft, sitzt im Wald alles geschäftig am Rocken. Die Stuben, von flackerndem Spanlicht erhellt, widerhallen von dem Schnurren der Räder und Spindeln. Die Hausfrau, das Großmütterchen, die Töchter, die Mägde, alles, was vom Weibe Hände und Füße regen kann, spinnt bis tief in die Nacht hinein. Selbst der Hausherr mit den Knechten schließt sich von dieser Beschäftigung nicht aus. Die Hausfrau setzt eine Ehre darein, ihre Schränke mit weißem Linnen vollgefüllt zu haben, und wenn sie ihre Töchter verheirathet, sind Flachs, Garn, Leinwand und Weißzeug sicher die werthvollsten Stücke der Ausstattung, und ist die Leinwand dieser Gegend unter dem Namen „Waldler-Leinwand" oder „Passauer Linnen" als solides Fabrikat weit und breit bekannt.

Der Handel dieser Waare ist in den Händen von Verlegern, welche den Kleingütlern und Inleuten auch das Garn zur Verarbeitung auf dem Webstuhle liefern. Aber nicht nur Leinenwaaren, sondern auch halbe und ganze Seidenwaaren werden im Passauer Walde, namentlich in Wegscheid, gewebt. Einen besonderen Handelsartikel bilden die sogenannten „Madrastücher," die von den Frauen als Kopftücher getragen werden.

In Schönberg, Perlesreuth und Waldkirchen finden in der Fastenzeit die Hauptgarnmärkte statt, wozu die Landleute mit ihren Bündeln am Rücken oder mit Oechslein oder Hunden bespannten Fuhrwerken herankommen, um an die Weber, die sich oft zu Hunderten

einfinden, ihre Waare zu verhandeln. Die Hauptplätze für fertige Leinwand sind Wegscheid und Jandelsbrunn. Diese ganze Gegend scheint überhaupt nur eine einzige, große Leinwandfabrik zu sein. Allgemeinem Gebrauch zufolge säet sogar jeder Feldbesitzer seinen Dienstboten jährlich als einen Theil ihres Lohnes ein bis zwei Viertel Lein aus, und zu Lichtmeß, der gewöhnlichen Zeit des Dienstwechsels, wird denselben einige freie Zeit gegeben, um ihren Flachs (Haar) bearbeiten zu können.

Durch diese Leinwandbereitung gewinnt der Wald jährlich an drei Millionen Gulden, die Preise für ein Stück flächserner Leinwand zu zehn Gulden, diejenige von Werg zu sechs Gulden berechnet.

Die Madrastücher, der Kopfputz der Wäldlerinnen, schwarze, an den Enden mit bunten, seidenen Blumen verzierte Tücher, werden auf den sogenannten Jacquardstühlen gewebt und finden, wie die Seidenkopftücher, bei dem massenhaften Verbrauche im Kreise Niederbayern selbst, nicht nur hier lebhaften Absatz, sondern haben trotz des Eingangszolles ihren Weg auch nach Oesterreich gefunden.

Auch in der Wohnstube des Frisch stand ein solcher Jacquard-Webstuhl, auf welchem Michls Vater bis kurz vor seinem Tode gearbeitet, um auf ehrliche Weise das Loos seiner Familie zu verbessern. Der Stuhl stand seitdem fast immer leer.

Michl hatte zwar viel Geschick zu dieser Weberei, fertigte auch manches vorzügliche Tuch für das Hand-

lungshaus Rosenberger*), aber die viele Plage und der geringe Verdienst sagten seinem Temperamente nicht zu und so verlegte er sich lieber auf die verbotene Handelschaft, die ihn wegen der damit verbundenen Gefahr und Findigkeit reizte und bei geringer Mühe den Beutel füllte. So ward er der Arbeit völlig entwöhnt. Mit einer Art Verachtung blickte er bislang auf die Arbeiter in den Feldern und die „Scheiterhauer" im Walde, die im Schweiße ihres Angesichtes das Brod zu verdienen suchten, und er wollte es nicht begreifen, daß dieselben dennoch so heiter und lebenslustig sein konnten.

Heute, nach kaum überstandener Krankheit, haftete sein Auge aber dennoch mit einem gewissen Interesse an den Arbeitern und Arbeiterinnen, die unter fröhlichem Plaudern den heuer prächtig gediehenen Flachs aus dem Boden rissen, große Ballen zusammenbanden und auf die bereitstehenden Wagen luden. Manches heitere, von frischen Mädchen- und Knabenstimmen gesungene Lied klang an sein Ohr und er erinnerte sich gern der Zeiten, wo auch er dort mitgearbeitet, mitgesungen und mit den andern sich gefreut hatte.

Die neben ihm sitzende Mutter mochte eine Ahnung von dem Gedankengang des Sohnes haben, denn, nachdem sie eine Weile dem Gesang der Feldarbeiter gelauscht, begann sie:

*) Im Herrenhause des Kaufmanns Rosenberger war der Dichter Adalbert Stifter oftmals zu Gast; auch schrieb er hier seinen „Hochwald."

„Ziagts di nöd umi zu dö Leut? 's is halt davontwegn (dennoch) schön, wenn ma' so lusti bei der Arbet is."

Und als ihr Michl nicht darauf erwidern wollte, fuhr sie fort: „In etli Tag geht's über unser Hoar (Flachs), dös uns der Bauer anbaut hat. Er soll si' heuer guat herschaun."

„Ja, ja," erwiderte Michl, „wenn wer da gwen wär, der 'n g'jät (gejätet) hätt'!"

„O, dös hat's Lenerl b'sorgt," entgegnete die Alte schnell; „da is mir nöd bang."

„'s Lenerl? Is denn dö aa zu ebbs nutz?" fragte Michl halb verwundert, halb verächtlich.

„Ob dö zu was nutz is? Ja, Bua, bedenk dennast, was ich anfanget, wenn i dös Deandl nöd hätt'. Dös is ja mei' Aug, mei' Stütz, mei' Alles. Wer kochet mir denn mei' Suppen, wenn i 's Lennerl nöd hätt'? Wer räumet denn auf in der Stuben, wer richtet 's Gartl zam, wer hätt' unsern Flachs g'jät'? Und du, du fragst, wo di 's Deandl dö ganz' Krankei durch ausg'wart' hat, wie no'mal a barmherzige Schwester, die nöd von dein Bett gwichen is, so langst im Fiaba g'legen bist, du fragst?"

„Ah so," meinte Michl, „dessel is schon wahr."

„Ob's Deandl zu was nutz is!" ereiferte sich die Alte weiter. „Woaßt denn nöd, daß der Bauer zur Flachsarbeit d' Schawa (Scharwerk) bei dö Inleut einsagen laßt? I bin a blind's Leut und du bist krank; no', so is halt 's Deandl umi und scharwerkt für uns."

„Da hätt'st 'n Bauern lieber 's Scharwerkgeld*) zahlt, wenn er so verinteressirt is."

„Du hast leicht reden!" versetzte die Alte. „Zahl's, wennst nixi hast. Moanst, dei' Kranket hat nix kost'?" Dei' bisl Geld is bald verbraucht gwen und wie nix mehr im Haus war, hat's Deandl auf die Felder g'arbet. Die etli Kreuzer, die 's dafür kriegt hat, hat's für di ausgeben, daß d' diermal a Fleischbrüah und a Glasl Wein kriegt hast, wie 's der Dokta angfrimt (anbefohlen) hat. A so wirst nacha dennast einsehn, daß dös arm Deandl aa zu was nutz is auf der Welt!"

„Mei' i hon's ja nöd bös gmoant, versicherte Michl, der fühlte, wie eine Schamröthe sein Gesicht überzog. „I werd 's eam vergelten. Bald kann ich wieder hellaus und i woaß ma scho a Geld z' kriegn; nacha, Muatta, sollst es aa wieder besser habn."

„Für mi is leicht was guat gnua," meinte die Alte, „und 's best' Essen schmeckt mir nöd, wenn i nöd gwiß woaß, daß's ehrli verdeant is. I woaß, Michl, du arbetst nix und auf dein Handel hon i koa' Vertraun, i woaß's für gwiß, du treibst dös wirkli, für was dei' arma Vata hat unschuldi büaßen müaßen, dran er vor der Zeit gstorben is. Drum is in dein' Geld koa' Segen. An' ehrli verdeants Geld nur is a Freud, und 's schönst' Geld is dös, was ma' durch d' Arbet gwinnt."

„Sag, dös ma' si' von sein Leib awa rackert, daß ma' schon als junga elend und alt wird," warf Michl ein.

*) Das für zu leistende Frohndienste bezahlt wird.

„Wer bei der Arbet alt wird, den erhalt d' Arbet jung!" ereiferte sich die Mutter. D' Arbet würzt d' Suppen und 's Leben. Bet und arbeit, hilft Gott allzeit! Probir's halt amal. Für was steht denn der Webstuhl drinn in der Stuben? Hast frühers so schöne Kopftüachln gmacht mit rothe und greane Bleamln — kannst es leicht nimmer? Probir's nur wieder, nacha braucht si' 's Lenerl nöt so z' schinden für mi und — für di! I woaß's ja, ihra Wünschen is's schon lang, daß's amal so a schöns Kopftüachl kriegt, dafür hat sie si' dö Kreuzer zamgspart und iatzt —"

„Jatzt," unterbrach sie Michl, „will i haben, daß's extra so a Madrastuach kriegt! I mach ihr selm oans, heunt no' richt' i 'n Zeug zam. Vom Vata seli san eh no' für an' etli Dutzend Stuck Tüacha Woll und Seidenspulen da — i will arbeten, daß i dem Deandl wieder geben kann, was's für uns auslegt. I mag und i brauch nix g'schenkt!"

„Ja Michl, da hast recht," pflichtete die Mutter eifrig bei. „'s Webern fangst wieder an, nacha gfallts mir nomal so guat in unserer Stuben, wenn si' ebbs rührt. No' und dö Freud fürs Lenerl, wenn dö 's erst Tüachl kriegt!"

Michl war ein Mann von raschen Entschlüssen, die er auch sofort ausführte. So war er schon in der nächsten Viertelstunde am Webstuhle mit Einrichtung der verschiedenen Fäden, dem sogenannten Zetteln, thätig, und als das bucklige Lenerl nach Feierabend heimkehrte, war sie nicht wenig überrascht, Michl an der Arbeit zu

finden, noch mehr aber, als ihr der Bursche in freudigem Tone mittheilte, daß das erste Tuch für sie bestimmt sei und er sich bemühen wolle, die schönsten buntseidenen Blumen hineinzuweben.

„Was?“ rief das Mädchen, vor Entzücken die Hände faltend, „mir g'hörts? Etza dakenn' i mi nimmer vor lautera Freud!“

Und als ihr Michl wenige Tage später das fertige, hübsch gelungene Tuch überreichte, wußte sie wirklich nicht, sollte sie aus Freude darüber lachen oder weinen. Sie schmückte sich sogleich damit und bedauerte nur, daß sie bis zum nächsten Feiertag warten mußte, ehe sie es tragen konnte.

Dem Burschen gefiel das so wohl, daß er darüber nach langer Zeit wieder herzlich lachen konnte. Mit dem einen Tuche war es nicht abgethan. Er arbeitete mit sichtlicher Lust weiter und hatte in ein paar Wochen das vorräthige Material verarbeitet, so daß er durch Lenerl zwei Dutzend Tücher zum Handlungshause Rosenberger schicken konnte. Er erhielt hierfür nicht nur Geld, sondern auch Material zu weiterer Verarbeitung, und so waren Noth und Kummer aus dem Inhäusl des Frischen plötzlich vertrieben durch den Segen der Arbeit.

Wie glücklich war die alte Infrau! Aber auch Michls Wesen veränderte sich in vortheilhafter Weise. Hatte er sich bis zum Abend müde gearbeitet, so ging er hinaus in den nahen Wald und legte sich unter einer Tanne in's Moos. Der Wald mit seinen lieb-

lichen, wechselvollen Eindrücken, seiner wohlthuenden Stille und beruhigenden Einsamkeit führt den Menschen ungezwungen auf sich selbst zurück, es kehrt eine gewisse Freudigkeit in der Seele ein und so wirkt der Aufenthalt auch wohlthuend auf den Körper zurück.

Einige Male war seine Ruhe unterbrochen durch den Besuch des Federnwastl, der nach wie vor seine Glasperlen hausiren trug und sich dabei nach andern Geschäften umsah. Durch ihn erfuhr Michl, daß sich der Brennbuckl von dem erhaltenen Schlage wieder erholt habe, daß aber derselbe von den Gefährten für immer von der Verbindung ausgeschlossen sei, die nur aus „ehrlichen" Paschern bestehen dürfe. Dennoch erklärte ihm Michl zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er dem Paschen und Wildern für alle Zeit entsagt habe und nie wieder ein gesetzwidriges Leben führen wolle.

„Grad so mach i 's aa!" versicherte der Federnwastl. „Höchstens an' Pfifferling laß i no' diermalen hinüber oder herüber mitgehn, aber große Sachen, wo a Gfahrniß dabei is, b'hüat mi Gott davor! Gel, jetzt kimmst auf mei' Ansicht, daß halt a G'setz a G'setz is und a G'setz bleibt. Und i hon no' an' andern Plan. Geh mit auf Amerika, fang ma an' Handel mit Glaspaterln (Glasperlen) an. I nimm an' Wagen voll mit und die andern lassen ma uns nachischicken."

„Möchtst ebba an' Sklavenhandel anfanga?" fragte Michl lachend.

„Waar nöd bitter!" entgegnete Wastl. „Aber Dular

(Dollar) laß ma uns gebn grad gnua, und wenn ma an' rechten großen Haufen ham, fahrn ma wieder uma in die Neu Welt und fragen 'n Rosenberger, was sei' Gschloß kost!"

„Dös is nix für mi," meinte Michl.

„Warum?"

„Denk an mei' Muatta; die kann i nöd mitnehma und i verlaß 's nöd, so lang 's lebt und 's Deandl — was fangeten dö an ohne mi. Na', na', i muaß schon hierbei bleibn und da für sie sorg'n. Siehgst, für dö freut mi d' Arbet; für mi, gwiß is 's wahr, rühret i koan Finger. I fürcht nur, daß 's mi dennast no' auslurn (entdecken) wegen dem Zug in's Mauthhaus."

„Daß d' ganz sicher bist, will i nöd behaupten," sagte der Federnwastl, „denn ich woaß 's, daß schon hin und wieder gfragt is worn, wer denn der ‚Spielerhans' is. Der lange Hies, der in Wegscheid sitzt, muaß si' amal verschnappt hab'n. Natürli woaß 's außer unsere Leut Neamd, wer der Spielerhans is, und unsere Leut, du woaßt es, halt der Schwur ab, ebbas z'sagen."

In diesem Augenblick kam Lenerl zur Thür herein.

„Michl, zwoa Gendarm kömma auf's Häusl zua," berichtete sie mit ängstlicher Miene.

„Da ham ma's schon!" versetzte Michl erbleichend.

„Setz di an' Webstuhl und arbet," rieth Wastl, „und i feil dir mei' Waar an. Werd 's ja dennast jetzt, nach fünf Wochen, koan Verrather mehr geben." —

Das war aber doch der Fall und der Verräther war — Lori.

Rudi's Schwester beschäftigte sich in ihren Fieberphantasien fast ausschließlich mit dem Ueberfalle im Mauthhause, und einstmals, als ihr Bräutigam an ihrem Bette weilte, rief sie entsetzt aus:

„Michl, du bist der Spielerhans? Schnell fort durchs Fenster; du wirst erschossen."

Dem jungen Forstmanne war der Zusammenhang sofort klar. Er gab den schon lange nach dem Spielerhans fahndenden Gendarmen die Adresse des Frischmichl, und nachdem diese die Sache beim Gerichte zu Wegscheid angezeigt, erhielten sie alsogleich Auftrag, den ohnedies nicht gut beleumundeten Burschen in Gewahrsam zu nehmen.

Zu diesem Zwecke begab sich der Gendarmerie-Kommandant mit einem Manne soeben nach dem Frischenhäusl, während zwei andere das Anwesen umgangen hatten und von der entgegengesetzten Seite nahten. Sie waren bei dem hitzigen Temperament Michls auf Widerstand gefaßt und hatten sich demgemäß vorbereitet.

Plötzlich wurde die Stubenthür aufgerissen und der Kommandant, das Gewehr in der Hand, rief:

„Michl, du bist mein Arrestant!"

Lenerl brach im Hausflur mit einem Schreckensschrei wie ohnmächtig zusammen, während die alte Mutter wie gelähmt auf der Gredbank sitzen blieb.

Michl war zwar erblaßt, doch fragte er gefaßt:

„Warum soll i arretirt wern? Is 's webern a Verbrechen?"

„Das nicht, aber der Ueberfall im Mauthhause,"

lautete die Antwort. „Du bist der Spielerhans, du warst der Anführer der Bande, du mußt mit uns gehen. Geschieht es nicht gutwillig, so wird man dich schließen.“

Die inzwischen ebenfalls in die Stube getretenen Gendarmen waren sofort bereit, die Drohung des Kommandanten auszuführen.

Michl überlegte einen Augenblick, dann sagte er mit einer an ihm nicht gewohnten Ruhe:

„Dös brauchts nöd; i geh schon guatwilli mit; 'n Kopf wird's nöd kosten.“

Lenerl hatte sich wieder erholt und führte jetzt die alte Inhäuslerin in die Stube.

„Ja, Michl,“ sagte diese, „geh mit in Gottesnama! Hast was unrechts tho', so büaß dei' Straf ab und kimmst wieder, so mach den ehrlin, braven Menschen furt, der 's d' jetzt bist. I bet schon für di und unser Herrgott wird uns nöd verlassen.“

„Wer sorgt aber für di, Muaderl?“ fragte jetzt Michl mit weicher Stimme.

„I sorg dafür,“ versetzte das bucklichte Mädchen schluchzend.

„Und i!“ rief der Federnwastl. „Dös soll dir koa Kümmerniß machen, Michl. Aber oans, Herr Kommandant! Der Michl is krank gwen, er kann no' nöd marschirn; wird si's machen lassen, daß er gfahrn wird auf meine Kosten? I geh umi zum Bauern, der wird wohl einspanna. Oes werd's nix dagegen ham?“

„Schau, daß d' a Fuhrwerk kriegst,“ erlaubte der

Kommandant. „Und du, Michl, richt di zam; aber aus der Stuben darfst nicht.“

Während nun Wastl im Bauernhofe das Fuhrwerk besorgte, kleidete sich Michl an. Lenerl hatte ihm alles herbeigebracht. Sie war, wie die auf der Ofenbank sitzende, vor Schrecken zitternde Alte nicht im Stande, ein Wort zu sprechen.

Der Bauer hatte auf Wastls Ansuchen das Fuhrwerk bereit gemacht. Neben und hinter Michl nahm je ein Gendarm Platz auf dem Wagen.

Als Michl von seiner Mutter Abschied nahm, schwammen seine Augen nach langer, langer Zeit wieder in Thränen.

„Verzeih mir's halt,“ sagte er leise unter Schluchzen.

Dem bucklichten Mädchen reichte er die Hand. Er sah die Weinende mit einem langen, schmerzlichen Blick an.

„Lenerl,“ sagte er, „verlaß mei' Muatterl nöd; i werd dir dankbarli sein mei' Lebta!“

Dann reichte er noch dem Federnwastl die Hand und drückte sie fest. Hierauf entfernte sich das Fuhrwerk in raschem Trabe.

„Mein Gott, mir is 's, als wär i nimmer da, bis er wieder kimmt,“ rief die Alte, ihm mit schmerzlichem Blicke nachschauend. „Und jetzt wär's so schö' gwen, so schö! I bin a recht an' elendis Leut!“

XI.

Die Folgen jenes nächtlichen Pascherangriffs sollten übrigens nicht durchgehends trauriger, sondern theilweise auch freudiger Art sein. So erhielt der Mauthner von seiner obersten Behörde eine große Belobung und wurde in Anerkennung seiner Umsicht und Energie auf einen besseren Posten ganz in der Nähe von Passau unter Beförderung zum Zollverwalter versetzt. Zugleich empfing der alte Zollwart für sein braves Verhalten eine Belohnung in Geld, und da sich auch Loris Krankheit wieder zum Bessern wendete und ihre Genesung rasch vorwärts schritt, so war im Mauthhause alles guter Dinge.

Auch Rudi schien in seiner neuen Stellung aushalten zu wollen, er kam hin und wieder an Feiertagen von Glöckelberg herüber, wobei er natürlich nicht versäumte, auch die hübsche Leinwandhändlerin in Reichenau zu besuchen. Die alte Mirl machte sich eine Freude daraus, ihren Liebling bei der Gredlbasl im schönsten Lichte hinzustellen, und was anfangs nur für Spaß

und Neckerei galt, nahm allmählich eine ernstere Form an.

Am Michaelitage nahmen die Mauthnersleute Abschied von der Neuen Welt. Lori konnte nicht umhin, auch zu Michls Mutter zu gehen, um sich von ihr zu verabschieden und sie zu trösten über die Gefangennahme des Sohnes. Daß sie selbst dazu die Veranlassung gegeben, wußte sie nicht.

Die alte Frau besprengte sie mit Weihbrunn und machte ihr das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn. Sie wahr sehr betrübt und in großer Sorge. In Folge des vielen Weinens waren ihre Augen noch schlechter geworden und der Doktor von Waldkirchen sollte demnächst kommen, um eine Operation vorzunehmen, die möglicher Weise ihr eines Auge wieder sehend machte, ihr aber auch für immer die Sehkraft nehmen konnte.

„Blind sei' und so viel Wehthoa' im Herzen haben, dös is a hart's Loos!“ sagte sie. „Heunt is 'n Michl sei' Tag — i kann eam nix schicken, als an' Vaterunser und mein Segen.“

Lori tröstete die Alte nach Kräften und bat sie, ein kleines Beutelchen mit Geld, welches ihre Ersparnisse enthielt, anzunehmen, damit sie nach der Operation etwas zuzusetzen habe. Aber die Alte wehrte das Geschenk ab.

„An Geld faahlts mir nöd,“ sagte sie. „'s Lenerl hat 'n halbeten Flachs verkauft und so glangts schon a Weilerl. Mei', dös Deandl is ja mei' Engel! Lenerl,

wo bist denn? Kimm, daß di d' Mauthner-Fraaln (Fräulein) siehgt."

Lenerl, die soeben die Hennen gefüttert hatte, kam auf den Ruf der Alten herbei. Sie wußte noch nichts von Loris Besuch. Sie kannte dieselbe bisher nur vom Sehen, sie hatte immer mit Wohlgefallen nach ihr geblickt. Seitdem sie aber an Michls Krankenlager gewacht und so oft aus dem Munde des Fiebernden den Namen Lori vernommen, regte sich in ihr eine nicht zu bewältigende Eifersucht, denn sie hatte die verzehrende Leidenschaft des Burschen erkannt. Als sie nun das schön gewachsene Mädchen mit dem lieblichen, wenn auch noch von krankhafter Blässe bedeckten Gesichte vor sich sah, da prallte sie unwillkürlich einige Schritte zurück. Ein Blick des Hasses entflammte ihren großen Augen, ihre kleine, verkrüppelte Gestalt richtete sich nach Möglichkeit empor, doch schon im nächsten Augenblick füllten sich ihre Augen mit Thränen, denn sie mußte sich selbst eingestehen, daß sie neben Lori nur ein armes, verkrüppeltes Geschöpf sei, das Michl höchstens — bemitleiden konnte.

„Warum weinst du denn?" fragte Lori gütig.

„'s Lenerl wird halt müad sei'," meinte die Alte. „'s arm' Hascherl rackert si' ja zam für mi den liaben, langa Tag."

„Na', na', Dod (Pathe)," erwiderte das Mädchen rasch, „'s arbeten macht mir Freud. Aber i muaß halt grad an Michl denken, wenn der jetzt an meiner Stell wär — der Namenstag müaßt 'n gfreuen."

Dabei schien sie Lori mit ihren Blicken durchbohren zu wollen und ihr blasses Gesicht spielte in sichtlicher Erregung.

Loris Antlitz hatte sich bei Lenerls Worten mit einer plötzlichen Röthe überzogen. Sie verstand die Anspielung gar wohl, und mit richtigem Verständniß erkannte sie sofort, was in dem Mädchen vorging.

„Wenn der Michl da wäre," sagte Lori in begütigendem Tone, „so müßte ich ihm sagen, daß er trotz allem, was er gethan, ein wackerer Bursche ist. Er wird sich von seinen bösen Gefährten lossagen und ein besseres Leben anfangen. Und dann wird er vielleicht ein Mädchen lieben, das an ihn denkt, um ihn weint —"

Weiter konnte sie nicht sprechen. Lenerl hielt die Schürze vor die Augen und eilte hastig zur Thür hinaus.

„Is jetzt 's Deandl furtgrennt?" fragte die alte Frau.

Lori bejahte.

„So, so," machte die Alte. „I bin zwar blind, aber i hon's dennast dakennt, was in dem Deandl sein Herzen vürgeht. Mei' liabe Zeit! Mi dabarmt dös G'schöpf. Was kanns dafür, daß's verkrüppelt is und dennast a warm's Herz hat! Sie wird daran sterben an dera Liab — an' andern Ausgang halt i nöd für mögli. Was is's, wenn er zruckkimmt? 's webern wird eam bald wieder zwida wern, sei' Leben is halt der Wald und d' Freiheit, und da is eam der Weg

versperrt, drum sucht er'n mit G'walt und dös is sei Unglück."

„Vielleicht vermag ich beizuhelfen, daß es anders wird," tröstete Lori. „Ich werde bei meinem künftigen Schwiegervater Fürsprache für ihn einlegen; vielleicht gibt er ihm eine Verwendung."

„O, dös is a verlorne Müah!" entgegnete die Alte. „Wißts denn nöd, daß 'n Första sei' Suhn mit 'n Michl Feind is, schon seit i 's denk. Und der Michl, i müaßt'n nöd kenna, der will 'n Ferdinand sein Vatan nix z' danken hab'n."

„Geben wir die Hoffnung nicht auf!" tröstete Lori, obwohl sie einsah, daß die Alte vollkommen die Wahrheit sprach.

Dann verabschiedete sie sich von Michls Mutter, indem sie den Wunsch aussprach, sie möchte sie bei ihrer nächsten Hieherkunft gesund und zufrieden wiedersehen. Unter den Segenswünschen der Alten entfernte sie sich dann.

Lenerl ließ sich nicht mehr blicken. Aber durch eine Spalte im Scheunenthor schaute sie der schönen und glücklichen Mauthnerstochter lange nach. Dann setzte sie sich auf einen Bündel rohen Flachses und weinte über die Mißgestalt ihres Körpers. — —

Der alte Forstmann hatte dem wiederversöhnten alten Kriegskameraden seinen Glückwunsch zur Beförderung und Versetzung in eine bessere Stellung durch eine Menge von sogenannten Liebesschimpfereien dargebracht.

„Mensch,“ sagte er, „dir lacht jetzt dein Glücksstern. Heute bist du Zollverwalter, morgen vielleicht schon Oberzollrath oder noch ein höheres Ding. Mensch, vergiß die Neue Welt nicht, in welcher zwar dein Kopf dunkel geblieben, aber dein Kakadu weiß geworden ist. Bleibe bescheiden in deinem neuen Amte, vergiß nicht unser Sibirien, das dir doch einen prächtigen Schwiegersohn gebracht und komme zur Hochzeit unserer Kinder wieder herein in unser schönes Nest.“

Ferdinand war zu gleicher Zeit an das Forstamt zu Passau als Aktuar befördert und machte die Reise dahin gemeinsam mit dem Mauthner und seiner Braut.

Es war ein prächtiger Herbsttag, als sie von dannen fuhren, von allen Bekannten auf's Herzlichste verabschiedet, besonders aber von der alten Mirl, welche sich nicht entschließen konnte, noch in ihren alten Tagen die Heimath zu verlassen, sondern vorzog, bei ihrer Base, der Leinwandgredl von Reichenau, zu bleiben.

Der Herbst nahte sich seinem Ende. Schon schlichen feuchte, Frost bringende Nebelmassen das Thal der Michl entlang und zogen langsam die tannendunklen Hänge des Gebirges hinan; es wurde kälter, und der rauhe Wind, der aus Böhmens nachbarlicher Grenze herüberblies, ließ auf baldigen Schnee schließen. Die Armenseelenzeit war herangekommen, die Seelenwecken-Leut wanderten bettelnd von Hof zu Hof und die Gräber auf den Friedhöfen von Neureichenau und Breitenberg wurden in der im Walde üblichen Weise

mit grünen Tannenästlein, rothen Vogelbeeren und gelben Todtenblumen geschmückt.

Schon wenige Tage später sind sie mit frischem Schnee bedeckt, der in großen Flocken herniederfällt und die ganze Neue Welt in ein Winterkleid hüllt. Heftige Schneestürme machen die Wege ungangbar und viele der hochgelegenen Einödhöfe sind vom menschlichen Verkehr auf lange Zeit abgeschlossen. Aber in den Häusern selbst herrscht das regste Leben. Das durch verschiedene Arbeiten erzeugte „Haar" (Flachs) wird jetzt in der warmen Stube zu Garn gesponnen, die Nacht erhellt der in einem eisernen Dreifuß steckende Buchenspan und für die Unterhaltung sorgen die eifrigen Spinner und Spinnerinnen selbst durch Gesänge und Erzählung von Sagmandln (Märchen) und Schauergeschichten.

Im Hochwalde aber arbeiten die Scheiterhauer und Holzabfuhrleute, indem sie auf eigens zu diesem Zwecke hergestellten Bahnen das verarbeitete Holz zu Thal bringen.

Im Inhäusl der Frischin ging es nun freilich nicht so lebhaft her. Die beiden Frauen lebten still für sich, nur der Federnwastl kehrte öfters zu und half mit Rath und That.

Da brachte ein Ereigniß Abwechslung und einige Aufregung in das Alltagsleben. Es war die Nachricht, daß der Pechhannes im Schnee verunglückt sei. Der Schlemmer verlegte sich im Winter darauf, Rehe zu Tode zu gehen, d. h. er verfolgte mit Schneereifen an

den Füßen das Thier so lange, bis es erschöpft zusammenbrach. Bei einer solch' erbärmlichen Jagd traf es sich, daß er sammt dem Reh in einer turmhohen Schneewehe verschwand und in derselben erstickte.

Gleich nach Weihnachten kam dann der Doktor von Waldkirchen am Frischenhäusl angefahren, um bei der alten Frau die Augenoperation vorzunehmen. Ob dieselbe wirklich geglückt, konnte die alte Infrau noch nicht ermessen. Der Arzt gab ihr jedoch alle Hoffnung, wenige Tage vor Dreikönig sollte die Binde von ihren Augen genommen werden, die Fenster der kleinen Stube waren mit Tüchern verhängt, um für die erste Zeit das Licht zu dämpfen.

Lenerl wartete mit Ungeduld auf den Arzt und lugte zwischen den Vorhängen zum Fenster hinaus, da sah sie einen Mann herankommen, der in Gang und Wesen Michl glich. Es überlief sie siedend heiß.

„Muaderl," rief sie, „wenn's Gottswilln is, so sehg i unsern Michl kömma."

„Närrisch," erwiderte die Alte, „sei' Straf dauert ja bis auf d' Fasten — du hast di halt verschaut."

Aber Lenerls gute Augen hatten richtig gesehen, und als sich der Ankommende dem Häuschen näherte, da schrie sie: „der Michl is's!" und eilte zur Thür hinaus, den eben ins Haus Tretenden freudigst zu begrüßen.

„Wie geht's 'n Muaderl?" war Michls erste Frage, indem er dem Mädchen die Hand zum Gruße reichte

„Guat," erwiderte dasselbe mit Thränen in den

Augen. „Weilst nur du da bist, gehts ihr gwiß wieder guat.“

„Michl?“ rief da die Alte bereits, „Michl, bist es wirkli? Mei' liawe Frau! Was is dös für a freudige Ueberraschung!“

„Grüaß di Gott, Muaderl,“ sagte Michl, die beiden Hände der Mutter fassend. „Aber was is's mit dein Aug?“

„Heunt is a Glückstag,“ sprach die Alte froh, „operirt bin i worn und heunt soll mei' Binden awakömma. Es wird si' entscheiden, ob i wieder sehget werd, oder nöd. Und daß i di z' allererst wieder sehgn soll, dessell hab i mir nöd dawart.“

„Ja, Muaderl, da kim i ja nacha grad recht, daß i mi freun kann mit dir. Wird's ja dennast richti wern!“

„Also bleibst da, Michl? Is dei' Straf schon aus?“ fragte die alte Frau.

„Aus is's und gar is's!“ entgegnete freudig der Sohn. „Zwoa Monat hams ma gschenkt, beim Küni selba hams ma d' Gnad ausbitt, weil i halt dö Kassadiab ordentli trischakt hon. Aber es ham ma die vier Monat a schon glangt, dös Einspirrn is a zwidere Sach. Nöd umasonst hon i's a so gfürcht.“

Nachdem er seine Kleider gewechselt und wieder in die Stube zurückgekehrt war, erzählten ihm die Alte und Lenerl abwechslungsweise, was sich während seiner Abwesenheit alles zugetragen, wobei des Abschiedsbesuches der Mauthnerstochter von Seiten der Alten ganz besonders erwähnt wurde.

Lenerl merkte wohl, wie Michl bei dieser Nachricht erröthete, sein Auge aufleuchtete und sich seiner eine gewisse Erregung bemächtigte, als er erfuhr, daß schon am Dreikönigstage Loris Hochzeit in Breitenberg stattfinden sollte.

Die Ankunft des Arztes unterbrach das Gespräch. Der freundliche Mann ging sofort an die Arbeit, und langsam nahm er die Binde ab.

Lenerl lag auf den Knieen, Michl blickte mit bebenden Lippen zum Kruzifix in der Stubenecke.

Da zeigte ein Freudenruf der alten Frau, daß die Operation geglückt, daß sie wieder sehe. Es war ein Augenblick der Freude, wie sie nur selten im menschlichen Leben vorkommen. Solche Augenblicke, vom Himmel geschickt, wiegen oft jahrelanges Leid auf und greifen tief und bildend in das menschliche Herz.

Unter Dankesthränen aller Anwesenden hatte sich der Arzt entfernt, nachdem er dem Mädchen noch genaue Verhaltungsbefehle gegeben.

In Fragen und Antworten verging dieser glückselige Tag. Am andern Morgen aber richtete Michl seinen Webstuhl zurecht. Er hatte sich längst nach seiner Arbeit gesehnt. Fröhlich schutzte er das Weberschifflein hin und her, und Lenerl konnte sich nicht satt sehen an den schönen Rosen, welche er in das Madrastuch hineinwebte. Da sah ihr der Bursche oft in die großen, freudestrahlenden Augen und es war ihm, als spräche aus ihnen der langersehnte Friede. — —

XII.

Am Tage vor dem Dreikönigsfeste kamen gegen die Mittagszeit die heiligen drei Könige durch den Schnee herangewatet und traten in die Stube des Frisch, um das sogenannte Dreikönigsingen vorzunehmen.

Die sogenannten Viehpatrone Leonhard und Wendelin sind in altbayerischen Landen die größten Volkslieblinge; dann aber kommen gleich die Könige Kaspar, Melchior und Balthasar, denen zu Ehren das Landvolk einige Verse gedichtet hat, welche von den „Heilindreikünibuam" von Haus zu Haus gesungen oder, besser gesagt, „geplärrt" werden. *)

Es sind dieses drei der Werktagsschule entwachsene Rangen, deren Hosen und Stiefel kernbayerisch sind, während die Obergewänder schon einen morgenländischen Anstrich zeigen. Zwei von ihnen tragen eine weißgewaschene „Pfoad" (Hemd) über ihrer sonstigen Kleidung und sind mit rothen Schärpen gegürtet. Des Mohrenkönigs Hemd aber ist schwarz und weiß gestreift und

*) Nach Josef Schlicht's Bayerisch Land und Bayerisch Volk, welches Werk in cultureller Hinsicht hochbedeutsam ist. D. V.

sein Gesicht mit Ofenruß geschwärzt, während die Königsgesichter der andern mit Zimmermannsröthel so morgenländisch als möglich zurecht gemalt sind. Auf den Köpfen wackeln rothe Papierkronen mit Halbmond, Kreuz und Zacken. Statt der „Heilindreikünirosse“ haben sie hagebuchene Knüppel in der Hand und einer von ihnen trägt an einem Stabe einen Stern, welcher mittels einer Kurbel drehbar ist und auf diese Weise stärker glitzert.

Die lärmende Kinderwelt hüpft und rennt mit den Königen von Haus zu Haus und lauscht mit immer neuer Lust dem ohrenzerreißenden Gesange:

Wir ziehen herein,
Ganz schnell herein,
Voll Perlein, Gold und Edelstein.
Wir ziehen bald 'naus
Beim ersten Thor:
Derselbige Stern,
Steht auch schon davor,
Derselbige Stern,
Der gibt uns klar' Schein,
Der leuchtet uns bis
Nach Köllen am Rhein.
Wir ziehen wohl hin
Für Herodes sein Haus;
Herodes schaut eben
Zum Fenster heraus.
Herodes spricht aus Uebermuth:
„Kehrts ein ihr drei Herren
Und nehmet für gut!
Kehrts ein, meine Herren,
Kehrts ein bei mir,

Ich will euch geben
Wein und Bier,
Ich will euch geben
Stroh und Heu,
Ich will euch halten
Zehrungsfrei!"
„Nein," sprach König Kaspar, das thun wir nicht,
Denn hier ist unser Bleiben nicht,
Wir treiben den Stern
Von unten herauf,
Sind unser drei Brüder
Hören 's singen jetzt auf.
Wo liegen denn die hl. drei König begraben?
Zu Köllen am Rhein, da kann man's erfragen.

Mit höfischem Ceremoniel haben diese drei Königsweisen nichts zu schaffen. Die unglaubliche Einfalt und Gutmüthigkeit des Volkes weiß sogar dem finstern Henker von Bethlehem, dem König Herodes, noch eine gutmüthige Seite abzugewinnen, indem sie ihn beim Antritt der morgenländischen Könige zum Fenster herausschauen läßt, die ankommenden Morgenländer herzlich zum Zuspruch einladend, und noch dazu zechfrei! Dieses wahrscheinlich, weil ein uralter Reim sagt:

Die heilin drei Küni mit ihrem Stern,
Die essen und trinken, und zahlen nit gern.

Diese heiligen drei Könige stehen grade in den Flegeljahren und der schwarze Melchior ist in der Regel der größte Schlingel des ganzen Dorfes, der dem nachstürmenden Kindertroß oft seine ebenso unköniglichen als fratzenhaften Grimassen schneidet oder sich auch gelegentlich mit ihm herumrauft.

Nachdem sie beschenkt und bewirthet worden, singen sie dem Herrn des Hauses und seiner Familie das neue Jahr an:

Was wünschen mer dem Herrn
Zum neuen Jahr?
Und was mer ihm wünschen,
Das wird ihm fein wahr!
Wir wollen ihm wünschen,
An' goldenen Tisch,
Und auf jedem Eck
An' bratna Fisch;
Und drinn in der Mitt'
A Kandel voll Wein,
Die heilin drei König
Die schenken schon ein.

Was wünschen mer der Frau
Zum neuen Jahr?
Und was mer ihr wünschen,
Da wird ihr fein wahr!
Wir wollen ihr wünschen
A Wiegerl vür's Bett
Damit da die Frau glei
Ihr Kinderl drein legt.

Was wünschen mer dem Kinderl
Zum neuen Jahr?
Und was mer ihm wünschen
Das wird ihm fein wahr!
Wir wollen ihm wünschen
An' goldenen Wagen,
Damit daß dös Kinderl
In Himmel kann fahren.

Zuletzt überwerfen sich die drei Weisen noch. Warum das geschieht, weiß man eigentlich nicht, aber sie disputiren auf folgende Weise:

Kaspar: König Kaspar bin ich genannt.
Balthasar: Was, du bist König Kaspar aus Morgenland?
Melchior: So reich mir deine rechte Hand!
Kaspar: Meine rechte Hand reich ich dir nicht,
Du bist ein Mohr, dir trau ich nicht!

Der Mohr erhebt den Stock gegen seinen königlichen Bruder Kaspar, aber Balthasar legt sich ins Mittel und friedlich verlassen sie dann das Haus, um die Nachbarn in gleicher Weise zu ergötzen.

Schon während des Singens fiel der Mohrenkönig dem auf dem Webstuhl sitzenden Michl besonders auf. Er war um einen Kopf größer als die beiden anderen königlichen Herren und die Stimme schien ihm bekannt zu sein. Dabei lachte er Michl fortwährend an.

Aber Michl, so viel er sich auch besann, vermochte den Mohren doch nicht zu erkennen. Lenerl, die eben den Mittagstisch zurecht gerichtet hatte, sagte jetzt:

„Möchts an' Totsch und a saure Suppen? Setzt's Enk her an' Tisch!"

Da entgegnete der Morgenländer ächt waldlerisch:

„Her mit 'n Totsch und der Suppen! Da lebn ma ja, wei Gott in Frankreich! Ja, Michl, kennst mi denn wirkli nöd?"

„Sollts mögli sei'," verwunderte sich jetzt der Angeredete, „Rudi, gel, du bist es?"

„Ja, Michl, dir z'liab is 's gschegn," antwortete Rudi. „Um dir und drent in Reichenau der Leinwandgredl a Freud z' machen, hab i draußen an der Klafferstraß 'n Mohrenkönig abg'löst, denn du därfst es glauben,

wie i g'hört hab, daß dir dei' Straf is nachlassen worn, hab i mi so königlich gfreut, daß i als König zu dir komma wollt, und jetzt gib mir dei' Hand — grüß di Gott in der Heimat!"

Alle Anwesenden lachten über den Einfall des jungen Mannes. Michl aber sagte:

„Jetzt hon i gmoant, du arbetst drent auf Glöckelberg, dierweil machst in der Neuen Welt wieder reden von deine Stroach, und da solln di d' Leut koan Flanken hoaßen!"

„Es hat alles seinen Grund," sagte Rudi in heiterster Laune. „I hab Urlaub von mein Prinzipal, weil morg'n am Dreikönigstag in Breitenberg d' Hochzeit is von meiner Schwester; da muaß i doch auch dabei sein. Sie kommt heut mit 'n Vater von Passau. Und woaßt," fügte er leise hinzu, „d' Gredl von Reichenau, die hat die Dummheiten und 's Komödiespieln gern, der will i a Freud machen und 'n Mirl, die bei ihr wohnt. Und die muaß nacha ihren Senf dazua geben, daß mi d' Gredl vielleicht zum Hochzeiter nimmt."

„Dös is a bsundere Frei," erwiderte Michl, ihn kopfschüttelnd von der Seite betrachtend. „I moan, es is gscheida, du wascht di ab und gehst zu ihr als gsetzter Mensch."

„Na', i probirs a so," versetzte Rudi, „und du sollst es sofort hörn, wie's ganga hat. Z'erst aber geh i mit dene zwoa dort — die Ruachen ham jetzt den ganzen Totsch zamgessen — extra auffi ins Forsthaus, dort kennens mi nöd und es gibt nacha bei der Hochzet was

z' lachen. Also auf, Kaspar und Balthasar, singa ma 's Neujahr an!"

Dies geschah sofort und schloß mit dem üblichen Disput. Dann zogen sie fort, ins Forsthaus hinauf.

Auch dort war eben Mittag gemacht und der alte Forstmann saß mit seinem Sohne, der seit wenigen Tagen zur Hochzeit gekommen, bereits an dem mit weißem Linnen gedeckten Tische, als die drei Könige unter heftigem Hundegebell in die Stube traten, um ihren Gesang zu beginnen. Der alte Herr war über diese Störung so ärgerlich, daß er die Hundspeitsche ergriff und die drei Weisen sammt ihrem Stern zur Thür hinausjagte. Die Dackeln (Dachshunde) bellten ihnen nach und suchten sie in die Waden zu kneifen, sodaß sie unter lautem Geschrei entflohen. Nur Rudi blieb.

„Schwager, kennst mi nöd, i bin ja der Rudi," sagte er zu Ferdinand.

„Was?" rief dieser höchst erstaunt. „Da muß i ja gleich auch nach der Hundspeitschen greifen. Schämst du dich nicht, mit den Gassenbuben herumzulaufen? Augenblicklich gibst du die Dummheiten auf. Ich will nicht, daß sich mein Schwager in solcher Weise lächerlich macht."

„Aber es is ja bloß a Gspaß, a Vorspiel zum Polterabend," begütigte Rudi. „I hab noch an' Gang, nachher werd i wieder gscheid. Du bist übrigens a rechta — rechta — I werd mi b'sinna, ob i dir auf d' Hochzet geh."

„Die Ehr wär zum Verschmerzen," meinte Ferdinand kühl und schlug die Thür hinter dem Abgehenden zu.

Etwas nachdenkend geworden, kam der Mohr eine halbe Stunde später mit seinen beiden Gefährten bei dem Hause der schönen Leinwandhändlerin an. Die ganze Dorfjugend rannte hinterdrein und bewarf die Könige mit Schneeballen, die ihrerseits dieses Bombardement erwiderten. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß einer der Gassenbuben das Fenster in Gredls Wohnstube einwarf, so daß die Scheiben klirrend zu Boden fielen.

Gleich einer strafenden Furie erschien Gredl an der Thür, und als sie jetzt die Weisen aus dem Morgenlande sah, die Ursache des eingeworfenen Fensters, dessen Abgang mitten im Winter und in Ermangelung eines Ortsglasers doppelt fühlbar war, da zetterte sie ganz abscheulich auf die „Vagabunden“ und ging mit dem Ellenstabe gerade auf den größten der drei Könige zu, indem sie rief:

„Du schwarza Gischpel, bist so groß und no' so dumm! Woaßt du nix anders, als mit die Buama schneeballn und mir d' Fenster einz'werfa? Wart, i lern dir's, du schwarzer Tuifi, du!“

Und ehe er sich's versah, hatte die Elle mit seinem königlichen Rücken Bekanntschaft gemacht.

Unter so eigenthümlichen Umständen fand es Rudi für besser, unerkannt zu bleiben, die Flucht zu ergreifen und ohne Aufenthalt zum Wirthshaus an der Klafferstraße zurückzueilen, wohin ihm die beiden andern Könige, zankend über die versäumte Zeit, nachfolgten. Dort angekommen, wusch Rudi den Mohren von sich

ab und ging dann in etwas verdüsterter Stimmung wieder zu Michl.

Ihm erzählte er sein Mißgeschick im Forsthause und bei der Gredl, was ihm statt der erwarteten Theilnahme nur ein helles Gelächter eintrug.

Rudi meinte, was sich in Reichenau zugetragen, könne er leicht verschmerzen, aber das Benehmen Ferdinands wolle er nicht so leicht hinnehmen. Er erging sich in harten Reden über diesen und konnte gar nicht begreifen, wie seine Schwester an dem jungen Manne so großen Gefallen finden mochte. Er erwähnte dabei so ganz zufällig bei Aufzählung alles dessen, was ihm an dem künftigen Schwager mißfiel, auch, daß Ferdinand es gewesen, dem Michl seine Arretirung zu danken hatte.

Bei dieser Nachricht fuhr Michl wie umgewandelt auf.

„Is denn der Mensch mei' lebendigs Unglück?" rief er wüthend. „Mit dem wenn i zamtriff, is's mei' Unglück, aber aa dös sei'! Mit dem red i no' a Wörtl."

„Ja," pflichtete Rudi bei, „hau eam a Paar auffi, daß er an di denkt, dös schad't eam gar nöd. Mir mit der Hundspeitschen drohn, mir, sein Schwager!"

Da weder Michls Mutter, noch Lenerl anwesend waren, so überließ sich derselbe ganz seiner leidenschaftlichen Erregung. Neid, Eifersucht, Aerger und Haß machten sein Herz erbeben und alle die guten Vorsätze waren plötzlich verflogen.

„Wann roast er?“ fragte er Rudi.

„Glei morg'n nach der Hochzet,“ berichtete der Gefragte. „Heunt gen d' Nacht zua geht er eini auf Breitenberg, um der Lori grüaß Gott z' sagen.“

„Und bleibt er lang drin?“

„Bis Mitternacht gwiß. Aber, Michl, an's Leben därfst eam nöd! A Paar einihauen, daß er 's gspürt, dös is gnua.“

„Wie's kimmt!“ entgegnete Michl. „Mei' Wuath muaß i auslassen, wenn i nöd z' Grund gehn will.“

„Und für mi gibst eam extra oane,“ sagte Rudi. „I geh jetzt nach Breitenberg, um nachz'schaun, ob d' Zimmer für meine Leut g'heizt san. Also d' Hand drauf: nöd gefährli und zum gspürn!“

Michl machte nur eine entlassende Gebärde und Rudi ging.

Kaum hatte sich die Thür hinter derselben geschlossen, so holte Michl seine Büchse und das Ladzeug herbei und mit dem Eingreifen desselben fühlte er sich wieder als ein ganz anderer Mensch. Blitzartig schweiften seine Gedanken hinauf zum Dreisessel und zur Felswand am düstern See, an welchem er am Jakobitag in fürchterlicher Erregung geweilt und wo er deutlich die Stimmen der in den See verbannten Geister zu hören glaubte: „Alles is do! Alles is do! Nur der Michl geht o.“

Auch damals war sein Herz erfüllt von Haß und Rachegedanken gegen den Widersacher seines Glückes. Sinnend stand er lange, auf das Gewehr gestützt, am

kleinen Fenster und blickte hinaus in das wirbelnde Schneegestöber.

Da fühlte er, wie eine weiche Hand ihm den Stutzen wegzunehmen suchte. Erschrocken blickte er um und sah Lenerl neben sich stehen, die mit einer Hand das Gewehr fassend, mit der andern nach der Kammerthür zeigend, mit freundlichem Lächeln sagte:

„'s Muaderl will di, Michl, 's Muaderl braucht di," fügte sie mit einem vielsagenden Blick auf die Schußwaffe bei.

Michl erröthete. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Ja, ja, 's Muaderl braucht mi," sagte er nickend; „du hast Recht, Deandl. Und du brauchst mi aa, denn du bist kränkli und brauchst a Rast. Da, nimm die Büchsen und thuas hin, wost willst. Aber a Paar Watschen kriegt er dennast."

Die Alte hatte ihren Sohn in verschiedenen Angelegenheiten zu sprechen gewünscht. Sie bat ihn, dafür zu sorgen, daß das Dreikönigsräuchern und das Ankreiden der Thüren richtig vor sich gehe.

Am Vorabend des Festes der heiligen drei Könige wird nämlich in Stube, Kammer, Küche, Stallung, kurz, im ganzen Hause geräuchert und „o'gschriem" (angeschrieben), d. h. die Räume werden mit geweihtem Rauche durchräuchert und an die Thüren der Stuben und Kammern die Jahreszahl und die durch Kreuze getrennten Anfangsbuchstaben der Heiligen mit Kreide geschrieben, wie beistehend verzeichnet:

18 C + M + B + 33

Michl versprach, das gegen Abend zu besorgen. Er wollte vorher noch seinen Webstuhl zurecht richten.

Es waren nur wenige Stunden verflossen seit Rudis Weggang, als dieser abermals erschien. Er war in Breitenberg gewesen und dort nicht wenig überrascht worden. Vater und Schwester, die er erst Abends erwartet hatte, waren schon angekommen, hatten ihn herzlich begrüßt und sich über sein gutes Aussehen gefreut. Er verschwieg natürlich vorerst seine heutigen Abenteuer, aber sobald er mit der Schwester allein war, beklagte er sich bitter über ihren Bräutigam, wobei er auch außer der üblen Behandlung von heute sich in bitteren Vorwürfen über denselben erging, weil er die nachträgliche Verhaftung Michls veranlaßt hatte. Lori aber suchte ihn zu besänftigen, indem sie ihm versicherte, Ferdinand sei ein herzensguter Mensch und ein Mann von Charakter, dabei voll männlichen Muthes. Sie überzeugte ihn, daß Ferdinand, einmal von Michls schlimmem Thun unterrichtet, nur gesetzmäßig gehandelt, indem er sich sonst zum Mitschuldigen einer Verbrecherbande gemacht, wie er aber durch seine Aussagen vor Gericht auch zur schnelleren Befreiung Michls beigetragen habe.

Rudi kam sich, nachdem er den Sachverhalt in richtigem Lichte erkannt, fürchterlich verächtlich vor. Auf seine Veranlassung hin sollte dem Bräutigam seiner Schwester Schlimmes widerfahren! Er fühlte, wenn das geschehen, könne er Lori nie wieder mit frohem Gewissen unter die Augen treten. Aber was thun?

Er selbst hatte das Uebel angestiftet, er hatte Michls Haß geschürt und er wußte wohl, wenn letzterer sich etwas fest vorgenommen, war er nicht wieder davon abzubringen. Rudi war daher vollkommen rathlos.

In heller Verzweiflung entfernte er sich vom Posthause in Breitenberg und in seiner Angst kamen ihm die abenteuerlichsten Gedanken. Er hatte heute schon so viel Komödie gespielt, er konnte noch mehr thun, er konnte sich in Ferdinands Kleider stecken und für ihn die Schläge empfangen. Vorerst wollte er aber nach Möglichkeit sorgen, daß die Sache ziemlich glimpflich abgehe.

„Michl,“ sagte er, als er bei diesem wieder eintrat, „i hab's jetzt genau heraus, wann der Ferdinand nach Breitenberg geht. Aber versprich mir's, daß d' nöd z' grob mit eam bist; i moanet, oa' Watschen reichet grad aus. Vergreifst di mehr an eam, so wirst halt wieder eingsperrt und du bist der Gstrafte.“

„Du hast recht,“ sagte der Freund; „i därf mei' alte Muatta nimmer so lang alloa' lassen. Einverstanden, a gehörige hinter d' Ohren, dös wird mein Aerger lindern.“

„Aber i bitt di, ja nöd z' grob!“ mahnte Rudi. „Er geht so im Zwieliacht, sag'n ma, um a fünfe, von der Försterei furt, 'n Rockkragn hat er auffigschlagen und an' grean Huat mit an' Spielhahnstoß hat er auf. A' Büchsen oder an' Knicker hat er nöd bei sich.“

„Aber woher woaßt denn du dös so genau?“ unterbrach ihn Michl.

„I woaß 's halt," gab Rudi ausweichend zur Antwort. „Also gib mir d' Hand drauf: „nöd mehr als oa Watschen und nöd z' grob."

„So viel i kenn, wär's dir lieber, wenn eam gar nix gschehet heunt," meinte Michl. „No', es muaß aa nöd grad heunt sei; i triff 'n schon a anders Mal."

„Du moanst, wenn er verheirath is? Denk doch an d' Lori, was die für an' Jammer hätt."

„An d' Lori?"

Wieder schoß ein wilder Blick aus seinen Augen.

„Und no was!" sagte Rudi. „Wenn der Ferdinand sei' Watschen hat, nacha laufst glei davon, gibst di nöd weiter mit eam ab! Versprichst mir dös?"

„Was i dir aber heut alles versprechen muaß!" versetzte Michl ärgerlich. Aber Rudi sah ihn so bittend an, daß Michl beinahe lachen mußte und er versprach: „No', in Gottsnam, i versprech's, obwohl 's Davonlaufen grad nöd mei' Sach is. I werd's ja sehgn."

Rudi hatte sich entfernt, sich im Geiste nur mit dem Opfer beschäftigend, das er in seiner gutmüthigen Weise für Ferdinand und damit auch für seine Schwester bringen wollte. Dadurch wollte er auch den ihm so oft gemachten Vorwurf der Feigheit ein- für allemal Lügen strafen. Da er wußte, daß Ferdinand bereits von der Ankunft seiner Braut in Kenntniß gesetzt sei, so zweifelte er nicht, daß dieser vielleicht schon jetzt bei ihr in Breitenberg sei, und er zog es also vor, im Wirthshaus zur Klafferstraß die verhängnißvolle Stunde abzuwarten

und sich da seinen erworbenen Kenntnissen aus der Komödiantenzeit gemäß als Ferdinand zu kleiden.

* * *

Michl war mit Umgehung des Klafferstraßenwirthshauses nach Breitenberg gegangen. Kurz vor dem Orte fuhr ihm ein Schlitten vor, in welchem der Revierförster mit seinem Sohne saß.

Unwillkürlich zog er den Hut. Die Insassen des Wagens erkannten ihn. Der Forstmann ließ halten und rief Michl zum Schlitten heran. In einer Michl gegenüber ganz ungewohnt freundlichen Weise sagte er:

„Frisch, komm dann auf die Post zu mir; ich hab dir eine Mittheilung zu machen.“

Michl erschrak sichtlich.

„Du brauchst nicht zu erschrecken,“ sagte jetzt Ferdinand ebenfalls in freundlichem Tone. „Es ist eine gute Nachricht.“

Michl entgegnete verhofft und dabei doch mißtrauisch, daß er dem Befehle Folge leisten werde.

Der Schlitten fuhr von dannen. Verblüfft blickte ihm Michl nach. Sollte er wegen früherer Wilderei zur Rechenschaft gezogen werden? Sollte er das Glück, das ihm die Heimat seit ein paar Tagen bot, schon wieder entbehren müssen? Was müßte das für ein neuer Kummer für die kranke Mutter, für Lenerl sein, die ihm beide nur Liebes und Gutes thaten, für letztere, die ihm zugethan wie eine Schwester! Wie leuchteten plötzlich des armen Mädchens große, mild blickende Augen vor ihm! Diese Augen ließen die verkrüppelte

Gestalt der Aermsten fast vergessen. Sie war der gute Engel in seinem kleinen und doch so trauten Heim, und hätte er plötzlich die Wahl gehabt, ein reicher Mann zu werden unter der Bedingung, sein Heim mit Mutter und Lenerl dafür zu lassen, er hätte sich keinen Augenblick besonnen, hätte auf alle Reichthümer, die doch von jeher sein höchstes Wünschen waren, verzichtet und dem wirklichen Glück im trauten, wenn auch ärmlichen Heim sich zugewendet.

Unter solchen Gedanken war auch sein Gemüth ruhiger geworden und an eine Rache gegenüber Ferdinand dachte sein Herz schon jetzt nicht mehr. Ein einziges freundliches Wort von diesem hatte jahrelangen Groll wie Nebel verflüchtigt. Die bittersten Feinde bedürfen ja oft nur eines warmen Blickes, eines freundlichen Wortes, um sich auszusöhnen.

Wie träumend erreichte Michl den prächtig gelegenen Ort. Er kaufte sich zuerst an der Kirchenthür Weihrauch und Kreide, hörte die Vesper mit einer ihm sonst ungewohnten, weichen Regung an und begab sich dann auf die Post, wo er nach dem Herrn Revierförster fragte. Er ward ins Herrenzimmer beschieden und erschrak nicht wenig, hier außer dem alten Forstmann, auch Lori, deren Bräutigam und Vater zu treffen.

Er sah Lori seit jenem Ueberfall im Mauthhause zum ersten Mal wieder. Er fühlte, wie sein Gesicht erröthete, er sah aber auch, wie dasselbe bei dem Mädchen der Fall war, das ihn mit seinen schönen

sanften Augen freundlich ansah und ihm die Hand reichend, sagte:

„Grüß dich Gott, Michl!“

Waren das nicht Lenerls Augen? Hatte diese nicht erst vor einer Stunde ebenso nach ihm geblickt?

Der alte Forstmann endete Michls sichtliche Verlegenheit, indem er sagte:

„Mein Ferdinand hat beim k. Forstamte in Passau bewirkt, daß du als Jagd- und Holzaufseher im Dreisessel-Revier ständig angestellt wirst, wenn dir eine solche Stelle, die dich und deine Familie wohl nährt und wobei du dir nebenbei durch deine Weberei auch etwas verdienen kannst, passend sein sollte. Nun, was sagst? So sind die gebratenen Tauben noch nie herumgeflogen in der Neuen Welt, meinst du nicht auch?“

„Da bin ich wie r aus die Wolken gfalln!“ erwiderte Michl. Das war alles, was er hervorbrachte.

Ferdinand, den Michl bisher für seinen schlimmsten Feind gehalten, der hatte das für ihn gethan, hatte ihm trotz allem, was vorgefallen, zu einer Stelle verholfen, die ihm gestattete, ganz seiner Neigung gemäß und „ehrlich“ sein Brod zu verdienen! Von nun an hatte er nicht mehr nöthig, bei finsterer Nacht auf Schleichwegen seine geliebten Wälder zu durchstreifen, er durfte frei und offen die Büchse tragen, ein ehrlicher Mann.

Das war mehr, als er fassen konnte.

„Der Ferdinand hat si' um mi angnommen?“ fragte er jetzt noch halb ungläubig.

„Warum nicht?“ versetzte dieser. „Ich hab dich zwar schon als Bub nicht leiden können, weil du mir immer den ersten Preis hast streitig machen wollen, und später sind wir uns auch öfters im Wege umgegangen,“ setzte er lächelnd hinzu, „aber sei überzeugt, der Schuß im Mauthhause wäre unterblieben, wenn ich gewußt hätte, wie brav du dich dort benommen.“

„Ja, ja,“ rief jetzt der Mauthner dazwischen, „er war ein Held, der Michl — allen Respekt!“

„Nun, was geschehen, ist nicht mehr zu ändern,“ fuhr Ferdinand fort, „aber manches ist gut zu machen. Du hast deine Strafe erlitten und es ist abgethan. Meine Braut hat für dich ein Gnadengesuch beim König eingereicht und du erhieltst zwei Monate deiner Strafzeit geschenkt.“

„D' Fräuln Lori hat dös tho?“ fragte Michl und jetzt füllten sich seine Augen mit Thränen. „Vergelts Gott!“ rief er ihr zu. Er war so bewegt, daß er weiter nichts hervorbringen konnte.

„Nun, und ich habe auf Bitte meiner lieben Braut, der du durch die Wundsalbe das Leben gerettet hast, beim Forstamte die soeben erledigte Stelle für dich zugesagt erhalten, insofern mein Vater nichts dagegen einzuwenden hat,“ versetzte Ferdinand.

„Ich wende nichts ein,“ sagte der Revierförster. „Paßt es dir, so komme übermorgen zu mir auf die Kanzlei, da verpflichte ich dich und damit Punktum. Und ich will nicht weiter forschen — selbst die Bärenbratzen von dem Bären, der voriges Jahr am Dreisessel

geschossen worden, kannst du an deine Hausthür nageln, und will's das Glück, daß du als berechtigter Jäger einen Petz durch den Wald brummen hörst, so garantir' ich dir ein doppeltes Schußgeld. Sei ruhig, sag nichts — und jetzt geh heim zu deiner Mutter und grüß mir's schön, sag ihr, ich habe mich recht gefreut darüber, daß die Operation so glücklich ausgefallen ist."

„Und auch von mir grüße sie," sagte Lori, „und das herzige Lenerl dazu, das arme Kind, das soviel um dich geweint hat."

„Ja, ja, dös arme Kind?" wiederholte Michl. „I kann nix sagn, als vergelts Gott! und jetzt muß i gehn, sunst kimmt mir's Flenna. I bin soviel Guatthat auf a Mal nöd gwöhnt. Verzeihns, pfüat Gott und Glück und Segen zum nuin Hausstand!"

Michl entfernte sich. Er kam sich wie betäubt vor, sodaß er die soeben ins Haus tretende alte Mirl fast umrannte. —

Der Wirth von der Klafferstraße stand vor der Thür seines Hauses, als Michl vorübereilte. Er lud ihn zur Einkehr ein, aber den Burschen drängte es, daheim sein Glück zu verkünden. Erst als ihm der Wirth mittheilte, daß Rudi in sichtlicher Erregung das Haus verlassen und mehrmals gefragt habe, ob Michl nicht vorübergegangen, und daß er ihn offenbar gesucht, entschloß er sich, kurze Zeit zu verweilen und abzuwarten, ob der Freund zurückkehren würde.

Als Michl in die Gaststube trat, fand er in derselben Gredl, die junge Leinwandhändlerin, welche ihre

Base, die alte Mirl, hier erwartete. Die Alte war ebenfalls nach Breitenberg gegangen, um Lori und deren Vater zu begrüßen.

Gredl saß sinnend auf der Fensterbank.

„Warum bist denn so trauri?“ fragte Michl das Mädchen. „Reu'n di leicht dö Schläg, diest heunt 'n Mohrenküni geb'n hast? Den hast schö' zamg'richt!“

„Hat er was gsagt zu dir?“ fragte Gredl. „Wie kann i denken, daß der Rudi solche Stroach macht!“

„Du hast ja gsagt, du möchst 'n als Komödianten sehgn,“ entgegnete Michl. „In sam Godika*) hat er gmoant, was d' für an' Spaß hast, dierweil hast 'n gstrixt.“

„Er wird ma's ja dennast verzeihn?“ fragte Gredl ganz weinerlich. „Der Wirth moant, er sollt bald wieder kömma. Wo er nur hin is? Es geht schon auf fünfe.“

„Auf fünfe?!“

Blitzartig schoß ein Gedanke durch Michls Kopf.

„Woaß der Rudi, daß der Forsta und sei' Suhn auf Breitenberg gfahrn san?“ fragte er den eben eintretenden Wirth.

„Freili woaß er 's,“ entgegnete dieser. „Er hat's ja vorbeifahrn sehgn, wie er mir sei' Load klagt hat z'wegen dö Strixen.“

---

*) in sam Godika = in seiner Einbildung. Diese Redensart ist in den Gerichten Wegscheid und Grafenau zu Hause. Die Abstammung dieses Wortes wird verschieden herzuleiten gesucht. Vgl. A. Schmellers Bayerisches Wörterbuch, Band I, Seite 1225.

Ein schelmischer Seitenblick streifte Gredl.

„Hör auf; du machst mir mei Herz schwaar!“ rief die Leinwandhändlerin.

„Was hat denn der Rudi an?“ examinirte Michl den Wirth weiter.

„An' grean Huat mit an' Spielhanstoß und an' Pelzrock mit an' hoh'n Krag'n.“

„Hellseiten!“ rief Michl aufspringend, „so kann's nöd anders sein: der Rudi wart in dem Augenblick auf a zwoate Tracht Prügel ob'n in der Hohlgassen. Der guat Dalk opfert si' für sein Schwager. Was macht der für Dummheiten! Wer sollt so was glaub'n?“

Und er erzählte seine heutige Unterredung mit Rudi und wie dieser, zu besserer Einsicht gekommen, die seinem Schwager zugedachten Prügel nun selbst in Empfang nehmen wolle.

„Jetzt sagts mir no'mal, es gebet koane guaten Leut mehr!“ rief der Wirth gerührt. „Und so oan' nennens an' Flanken!“

„Recht hast, Wirth!“ rief Gredl. „Der Rudi hat an' edels Herz. Aber der arm Mensch dafriert ja in der Hohlgassen, während er auf 'n Michl seine Prügel wart'.“

„Da kann er lang warten,“ sagte der letztere. „I bin durch 'n Ferdinand angstellt worn als Jagdaufseher, da prügelt si' nix mehr. Woaßt was, Gredl? Geh du aussi und erlös' 'n aus sein kalten Fegfeuer. Dös wird eam a Pflaster sei' auf seine Schläg.“

„Ja, dös thuast!“ rief der Wirth. „Därfst eam

scho' was z'liab thoa'. Er is ja rein z' wegn deina so ordentli und fleißi worn. Z' Glöckelberg ham's 'n recht gern; er macht si' recht guat in der Buachhaltung, sagt sei' Herr. Brauchst du koan Buachhalter? An' bessern wie r' 'n Rudi kannst gar nöd finden."

„Staad bist!" wehrte Gredl. „Aber is 's, wie 's mag, 'n Rudi muaß ma' dalösen von dera Kältn. I folg Enk und hol 'n auffa. Michl, du gehst mit mir, und du, Wirth, richt'st dierweil an' Glüahwein her, daß er si' wärma kann."

Sie nahm ihr warmes Tuch um den Kopf und eilte mit Michl dem Hohlweg zu. Dort harrte in der That Rudi seines Freundes. So oft er etwas zu hören glaubte, trat er in die Lichtung hervor; fest eingehüllt in seine Kleider, den Hut tief in die Stirn gedrückt, so war er schon ein halbes Dutzend Mal auf die Täuschung seines Freundes ausgegangen, und als er nun die beiden nahen hörte, trat er zum siebenten Male seinen Leidensweg an. Dieses Mal sollte es nicht wieder vergebens sein. Er sah weder rechts noch links, sondern ging blindlings dem Feinde entgegen. So bemerkte er nicht, daß dem Burschen noch jemand zur Seite ging.

„Halt!" donnerte ihn Michl an, „dei' letzte Stund hat g'schlagen!"

Rudi fiel der Länge nach zu Boden, noch ehe ihn Michl angerührt.

„Der Dalk laßet si' wirkli daschlagn und rühret si' gar nöd," sagte Gredl gerührt. Dann beugte sie sich

zu ihm nieder und rief: „Steh auf, Rudi! I bin ja da, d' Gredl!"

„Du?" sagte Rudi, überrascht den Kopf erhebend, und als er das Mädchen wirklich vor sich stehen sah, erhob er sich rasch vom Boden.

„Und der Michl?" fragte er dann.

„Der is aa da," antwortete dieser. „Aber d' Komödie is anders ganga, als 's ausgmacht is worn. Statt ara Watschn, glaub i, kriegst a Hochzeiterin —"

„Red nöd so gscheidt daher!" unterbrach ihn Gredl. Dann fragte sie Rudi: „Thean dir d' Strixen von heunt Mittag no' weh? Kannst mir's verzeih'n?"

Jetzt fühlte sich Rudi wieder, und schnell gefaßt sagte er: „Nur, wennst mir was dafür schenkst."

„Kimm nur," sagte Gredl. „A warmer Tyroler Wein is scho' auftischt beim Wirth drunten."

„I möcht was bessers," versetzte Rudi, „was süaßers."

„So kriegst an' Muskateller."

„Ganz was anders!" rief Rudi. „An' Schmatz (Kuß) muaßt ma geb'n, ehnda geh i nöd vom Fleck."

„Nacha dafrierst!" lachte Gredl.

„Von mir aus!" entgegnete Rudi trotzig.

„Aber Mensch, bist denn du zu Allem fähi?" rief das Mädchen. „Z'erst laßet er si' daschlagn, nacha wollt' er dafrieren wegn an' Schmatz. I fürchtet mi rein Sünden, wenn i zu dera Dummheit beihelfet; mag's sein! Da — da hast oan!"

Es waren ihrer wohl mehrere. Als sie sich endlich von ihm gerissen, gingen beide schweigend nebeneinander

her. Manchmal rann eine Thräne über des Mädchens Wangen.

„No', hats Enk jetzt alle zwoa d' Red verschlagn?" meinte Michl endlich, der nebenher ging.

„Sei staad!" sagte Gredl. „Du bist a Flank und der Rudi is a Flank; aber alle zwoa seid's kreuzbrave Buam. I wüßt mir koan bessern Mo' in der neuen und alten Welt, als 'n Rudi. Magst mi, so hast mi!"

Rudi jauchzte vor Freude laut auf. Es folgte dann ein kleiner Verlobungstrunk, dem auch das inzwischen angekommene Mirl mit inniger Freude anwohnte.

„Ruderl," sagte sie, „dir is schlecht gnua ganga, aba du siehgst, es hängt nöd allweil auf oa Seiten. Oamal muaß 's Glück kömma — bei dir is 's kömma — i sehg di scho' im Geist als 'n reichsten Verleger in der neuen Welt —"

„Sag liaba, als mei' bravs Mannl," unterbrach sie Gredl, „und bei mir wird er sei' elendige Vergangenheit bald vergessen."

Auch Michl freute sich über das Glück des treuen Freundes. Wohl kam ihm dabei der Gedanke, wie schön es auch für ihn sein müßte, sich ein Heim gründen zu können, aber diejenige, die es ihm angethan, glich dem soeben vom Himmel herabglitzernden Abendstern, nach dem das Auge so sehnend blickt, der aber ewig unerreichbar bleibt.

Sinnend trat er den Heimweg an. Mutter und Lenerl hatten ihn nicht ohne heimliche Sorge erwartet,

doch als er ihnen die glückliche Nachricht von seiner Anstellung mittheilte, weinten beide vor Freude.

Michl aber sagte: „I hon viel verschuld't in mein Lebn'n, hon dir viel Kummer g'macht, Muaderl, von heut an sollst aber nur Freud' an mir erleb'n. Und dir, Lenerl, will i a Bruada sei, so lang d' lebst, sei du mir a treue Schwester."

Lenerl sah den Mann mit ihren seelenvollen Augen lange, lange an. Dann reichte sie ihm die Hand und sagte: „I wünsch mir koa' größers Glück, als daß 's mi gern b'halts, du und dei' Muaderl, mi arm's, krank's Deanl. I leb und stirb für Enk."

Und da wiederum die mit Flachs bebauten Felder sich mit blauen Blüthen schmückten, viel Hundert bunte Blumen in den saftig grünen Wiesen leuchteten, als die Drossel wieder jubelte am Hochwaldssaume, hielt Rudi Hochzeit mit der Leinwandgredl. Auch Michl war zu Gast in seiner neuen Uniform. Die beiden „Spezl" bekräftigten auf's Neue Treue und Freundschaft, und da sie die Wohlfahrt ihres Hauses nunmehr gründeten auf Arbeit, Ordnung und Gesetzesachtung, so empfanden sie gar bald das lang vermißte Glück — die Zufriedenheit.

Ende.

Adolf Niese, Saalfeld i. Th.

Im Herzen des Waldes.

I.

Im „Inneren Wald,“ wie das östliche Gebiet des oberen Regens und der Ilz zunächst des Grenzgebirges bezeichnet wird, steigern sich die Unebenheiten des Bodens von leichten Wellenlinien der wenigen breiten Thalungen bis zu hohen Waldkuppen, die in ihrer höchsten Steigerung die hervorragendsten Gipfel des ganzen Grenzgebirgskammes, ja des gesammten Böhmerwaldes, nämlich den Lusen und den Rachel umfassen.

Die Ansiedlungen liegen hier fast ausschließlich auf Höhenpunkten, zumal die Hauptorte, die meist auf sonnigen Bergrücken lagern. Die Verkehrsmittelpunkte geben die Flecken und größeren Ortschaften, wozu sich vornehmlich das geschichtlich merkwürdige, etwa tausend Einwohner zählende, uralte Städtchen Grafenau rechnen darf. Es liegt malerisch auf einem Hügel, der steil gegen die schwarzfluthige Ohe abfällt und gewährt infolge seiner reizenden und zugleich großartigen Umgebung

und des gebirgigen Hintergrundes einen äußerst freundlichen Anblick.

Der Ort verdankt seine Entstehung und seinen früheren Wohlstand dem Salzhandel, welcher auf dem goldenen Steige durch den Nordwald nach Böhmen, Mähren und Schlesien in vollem Gange war. Es hatte lange Zeit eine Salzniederlage, aus welcher es stattlichen Erwerb zog, bis der Handel eine andere Richtung nahm und den Ort verödet bei Seite legte. Doch führten die umliegenden Glashütten, die Holzwaaren-Industrie, die Glasbilder-Fabrikation, dann ganz besonders die Flachs-, Garn-, Leinwand-, Vieh- und gewöhnlichen Märkte einen nicht unbedeutenden Verkehr herbei.

So war auch am Dreifaltigkeitssonntage das altehrwürdige Städtchen der Zielpunkt der von allen Seiten heranströmenden Landleute zu Wagen und zu Fuß. Es war einer jener goldenen Tage, in denen eine festtägliche Stimmung durch die ganze Natur geht, wo der Himmel in schönerem Blau, die Sonne in reinerer Gluth und die Luft in schönerem Glanze erscheint, wie sonst. Da erhellt sich auch das Antlitz der Menschen beim Anblick all' der ihn umgebenden Herrlichkeit, welcher er sich im Werktagskleide und während der Arbeit nicht so leicht bewußt wird, wie an den Feiertagen, wenn er sein besseres Gewand aus der Truhe genommen, den Hut oder die Brust mit duftenden Blumen und Kräutern geschmückt hat und er als freier Mann zu seiner Kirche wandert, indessen fernes

und nahes Glockengeläute mit unsagbarem Zauber durch die Luft zieht.

Diesem Geläute lauschten auch mit großem Vergnügen der alte Lusenbauer und sein junger Vetter, der Waldhäusler Oswald, die auf dem St. Oswalder Sträßchen auf einem sehr einfachen Einspännerwägelchen gegen Grafenau fuhren. Sie waren soeben über einen hohen Berg hinabgefahren und der junge, etwa siebenundzwanzigjährige Bursche war vom Wagen gestiegen, um den Radschuh herauszunehmen und anzuhängen.

Der Lusenbauer war ein großer und etwas beleibter Mann mit einem sehr freundlichen, bartlosen Gesicht. Sein Hut mit niederem Gupf war mit Band und Filigranschnalle verziert. Dazu trug er einen dunkelblauen Tuchrock mit langen Schößen, stehendem Kragen und vielen Geldknöpfen, mit welch letzteren auch die buntseidene Weste geschmückt war, eine kurze Lederhose, blaue Strümpfe und schwarze Schuhe. Der Jüngere der Beiden war von höchst einnehmendem Aeußern, mittelgroß und kräftig. Aus seinem gesund gerötheten Gesicht blickten zwei hellblaue Augen, in denen sich ein gewisser Geist spiegelte. Die Oberlippe zierte ein kleiner, weißlichter Schnurrbart. Seinen mit üppigen lichten Haaren versehenen Kopf bedeckte ein ähnlicher, nur mit etwas höherem Gupf versehener Hut, wie jener des Alten. Hinter dem Bande aber steckte eine aus Silberdraht und Flittern gemachte Zitternelke. Die übrige Tracht bestand aus kurzer Lederhose, Wadenstiefeln, buntblumiger Seidenweste und einem ebenfalls

dunkelblauen, sogenannten Schalk mit stehendem Kragen und silbernen, facetirten Knöpfen. In der Seitentasche der Hose gewahrte man das metallbeschlagene Besteck und unter der Weste schwang sich das silberne Uhrgehänge.

Während das Wägelchen stille stand, lauschte der Alte aufmerksam und wohlgefällig nach allen Seiten hin.

„Hörst die groß' Glocken von Freyung einasumma?" fragte er, „'s is mir anemal, wenn i so a G'läut' hör, als ziagets mi hin. Is scho' wahr. Jetzt möcht i glei auf Freyung eini; es is mir wie r a Gruaß von dort. Und 's Bier auf der Post — ausgezeichnet!"

In diesem Augenblick ertönten die Glocken zu Grafenau.

„Jetzt läut's z' Grafenau, Vetter," sagte Oswald.

„Fahr zua!" rief der Alte. „Heut müassen ma scho' bei Grafenau bleiben. Is 's Summ-Bier aa nöd schlecht! Wer woaß's, was für a Glück uns durt heut b'stimmt is."

„A Glück?" fragte Oswald, sich auf das Wägelchen schwingend und das Pferd wieder antreibend.

„Warum nöd? 's kann aber aa r an' Unglück sein," meinte der Alte.

„Da kehrn ma liaba um," rief Oswald lachend. „Um 's Unglück fahrt ma' nöd auf'n Kirta. Dös waar a schlechts Hoambringets. I muaß scho' ebb's bessers kriagn."

„Kriagn? Ja, ja, freili kriegt ma' ebb's am Kirta, aber — ma' kann aa viel verliern."

„Du moanst beim G'spiel — 's Geld?"

„Na', na', dös is 's wenigst. Aber Dein Frieden kannst verliern."

„'n Frieden? Wie so dös?"

„Ja denkst nöd dran, daß am Kirta viel Leut zamkömma, Manna und Weiba, und Buam und Deandln. Woaßt nöd, daß d' Lebzelter verzuckerte Herzen ham, die 's d' lachend kaafst und der Mirl oder der Resl schenkst, und so a G'schenk is scho' oft a bös's Gspiel worn, zuckersüaß is 's anganga und grausam bitter hat's g'end't."

„Da brauch ich koa' Angst ham; i schenk koa' zuckers Herz her," sagte der Bursche.

„Aber a lebendigs," versetzte der Alte.

„Heunt no' nöd," meinte der Bursche lachend.

„Dös kannst nöd wissen," entgegnete der Andere. „D' Liab is wie r a abgschossene Kugel; wo's trifft, da sitzt's. Du wirst es aa no' daleben."

„Bislang hon i der Kugel koan Scheibenstand abgeben."

„Sag ma amal aufrichti, Osl, sollst wirkli no' koa' Deandl auf der Muck g'habt ham? Alt g'nua waarst ja und wennst amal die Recht' bringst, so woaßt, i bin Dei' Vetter und Dei' Död, i hon koa' Kind, koa' Seel, Du alloa' irbst mi und koa' größere Freud kannst mir macha, als wennst mir a Tochta in's Haus bringst, oane, die uns nöd allezam schikanirt, sundern a brave. Sollst wirkli no' koane g'funden ham?"

„Na' Vetta, bis jetzt no' nöd. G'falln hat ma

hin und wieder die oa' und die ander auf a Zeit lang, aber was a so recht gern ham hoaßt, dös hon i no' nöd verspürt."

„Nacha bist halt no' nöd über die Richtige kömma. Woaßt, Osl, auf oa'mal muaß's kennten (zünden), in oan Gedanka (Augenblick), grad wie beim Pulver — nöd körndlweiß — nöd z'nach und z'nach — auf oa'mal geht der Schuß los. So muaß's aa bei der Liab sei'; die is aa r a Schuß, der trifft. Aber die Wunden, die er verursacht, heilt koa' Bader und koa' Physikus, an der muaßt sterben oder verderbn oder aber Du wirst a Lump."

„Aber Vetta, Du red'st daher, als wennst alles selber durchg'macht hättst. Du hast doch niermals a Liabschaft g'habt, sunst hätt'st wohl g'heirat."

„Ja, heirat, wenn's Deandl scho' in Verspruch is mit an' andern, wennst hint'nach kimmst."

„Aber Vetter, Du bist nöd g'storb'n und verdorb'n drüber," sagte Oswald lachend.

„Aber a Lump bin i worn," fiel der Alte ein, „a rechta Lump und wenn's nöd so eing'richt' wär, daß grad d' Lumpen oft a Glück ham, so müaßt i leicht heunt mit 'n Bettelsack am Rucken auf Grafenau schlärfeln, anstatt daß i mit mein eigna Fuhrwerk als an' ang'sehna Holzbauer hing'fahren kimm. I will Dir's erzählen, Osl, grad heunt is mir wieder alles frisch im Kopf, halt wohl, weil i Di neben meina siehg und i mir einbild', i bin in meina junga Jahr' grad so a frischa und saubera Bursch gwen, wie Du."

Und er erzählte ihm von seiner Jugendzeit.

Sein Vater besaß eines der Waldhäuser am Lusen und nährte sich von Potaschesieden und Holzbizeln. Der jetzige Lusenbauer, Namens Veit, und Oswalds Mutter waren die Kinder des Waldhäuslers, die zu braven, arbeitsamen Menschen herangezogen wurden. Veit brachte in der Regel die selbstgefertigten Holzwaaren, namentlich Gegenstände zu landwirthschaftlichem Gebrauch, auf die Märkte, so auch am Dreifaltigkeitstage nach Grafenau. Da lernte er auf dem Tanzboden ein bildsauberes Deandl kennen, die Gressenbauern Evi von Hohenau. Er tanzte mit ihr einen „Vierfachen"*), gab ihr ein verzuckertes Herz und ohne daß sie viele Worte wechselten, waren sie zu einander in heißer Liebe entbrannt. Als aber Veit die Evi fragte, ob sie ihn gern haben könne für Zeit und Ewigkeit, da erwiderte die Gefragte unter Thränen:

„I gspür's, mei' Herz g'hört Dir bis zum sterben — aber dort vorn am Tisch sitzt mei' Hochzeiter, der Schmelzmoasta von der Frauenauer Hütten, und in acht Tagen is d' Hozet. Wärst dennast eher kömma!"

„Da war nix mehr z' ändern," erzählte Veit weiter, „aber i hon mi schier z' todt grämt. Mei' Liab hon i nimmer ausmerzen könna und daß i dierweil mei' G'schick vergessen, hon i 's trinka ang'fanga, bin mit oan Wort a Lump worn."

---

*) Ein deutscher Tanz, in welchem der $^{6}/_{8}$ Takt mit dem $^{2}/_{4}$ Takt wechselt. Die älteren Weisen desselben sind alle von bestimmten Liedern begleitet.

Er erzählte dann weiter, wie er einmal in angetrunkenem Zustande in der Rosenau, der sie sich soeben jetzt näherten, zwei reiche Holzbauern, wovon der Eine der später abgehauste Schönauergirgl war, habe heftig mit einander streiten hören. Es handelte sich um einen großen, etwa 500 Tagwerk umfassenden Waldtheil am oberen Lusenhang, welchen keiner der Bauern als sein Eigenthum anerkennen wollte und zwar nur deshalb, weil keiner die Steuern hiervon zahlen mochte.

Das Holz hatte allerdings in früheren Zeiten in den inneren Gegenden des Bayer- und Böhmerwaldes gar keinen Werth. Es ward dem Zufalle oder den Verwüstungen der Aschenbrenner preisgegeben. Die unermeßlichen Waldungen wurden nur als eine Wildniß, ein nutzloses, verlorenes und todtes Objekt betrachtet, das niemand begehrte, umsomehr als auch die Jagd außer Bären, Wölfen und Luchsen keine Ausbeute an Wild bot.

Deshalb suchten die Fürstbischöfe den Wald durch Ansiedler zu bevölkern, welche große Waldstrecken urbar machen sollten. Die lichtende Axt dieser Ansiedler arbeitete sich indessen von Jahr zu Jahr immer tiefer in die Wälder hinein und der gewonnene Boden wurde abgereutet, aufgerissen und urbar gemacht. Aber immerhin beträgt die Waldmasse des Bayer- und Böhmerwaldes noch eine ungeheure Summe und bildet einen Schatz, aus welchem noch entfernte Generationen reichen Gewinn ziehen können, namentlich da derselbe immer mehr nach den Regeln einer ausgebildeten Forstwirthschaft gepflegt wird.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts kaufte man indessen das mit schönsten Stämmen bestockte Tagwerk Hochwald um zwei Kronenthaler. An Ort und Stelle nützten das Holz nur die Glashütten, die Pech-, Kohlen- und Aschenbrennereien; das Scheitholz wurde in den geschwellten Triftbächen und Kanälen zur Donau befördert, aber der Gewinn hierfür war ein so unbedeutender und der Waldbesitz so wenig geachtet, daß die zwei Waldlerbauern sich gegenseitig einen so unbedeutenden Holztheil als eine unerträgliche Last zuschoben.

Sie nahmen endlich ihre Zuflucht zu Advokaten, jahrelang ward darüber prozessirt, wer der rechtmäßige Besitzer jenes Waldtheiles sein soll. Da trafen sich die erzürnten Gegner zufällig in der Rosenau und der Streit begann auf's neue. Veit, der unfreiwilliger Zuhörer wurde, hatte einen guten Gedanken. Er bot sich an, das Grundstück gegen die bis jetzt erwachsenen Prozeß- und Gerichtskosten als sein Eigenthum zu übernehmen. Die Bauern waren es zufrieden, der Wirth in der Rosenau lieh dem Veit das nöthige Geld und beim Landgerichte Grafenau wurde dem Waldhäusler von den Bauern alles und jedes Recht auf jenen Wald abgetreten. So war aus einem einfachen „Schaluppner" (Kleinhäusler) plötzlich ein seßhafter Mann geworden und mit dem Besitz erwachte in ihm auch wieder der Sinn zu Ordnung und Arbeit. Später erwarb er auch noch einen weiteren Holztheil vom Schönauer Girgl. Als dann in der Nähe eine Glashütte er-

richtet wurde, fand er großen Absatz für sein Holz, von welchem er kontraktlich eine namhafte Menge von Klaftern zu liefern hatte. Der Gewinn war freilich ein verhältnißmäßig sehr kleiner, denn für die Klafter Holz an Ort und Stelle wurde nicht viel mehr als Ein Gulden bezahlt.

Gleichwohl legte sich Veit etwas zurück und war später sogar im Stande, eines der früheren Anwesen des Schönauer Girgl, den Lusenhof, aus zweiter Hand wieder zu erwerben. So wurde er der Lusenbauer.

Aber mit dem zunehmenden Alter verfiel er auch wieder in sein jugendlich leichtes Leben. Das von der Glashütte für geliefertes Holz erwachsende Geld war meist schon vom Rosenauer Wirth vorgeliehen und dort in seiner Lieblingseinkehr bei lustigem Gesang, der ihm über alles ging, und bei gutem Bier, über das ihm nichts ging, versungen und vertrunken.

Die Verwandten des Lusenbauer hatten allerdings keine Ahnung von dessen Kassenbestand, so wenig, wie die anderen Leute. Er galt im Gegentheil für einen Mann, der sich ein Guttheil zurückglegt. Doch sah man kopfschüttelnd, wie er seinen Wald von Jahr zu Jahr mehr abschwandte und die prächtigsten Stämme nur zu Scheiterholz für die Glashütte benützte. Nur der Lusenbauer schien dies zu übersehen, denn als er seine Erzählung vollendet hatte, sagte er zu Oswald:

„Für di, Osl, is 's a Glück, daß mir 's Heirathen verganga is. Du irbst mi amal und mir schwant (ahnt), daß, eh' no' zwanz'g Jahr verganga, 's Holz an' zehn=

fachen Werth kriegt. Nacha Bua, bist a gmachter Mann!"

„Wenn bis dahin no' oans vorhanden is," meinte Oswald. „Aber red' nöd von dem. Mi verinteressirets, z' wissen, wie's der Gressenbauern Evi ganga hat und wie si' dö drein geb'n hat?"

„Ja no'," erwiderte der Alte, „wie's g'sehg'n hat, daß i a Lump bin, is ihr der Guster nach mir verganga. Sie is z'frieden gwen mit ihrem G'schick. Wir san uns selten mehr in Weg kömma. So weit i woaß, war's gsegnt mit an' etli Kinder. Oa' Deandl, grad so bildsauber, wie d' Muatta gwen is, und auf's Haar ihr ähnli, is z' Grafenau verheirat. I hon's erst z' naachst auf'n Schönberger Kirta Stand halten sehgn. I hon ihr aa was z' lösen gebn. I zoag Dir 's heunt z' Grafenau."

Inzwischen waren sie an der Rosenau angelangt. Der Gaul lenkte von selbst von der Straße ab und dem nahen Wirthshause zu, an welchem gleich einem Triumphzeichen ein Daxbuschen zum Bodenfenster hinaus hing, die Vorüberfahrenden zur Einkehr einladend.

„I werd ge da mei' Brühtsuppen (Brodsuppe mit Leberwürsten) essen," sagte der Alte. „Gib 's Roß 'n Hausknecht über und kimm aa eini in d' Stuben."

„I dank Dir schö' Vetta," sagte Oswald, „hon scho' a Morgensuppen g'habt. Mir is 's lieba im Freien heraußen; 's is ja gar so viel schö' heunt. I will 'n Roß a wengerl Brod vorschneiden und eam a Wasser geb'n."

„Ganz nach Dein Guster,“ erwiderte der Lusenbauer. „Mei' Guster is a Brühtsuppen und a frische Maß.“

Mit diesen Worten begab er sich in das Wirthshaus, wo ihn der Wirth in rother Weste, darüber einen langen, weißen Schurz und die Zunderkappe auf dem Kopfe als seinen alten, lieben Spezl lachend begrüßte.

Oswald beschäftigte sich mit dem Pferde. Da ward seine Aufmerksamkeit durch ein helltönendes Posthorn abgelenkt.

Ein kleiner Postwagen, die sogenannte Cariolpost, näherte sich von Zwiesel her und der Postillon zeigte dies durch ein heiteres Stückchen auf seinem Horn an. Er blies die Melodie zu dem damals im Walde viel gesungenen Schützenlied aus dem Befreiungskampfe: „Auf und dran!“ ꝛc.

Neben dem Postillon saß eine junge Frauensperson, die ihre dunklen Augen mit Wohlgefallen und dem anmuthigsten Lächeln auf dem so geschickten Bläser haften ließ. Sie hatte ein schwarzes, sogenanntes Zanellatuch mit den nach rückwärts hinabhängenden, langen Enden geschmackvoll um den Kopf gebunden, so daß das vordere, schön gescheitelte dunkle Haar frei blieb.

Ein mit Goldborten besetztes, schwarzseidenes Mieder, über dem weißen Chemisette das lose gewundene, blauseidene Halstuch, die weißen, vorne gefältelten Hemdärmel, der mäßig kurze Rock aus schwarzem Zwirnzeug, dann eine blaue Schürze aus Glanzleinwand machten ihren sehr kleidsamen Anzug aus. Im Mieder steckte ein Sträußchen Reseda und Nelken. Eine schwarze Tuch-

jacke und ein Strohzeger lagen neben ihr auf dem Sitze. Sie sang das beliebte Volkslied leise und mit sichtlichem Vergnügen mit.

Als der Postillon geendet hatte und jetzt vor dem Wirthshause anhielt, sagte sie mit freundlichem Lächeln, bei welchem ihre schneeweißen Zähne sichtbar wurden:

„Hansl, i zahl Dir a Maß, weilst es gar so schön kannst.“ Dabei reichte sie ihm einen Sechser hin.

„Kann leicht sei'!“ entgegnete sich bedankend der alte Postknecht; „wenn's enk aber recht is, heb i mir's zum Mittag auf. Für jetzt thuat's a Glasl Bitterer. Des könnts sitzen bleiben; i hon 'n Wirth nur was abz'geben, bin glei wieder zruck.“

„Wenn mir nur d' Roß nöd durchgenga?“ rief die Zurückbleibende dem davoneilenden Rosselenker nach.

„Da will i scho' Obacht geb'n,“ sagte Oswald, zum Wagen tretend.

„So is 's recht!“ rief der Postillon zurück. „Vergelts Gott im Voraus — grad auf an' Augenblick.“ Und er war im Wirthshaus verschwunden.

„Fürcht'st Dir, Deandl?“ fragte jetzt Oswald in freundlichem Tone, dabei mit großem Vergnügen das äußerst anmuthige Gesicht der Angekommenen betrachtend.

„Jetzt nimmer!“ entgegnete die Gefragte, „weil Du willst Obacht geben.“

Bei diesen Worten lächelte sie wie grüßend nach dem Burschen und was war es nur? — die Blicke der beiden jungen Leute schienen sich gegenseitig anzuziehen,

keines vermochte denselben von dem andern zu wenden. Beide schwiegen.

„Möcht'st nöd a wengerl a'steigen?“ ergriff jetzt Oswald das Wort. „Du bist Dir leicht scho' gnua g'sessen. Wo kimmst denn her g'fahrn?“

„Von Frauenau,“ erwiderte die Gefragte, und ohne sich lange zu besinnen, nahm sie die Unterstützung Oswalds an und ließ sich, auf seinen Arm gestützt, vom Sitze herab.

„I muaß nach Grafenau auf'n Markt,“ erklärte sie jetzt. „I werd' dort scho' sehnsüchti erwart' wern, denn i muaß heunt Stand halten.“

„Stand halten? Wo denn?“ fragte Oswald.

„Beim Malerzaches.“

„Da werd' i mi aa einstelln als Käufer,“ versetzte Oswald.

„I will sehgn, ob's D' Wort haltst; es soll mi gfreu'n,“ entgegnete sie, leicht erröthend. „Woher kimmst denn Du?“ fragte sie nach einer Pause.

„Von die Waldhäuser,“ antwortete Oswald. „'n Waldhäusler Oswald hoaßens mi. Mit mein Vetter, 'n Lusenbauer, bin i unterwegs auf'n Kirta.“

„Der Lusenbauer, dös is Dei Vetta?“ fragte das Mädchen mit sichtlichem Interesse.

„Kennst'n Du?“ fragte Oswald zurück.

„Ja und na',“ entgegnete die Andere, in Gedanken verloren. Dann mit erneutem Interesse Oswald anblickend, sagte sie: „Es gfreut mi, wenn i 'n heut am Stand sehg mit Dir.“

„Da hast mei' Hand d'rauf, daß i kimm," versprach Oswald, der Fremden Hand erfassend.

Diese ließ ihm dieselbe widerstandslos und zog sie auch nicht zurück, als er sie länger, als nöthig war, in der seinigen hielt. War es doch, als ob beide gleichzeitig von einem unsagbaren Zauber erfaßt würden. Kannten sich beide wirklich erst seit ein Paar Minuten? Da sie sich in die Augen blickten, kam es jedem vor, als wären sie sich niemals fremd gewesen.

„Wie därf i Di nenna?" fragte Oswald mit zärtlichem Händedruck.

„Evi," entgegnete sie lächelnd.

„Evi — schenk mir dös Bleaml in Dein Mieder," bat Oswald.

„Recht gern," sagte Evi, nahm das Sträußchen aus dem Mieder und befestigte es auf dem Hute des Burschen. Als sie ihm denselben wieder reichte, fragte sie erröthend:

„Und was krieg I von Dir?"

„Von mir?" Heunt am Kirta a zuckers Herz. Aber Deandl, i moan, Du nimmst mei' Seel mit Dir — ja, ja, mei' Seel."

„Oswald!" warnte das Mädchen, „Du stimmst mi und — wie könnt dös so schnell mögli sei', so auf an' Gedanken?"

„Auf an' Gedanken — ja, ja, so hat der Vetta g'sagt — grad so is 's!"

Er blickte Evi treuherzig in die Augen.

„Dei' Vetta?" fragte diese. „I bin ganz z'wirrt. Dort kimmt der Postknecht. B'hüt Gott!"

Sie zog, nachdem sie nochmals Oswalds Hand gedrückt, die ihre rasch zurück und machte sich daran, den Wagen wieder zu besteigen. Oswald war ihr dabei behilflich.

„I dank Dir schön, Oswald,“ sagte sie in herzlichem Tone.

Der Postillon schwang sich ebenfalls auf den Sitz.

„I bedank mi schö,“ sagte auch er zu dem jungen Burschen. „Extra spiel i was zum Besten.“ Er trieb die Pferde an und blies dann ein lustiges Stückchen, während sich der Wagen langsam in Bewegung setzte.

Oswald sah dem sich entfernenden Fuhrwerk lange nach. Er schwang öfters den Hut in die Höhe, so oft er zu bemerken glaubte, daß Evi sich grüßend nach ihm umwandte. Der Wagen war schon lange seinen Blicken entschwunden, als er noch immer wie angewurzelt am Platze stand und nach der Richtung, welche derselbe genommen, hinausblickte. Es war ihm alles wie ein Traum.

Der alte Lusenbauer riß ihn aus demselben.

„Ja, Osl, was siegst denn, daß D'a so schaugst?“ fragte er.

Der Angerufene erschrak förmlich.

„No', was is los?“ fragte der Vetter überrascht.

„Dö Kugel hat troffen!“ erwiderte Oswald, sich des Vetters vorige Rede vergegenwärtigend.

„Bist dennast nöd narrisch worn, dirweil i mei' Brühtsuppen gessen hon?“ rief der Bauer. „Was für a Kugel hat troffa?“

„D' Liab, Vetter — d' Liab!" erwiderte Oswald mit einem wahren Eifer.

„Lach nöd, es is scho' so, auf oa'mal hat's kennt — 's is grad a Gedanken gwen; nöd körnlweiß, auf oa'mal is der Schuß losganga. Vetta, jetzt woaß i's, was's hoaßt, a Deandl wirkli gern ham."

„Steig auf! Steig auf!" drängte der Bauer lachend, „daß ma auf Grafenau einikömma! I fahr di glei zum Doktor — da pressirt's."

„Ja freili pressirt's auf Grafenau eini, daß i 's wieder siehg. I hon völli Zeitlang nach ihr."

„Herrgott no'amal, von wem red'st denn eigentli in Dein hitzigen Fiaba?"

„Von an' Deandl red' i," entgegnete der Bursche. „Vetta, Du muaßt es sehgn und kenna lerna. I sag vordersamst nix mehr. Es i wahr, i kimm mir selm wie verhext vür, aber Du wirst mir bald recht geben —"

„Und wo hast denn dös Wunderkind gsehgn? Wo is 's denn herkömma so mir nix, dir nix?"

„Auf der Cariolpost," erklärte Oswald.

Jetzt lachte der Alte hell auf.

„Auf der Cariolpost is D' Liab dahergfahrn, mit 'n Posthansl? O mei' Osl! Wärst nei' und hättst a Brühtsuppen mitg'essen. Du hast an' leeren Magn und da is Dir d' Hitz in Kopf gstiegn. I kann nix dafür, daß i trotz aller Gfahrniß a so lacha muaß, daß d' Cariolpost söchene G'schichten anricht'. Wer soll da nöd lacha?"

Und er verfiel in einen wahren Lachkrampf.

Oswald trieb das Pferd zu möglichst rascher Gangart an. Seine Gedanken eilten dem viel zu langsamen Fuhrwerke voran, er hörte nicht das übermüthige Lachen des Verwandten, er gedachte nur der schönen Augen, des freundlichen Lächelns Evi's, die ihm plötzlich so ganz alle Sinne gefangen hielt. Er sehnte sich nach ihr.

„Hü, hü!“ rief er und schlug auf das ohnedies schon angestrengte Pferd, denn er hoffte, den Postwagen noch einholen zu können.

„Du hetzt mir ja mein Gaul z' todt!“ prosteſtirte jetzt der Lusenbauer. „Gib mir d' Zügel, i trau Dir nimmer. Du thuast, wie narrisch. Ob's a Fiaba is, oder d' Liab, dös wird si'zoagn. Wir wern den richtigen Nama z' Grafenau scho' außakriagn.“

„Den Nama kann i Dir scho' jetzt sag'n,“ versetzte Oswald; „der hoaßt: „Evi.“

„Evi?“ rief der Alte fast erschrocken. „Evi? So hat mei' erst's Unglück ghoaßen.“

„Und Evi hoaßt mei' erst's Glück auf dera Welt!“ rief Oswald begeistert aus.

„Dei' Glück, Osl, hoaßt's wie da will, is aa mei' Glück,“ entgegnete der Vetter mit Nachdruck. „Aber i bitt' di um Gotteswilln, nimm di zam, mach koane Dummheiten! Wir kömma jetzt bald in's Stadl, unser erster Gang is —“

„Zu der Evi?“ fiel Oswald ein.

„Na', der erst' Gang is in d' Kircha, in's Hochamt.“

„Aber glei drauf zu der Evi,“ meinte Oswald.

„Meinthalben!“ bewilligte kopfschüttelnd der Alte.

„Sollt i 's heunt wirkli bered't ham, dö G'schicht mit der Liab?“

Oswald nickte einige Male bejahend mit dem Kopfe. Der Alte aber murmelte etwas für sich hin, das etwa lautete:

„Teufel no' amal!“

Dann verfiel er in tiefes Nachdenken, aus dem er am Thore des Städtchens aufgeschreckt wurde durch den gebietenden Ruf:

„'n Pflasterzoll!“

II.

Die mit zwei Pferden bespannte Cariolpost war schon eine gute Weile eher an ihrem Bestimmungsorte angekommen. Der alte, etwas schwerhörige Postillon, der nur aushilfsweise hin und wieder fuhr, hielt seine schöne Nachbarin für die Frau des Malers Zaches in Grafenau, denn als Evi um drei Uhr früh in Frauenau aufgestiegen war, da hatte man ihm unter Verabreichung eines Trinkgeldes gesagt, die Reisende sei „die Schwester von Maler Zaches seiner Frau.“ Der alte Posthans verstand aber nur die letzten Worte und so war für ihn die Mitreisende die Malersfrau von Grafenau. Durch die wenigen Gespräche, welche die beiden miteinander führten, war der Irrthum nicht aufgeklärt worden. Außerdem aber vernahm man auch von Landleuten, denen der Postwagen vorfuhr, öfters den Gruß:

„Grüß Gott, Frau Zaches.“

Evi war nämlich ihrer verheiratheten Schwester sprechend ähnlich, sowohl in den Gesichtszügen, wie in

der ganzen Gestalt. Und dennoch hätte man, als jetzt Evi in das Haus des Schwagers trat, sofort einen auffallenden Unterschied zwischen beiden Geschwistern bemerken können. Evi hatte wenn auch keine allzu üppige, doch eine frische, gesunde Gesichtsfarbe, während ihre Schwester auffallend bleich aussah.

Die junge, erst seit wenigen Monaten verheirathete Frau hatte sich beim letzten Markte in Schönberg eine Erkältung zugezogen und wäre unfähig gewesen, beim heutigen Markte in der Bude ihres Mannes Dienste zu thun. Deshalb war an die Schwester nach Frauenau geschrieben worden, daß sie zur Aushilfe kommen möge und Evi kam diesem Wunsche gerne nach. In wie weit sie für den ihr zugedachten Dienst im Marktstande befähigt sei, das wollte sie freilich vorerst dahin gestellt sein lassen. Es handelte sich um den Verkauf der von ihrem Schwager, dem Maler Zaches, verfertigten Glasbilder.

Es ist dies ein eigener Industriezweig, welcher in früherer Zeit nicht nur in Grafenau, sondern auch in Murnau, Oberammergau, sowie in Außergefild in Böhmen lebhaft betrieben wurde. Die Erzeugnisse sind Heiligenbilder, in Oelfarbe auf die Rückseite der Gläser gemalt.

Die Herstellung dieser Malerei ist sehr einfach. Die Conturen und höchsten Lichter werden zuerst, dann die Schatten, hernach der Mittelton und ganz zuletzt ein Hintergrund auf die Glasplatte mit undurchsichtigen

Oelfarben aufgetragen und hierauf die Bilder mit schwarzen Rahmen versehen.

Lange Zeit kannte der Bauer keine schönere Stubenzierde, als solch ein Glasbild. Die schauderhaftesten Kontrefeis der beliebten Mirakelbilder, ebenso alle Heiligen des Kalenders, in allen Formaten, roh und sehr bunt gemalt, wurden für den Hausbedarf bäuerlicher Andacht gefertigt. Obwohl diese Glasgemälde durch die neue Erfindung anderer billiger Bilder theilweise verdrängt wurden, konnten doch in Grafenau allein noch jährlich etwa 50,000 Stück solcher Pinseleien abgesetzt werden. Eigene Bilderträger bereisten damit Altbayern, die Oberpfalz, Oberschwaben, Württemberg, Böhmen und andere Absatzplätze. Sogar bis in die Donaufürstenthümer wurden diese Erzeugnisse massenhaft versendet.

Lieferten fast alle diese Glasmaler nur gewöhnliche Schmierereien, so lebte in Grafenau doch ein Mann, der seinen Ehrgeiz darein setzte, seine Glasbilder möglichst zu vervollkommnen und denselben gewissermaßen einen künstlerischen Anstrich zu geben. Es war Zacharias Brenner oder der Maler-Zaches, wie man ihn gewöhnlich nannte, ein im Anfange der Dreißiger stehender, hübscher Mann, dessen ganze äußere Erscheinung, das lange, dunkle Haar, das durchgeistigte Gesicht, dessen Bläße durch einen kleinen, schwarzen Schnurrbart noch mehr gehoben wurde, sofort in ihm den Künstler erkennen ließ, wozu namentlich auch seine Kleidung, ein großer Schlapphut, eine kurze braune Sammtjoppe, der umgelegte Hemdkragen, unter welchem in zwei langen

Enden das schwarze Halstuch herabhing, wesentlich beitrug.

Der Maler Zaches hatte in der benachbarten Glasschleiferei der Gebrüder Schmitzberger, welche das Ausgezeichnetste in ihrem Fache lieferte, Gelegenheit gehabt, Proben einer richtigen und geschmackvollen Zeichnung und eine feine Ausführung kennen zu lernen. Der Sohn von einem der Fabrikherren war sein einstiger Schulkamerad und Freund und im Verkehr mit ihm war er oft in die nahe Glasschleiferei gekommen und übte sein Auge an schönen Mustern.

Gern hätte er sich dieser Kunstindustrie zugewendet, aber sein Vater, der alte Maler Zaches, bestand darauf, daß der Sohn die von ihm und seinen Vorfahren ausgeübte Glasbildermalerei auch ferner beibehalten sollte. Es blieb also dem jungen Zaches nichts übrig, als den alten Schlendrian mitzumachen. Erst nach seines Vaters Tod wagte er es, in die bislang durch Zeichnung und Farbengebaz gleich elenden Machwerke der Grafenauer Glasmalerei einen Anflug von Kunstsinn hinein zu legen, aber leider etwas zu spät. Die zunehmende Billigkeit kolorirter Bilder, Kupferstiche, Lithographien und Steindrucke verdrängte die Glasmalerei mehr und mehr und der Verdienst fing an, ein sehr geringer zu werden.

Der junge Maler empfand das doppelt schwer, da er für seine alte Mutter, einen jüngeren, auf der Universität in München studierenden Bruder und neuestens für sein junges Weib zu sorgen hatte.

Hätte er seiner Neigung folgen können, er würde

am liebsten der Glasbildnerei ganz entsagt und darnach gestrebt haben, ein wirklicher Kunstmaler zu werden, aber die Verhältnisse gestatteten ihm vorerst nicht, sich der beengenden Fesseln zu entledigen. So wollte er wenigstens ein besseres Produkt auf den Markt bringen, er zeichnete Köpfe nach Vorlage und versuchte sich im Porträtiren, wozu er vor Allem das Gesicht seiner jungen Frau zum Vorwurf nahm, um dasselbe für ein Marien- oder Liebfrauenbild zu benützen. Die Arbeit gelang ihm vortrefflich und die anderen Glasbilderklexer sahen mit Neid und Aerger auf den Fortschritt des Malers. Dieser mußte sich nach altem Herkommen heute auch bequemen, in einem der aufgeschlagenen, mit grauem Leinendache gedeckten Marktstände seine Kunstprodukte selbst feil zu bieten. Bei den letzten Märkten in Grafenau und Schönberg hatte er sein junges Weib zur Hilfe neben sich und er merkte es wohl an dem größeren Absatze, wie vortheilhaft es für sein Geschäft sei, wenn eine hübsche Verkäuferin die Waaren feil biete, und da der leidende Zustand seiner Frau dieser nicht erlaubte, auch heute auf dem Markte feil zu halten, so kam er auf den Gedanken, seine hübsche Schwägerin zu diesem Zwecke kommen zu lassen, die sich freilich noch niemals einer ähnlichen Beschäftigung unterzogen hatte, gleichwohl aber gerne hierzu bereit war.

Die junge Frau war sehr erfreut über Evis Ankunft, letztere aber ebenso erschrocken über der Schwester kränkliches Aussehen. Die glückliche Stimmung, in welche sie der Vorgang in der Rosenau versetzt, erhielt

dadurch einen bedeutenden Abbruch. Nachdem sie rasch einen kleinen Imbiß eingenommen, führte sie der Schwager zu dem bereits mit allen Arten von Heiligenbildern eingerichteten Marktstand in der Nähe seines Hauses, um ihr vor dem Beginn des Marktes, der erst nach dem Gottesdienste seinen Anfang nehmen durfte, die nöthigen Verhaltungsmaßregeln zu geben.

Eine große Menge von Ständen war auf dem Marktplatze aufgeschlagen. Die Krämer waren von der ganzen Umgegend herangekommen und bemühten sich, durch möglichst in die Augen fallende Auslagen die Kauflust anzuregen.

Alle Produkte des unteren Waldes waren vertreten, besonders Spiel- und Holzwaaren, Leinenzeug, Garn und Madrastücher, Lebzelterbuden wechselten mit solchen mit Artikeln für den Hausbedarf und die Landwirthschaft. Zur Seite standen neben mehreren Schaubuden auch die damals erst in Schwung gekommenen Caroussels, während eine Seiltänzerfamilie ihre halsbrecherischen Gerüste soeben aufzurichten im Begriffe war.

Die Marktschreier, welche ihre Tische mit Fleckseife, Kitt, Stiefelwichse und a. belegt hatten, gingen schon in einer gewissen Aufregung auf und ab, als könnten sie es nicht erwarten, ihr nimmermüdes Mundwerk in Bewegung zu setzen.

Aber noch war es leer in den Reihen vor den Ständen, da die ganze Bevölkerung dem Gottesdienste in und vor der Kirche anwohnte. Kaum aber war

das Hochamt vorüber, da wogte alles heran und in kurzer Zeit hatte sich der ganze Marktplatz mit einem bunten Gewirr von Menschen gefüllt.

Da ertönten bald überall die Zug- und Mundharmonikas, die so beliebten Röhrlpfeifeln, die Ratschen, Kukuks, Pfeifen und Trompeterln der Spielwaarenhändler. Dort hielt der Wunderseifenhändler einen Vortrag über die Vortheile seines unvergleichlichen Artikels, wobei er sich einen Burschen mit schmutzigem Jankerkragen als Opfer auserwählte, wo anders ward zu einem Roullettspiel eingeladen, woselbst man für zwei Kreuzer Einlage Dinge gewinnen konnte, die keinen Pfennig werth waren, dann wurde wieder das in einer Wasserflasche verwahrte Temperaments-Männchen als Horoskop für die Zukunft angepriesen und alsbald schmetterten die entsetzlichen Töne der Trompeten der Seiltänzer, begleitet von den Schlägen der großen Trommel und dem Gescheppper der Cinellen das ohrenbetäubende Tschinderadera; kurz, der Handelschaft im großen und kleinen war volle Freiheit gegeben und das bewegteste Marktleben im besten Gange.

Der Lusenbauer und Oswald hatten auch die Kirche verlassen. Bevor sie aber auf den Marktplatz gingen, hielt es der Bauer für angemessen, im Einkehrhause erst ein Gabelfrühstück zu nehmen. Bratwürste mit Senf und Salzbretzen war „sein Guster“ und für ihn nicht alle Tage zu haben, und Grafenau hatte es darin zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Demnach mußte sich Oswald wohl oder übel bequemen, seine

Sehnsucht, Evi zu begrüßen, noch ein wenig zu verzögern. Als endlich auch dieser Zwischenfall erledigt, ward der Weg zum Marktplatze angetreten.

Schon beim ersten Lebzelterstande, an dem sie vorüberkamen, hielt Oswald an, um unter der großen Menge von Lebzelternen, mit allerlei Zierrath versehenen Herzen eine Auswahl zu treffen. Er las wohl an die zwanzig Verslein und Sprüche, welche auf kleinen, gedruckten Zettelchen auf diese Herzen geklebt sind, bis ihm eins paßte, welches lautet:

„Zwei Herzen treu und rein
Trennt nur der Tod allein.“

Der Lusenbauer betrachtete während dieser schwierigen Auswahl schmunzelnd den jungen Vetter. Dieser war aber mit diesem Einen Geschenke noch nicht zufrieden, am nächsten Stande feilte ihm ein Silberarbeiter silberne Ringe und Anhängemünzen an, sofort war Oswald bereit, sich ein silbernes Reiflein, auf welchem das Sinnbild von Glaube, Liebe und Hoffnung als kleines Anhängsel angebracht war, zu kaufen. Der Lusenbauer lachte laut hinaus und meinte beim nächsten Stande, wo ein böhmischer Schuhfabrikant feil bot: „Osl' wie waar's, wennst aa glei no' a Paar Pantoffeln kaufest, daß alle guate Ding drei wärn.“ Aber Oswald hörte kaum auf des Vetters Witz. Dieser war allmälig sehr begierig, das Wunderkind kennen zu lernen, das den bis jetzt so gleichmüthigen Burschen so völlig verwandelte. Doch war er etwas verwundert, als ihn Oswald jetzt fragte, ob er den Stand des Malers Zaches wisse.

Zu diesem Stande wollte er ja ohnedem den jungen Burschen führen, um ihm die Tochter seiner einstigen Geliebten, deren lebendiges Ebenbild, zu zeigen. Er konnte sich in dem Gedränge nicht lange Aufschluß geben lassen, warum sich Oswald gerade für den Stand des Malers interessire, schließlich meinte er sogar, er hätte seinem Vetter selbst mitgetheilt, daß die Tochter jener Evi an den Maler verheirathet sei.

Oswald drängte ungeduldig vorwärts.

Da faßte ihn der alte Lusenbauer am Arm.

„Was willst denn beim Malerzaches?“ fragte er ihn. „Willst etli Taferln kaufa für d'Muatta dahoam? Da is der Stand.“

Oswald hatte sofort die Ersehnte erblickt.

„Vetter, die is 's!“ sagte er mit vor Freude zitternder Stimme.

„Wer is 's?“ fragte der Bauer.

„Wer sonst, als dös Deandl, dös mir's heunt antho' hat drin in der Rosenau. No' gfallts Dir ebba nöd? Könntst Dir a schöners Basl wünschen, als d'Evi? Gehn ma hin, daß ihr dös zuckerne Herz —“

„Halt an!“ sagte der Lusenbauer, den jungen Mann am Arm packend; „dös dort is dei' Evi?“

„Ja — und entweder krieg i's oder i stirb; ebbas anders giebts nöd!“ entschied Oswald.

„Ja woaßt denn, wer die is? Hat's dir's denn nöd g'sagt, wer's is?“

„Ja no', es is halt d'Evi!“ erwiderte Oswald ungeduldig. „Was brauchts denn sunst?“

„Osl, hast die G'schicht vergessen, die i Dir von meiner Evi heunt erzählt hon? Siehgst, dös is die Tochter davon, grad a so hat's ausgschaut —"

„Um so besser, Vetter! draus kannst sehgn, daß's scho' a so sei' will, daß d'no'mal mit ihr in d'Freundschaft (Verwandtschaft) kimmst. I muaß hin zu ihr — jetzt schaut's her."

In der That wandte das Mädchen den Kopf nach der Stelle, wo Oswald stand. Evis Auge blieb sofort auf ihm haften und ein glücklicher Zug belebte ihr bis jetzt etwas verdüstertes Antlitz. Freundlich grüßend, nickte sie ihm zu. Oswald machte sich mit einem Ruck von seinem Vetter, der ihn am Arme gepackt hatte, frei und eilte zum Stande. Evi stand an dem linken Ende desselben, während der Maler an der rechten Seite beschäftigt war.

„Grüaß Gott!" sagte der Bursche mit strahlenden Augen; „jetzt kömmet halt i aa zum einkaufa."

„Wähl Dir nur ebbs aus," lud Evi lachend ein; „was im Stand herin is, kannst haben."

„Ja, ja," nickte Oswald ebenfalls lachend, „um's Geld. I möcht aber aa was geschenkt kriegn. Da nimm vordersamst von mir dös versprochene Herz mit dem schön' Vers."

„I dank Dir schö'," versetzte Evi freundlich und griff mit beiden Händen nach dem zuckernen Herz. Sie las den Vers und blickte dann Oswald mit einem gewissen Grade von Feierlichkeit an.

Jetzt zog Oswald auch das Ringl hervor und dasselbe Evi überreichend, sagte er:

„Magst dös Ringl tragen zum Angedenken an mi? Es is nix werth, aber so oft du's anschaugst, sollst dran denken, daß Ebba in sein Sinn bei Dir ist und — dös bin i.“

„Därf i Dir's glauben, Oswald?“ fragte das Mädchen erröthend.

In diesem Augenblicke rief ihr der Maler zu:

„Evi, lang mir etliche Muatta Gottesen auffa.“

„Glei!“ gab sie zur Antwort, steckte rasch Oswalds Ring an die rechte Hand und nahm von der Stellage die verlangten Bilder.

„Meina Seel!“ rief Oswald, eines der Bilder betrachtend, und nachdem Evi zu ihm zurückgekehrt war, sagte er zu ihr: „Dös Bild siehgt ja ganz Dir gleich? Is's denn mögli?“

„Ma' sagt's, daß's aa mir gleicht,“ erwiderte Evi.

„Dös bhalt i nacha glei. Was kost's?“ fragte Oswald. „Dös is mir der liabst' Kirta heunt. Aba aa ohne dös Bild, därffst es glauben, Evi, i konn di niermals mehr vergessen!“

„Mei', dös sagst halt nur so,“ sagte Evi, den Burschen zärtlich anschauend.

„Na', na', vor der ganzen Welt sag' i's und —“

„Staad! Der Maler därf nix hör'n,“ flüsterte Evi, als dieser jetzt in die Nähe kam. „Also die Tafel soll i einmachen?“ fragte sie dann laut.

„Natürli,“ erwiderte Oswald. „Was is der Preis?“

Der Maler antwortete für Evi und Oswald gab ihm das verlangte Geld.

„B'hüt Di Gott," sagte Evi, als sich der Maler wieder entfernt hatte. „Kimm Nachmittags wieder an 'n Stand, wennst mir a Freud machen willst."

Oswald drückte ihr die Hand und taumelte trunken vor Glück und Freude, das Bild unter dem Arm, vom Stande weg.

Sein Vetter hatte ihn und Evi keinen Augenblick aus den Augen gelassen. Er glaubte in dem Mädchen sofort die Frau des Malers zu erkennen; gerade so hatte er sie vor vierzehn Tagen auf dem Schönberger Markte gesehen. Sie hatte damals das gleiche blau und weiß geblümte, seidene Brusttuch im Mieder stecken, dieselbe silberne Halskette lag um ihren Hals und was vor allem zutraf, sie hatte dieselben schönen dunklen Augen und Haare, kurz, dasselbe Gesicht der heutigen Verkäuferin. Für ihn war es gewiß, Oswald hatte sich in das Weib des Malers verliebt, was dem Alten im ersten Augenblick ein leises Zittern verursachte. Die Unterhaltung der Beiden schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, er hätte am liebsten den verblendeten Neffen beim Kragen genommen und von rückwärts weggezogen, aber er fürchtete, Aufsehen zu machen und so wartete er in sichtlicher Aufregung, bis Oswald mit leuchtenden Augen und gerötheten Wangen endlich selbst den Stand verließ.

„Osl," fragte er dann, „Du hast dennast dera dort im Malerstand koane Dummheiten gesagt?"

„Daß i's gern hon, dös hon ihr gesagt," erwiderte Osl. „Dös wird wohl koa' Dummheit sei'?"

„Und was für oane!" entgegnete der Lusenbauer. „Woaßt denn wirkli nöd, wer's is?"

„D' Evi is 's halt."

„Laß mi aus mit Deiner Evi! Bist denn narrisch? D' Evi is ja 'n Malerzaches sei' Frau."

„Dös is a Lug!" rief Oswald erblassend, und sein entsetzter Blick begegnete dem freundlich lächelnden Evis.

„Armer Dalk!" erwiderte der Lusenbauer. „Wie i Dir sag, a so is 's und jetzt laß Di auslacha."

„Vetter, Du willst mi grad tratzen!" sagte Oswald, den Alten vorwurfsvoll anblickend. „Bedenk, was i Dir gsagt hon heunt fruah —"

„Bedenk, was i Dir jetzt sag," fiel der Lusenbauer ein.

„Da muaß i 's selber fragn!" unterbrach ihn Oswald und wollte zum Stande hineilen. Aber der Vetter hielt ihn zurück.

„Mach a Dummheit, daß 's oi auf d' Fastnacht ausspieln!" rief er. „Auf Ehr und Seligkeit, es is, wie r i sag."

Des Burschen Gesicht war aschfahl geworden, seine Augen waren feucht.

„Tröst Di! Dir geht's, wie's mir ganga hat mit meiner Evi — Du tappst hinten nachi! Gehn ma, daß D' nöd no' mehra Dummheiten machst; es is dö oane scho' gnua."

Oswald warf dem Mädchen einen langen, vorwurfsvollen Blick zu, während ihn sein Begleiter hastig von dannen zog.

Evi hatte das wohl bemerkt. Sein vorwurfsvoller Blick traf sie in's Herz. Was sprach der alte Mann über sie? Warum war Oswald so plötzlich erbleicht? Noch einmal hatte er sich umgewandt, dann war er im dichten Gedränge der Menschen verschwunden.

Es war ihr zu Muthe, als ob sich plötzlich die Sonne verfinstere, als ob eine Centnerlast sich auf ihr Herz lege. Sie mußte all' ihre Kraft aufwenden, um bei dem ihr ohnedies fremdartigen Geschäfte auszuhalten. Vergebens hoffte sie den ganzen Tag über, Oswald nochmals zu sehen; sie konnte sich nicht erklären, was ihn so rasch wieder von ihr getrieben, und nun fühlte sie, daß sie ihn liebte und nie wieder vergessen könnte. Vergebens quälte sie sich mit der Frage, was diese plötzliche Veränderung in seinem Benehmen verursacht haben könnte, und eine tiefe Traurigkeit überkam sie.

Oswald aber war nach dem Weggange mit dem Vetter noch nicht ganz überzeugt. Er drängte denselben zur Post hin. Der alte Posthansl konnte Aufschluß geben, ihn suchte er auf.

Hansl saß ausruhend auf einer alten Kiste im Stalle.

„Hansl, hast dö kennt, dö heunt mit Dir hergfahren is? Wer is 's denn gwen?" fragte Oswald den alten Postillon, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend.

„Dö heunt mit mir hergfahrn is? Dös war 'n Malerzaches sei' Wei," entgegnete der alte Postknecht mit innerer Ueberzeugung. „In Frauenau is 's aufgsessen, wo's die ihrigen Eltern hat."

„Ja, ja," bestätigte der Lusenbauer, „es stimmt scho'."

„Hast es aber g'wiß kennt?" fragte Oswald noch einmal.

„Werd i's wohl kennt ham, wenn's mir drei Sechser Trinkgeld gibt," entgegnete Hansl fast beleidigt. „A schön's Weibets! Und gsunga hat's zu meim Hörnl, wie r a Lercherl. 'n Gsang hör i, Gott sei Dank, no' guat; sunst bin i a bisl dorret. Ja, ja, es hat scho' sei' Richtigkeit. Der Malerzaches kann lachen. Unser oans muaß si' da 's Maul a'wischen."

„Unser oans aa!" versetzte der Lusenbauer mit Humor, den Vetter von dannen ziehend.

„Vetter," sagte Oswald, „i bin ganz damisch. Der Schlag is mir z'gaach kömma. Daß so viel Falschheit bei so an' liaben G'sicht kann mögli sein, dessel begreif i nöd. Is's denn d'Möglichkeit, so freundli thoa' und verheirat' sei'!"

„Jetzt hör auf mit Dein verwundern! Warum soll denn a verheirats Wei nöd freundli sei' mit an' junga, saubern Burschen, der mei' Vetter is? Aber derathalben braucht ma' si' nöd glei in a jede z'verschamerirn, die mit oan freundli thuat; da werest nöd firti und werest hundert Jahr alt. Laß's jetzt ausgehn, die dumme G'schicht; im Grund gnomma is 's ja dennast zum

lacha. Geh mit auf'n Markt. I hon manches einz'kaufa und brauch Di dazua."

„Na', Vetter, dös verlang nöd von mir! Koa' Stund bleib i mehr in Grafenau. Die G'schicht mag ja zum lacha sei', aber mir thuat's weh; i moan, der Kopf zerspringt ma, i muaß furt von die Leut, i muaß die Sach alloa' mit mir verwinden."

„Osl, werd' mir um Gottswilln koa' Lump!" bat der Lusenbauer geängstigt.

„Na', dazua hon i koa' Anlag — und schier wollt' i, i hätt' oane dazua. Mir is just z'Muath, als wenn die ganz' Welt nix anders wär, als a Lumperei. Laß mi furt, Vetter; für mi is's besser."

„Wo willst denn hin?"

„Hoamzu auf d'Waldhäuser. I bitt Di, laß mi gehn!"

„Aber Osl! Denk do', es gibt ja viel Deandeln im Wald; muaß's denn grad 'n Maler sei' Frau sei'?"

„Bei Dir hätt's aa grad d'Evi sei' müassen und drum bist ledig bliebn. Bei mir is dös gleiche der Fall. Und jetzt b'hüat Di Gott; sei mir nöd bös; i kann nöd anders."

„So geh zua in Gottsnam!" versetzte der Lusenbauer. „I muaß halt schaugn, wie mi der Gaul alloa hoambringt, denn an an' Kirtatag zählt ma' d'Maßeln nöd. I woaß, was i thua, i bleib bei mein Spezl in der Rosenau, da bin i guat auf'hoben und 's Bier is aa guat. Ja, ja, da bleib i. — „Morgn sehg i di scho' im Wald — morgn lach ma drüber!"

„Dessel glaub i nöd,“ sagte Osl, dem Vetter die Hand zum Abschied reichend. „B'hüat di Gott!“ Dann eilte er zum Städtchen hinaus, den Bergen und den Waldhäusern zu. —

III.

Der junge Mann kehrte mit Umgehung von Rosenau über St. Oswald nach den Waldhäusern zurück. Er vermied so viel als möglich den gewöhnlichen Weg, auf welchem heute viele Landleute zum Grafenauer „Kirta" herankamen, um von Niemanden seiner alleinigen Heimkehr wegen zur Rede gestellt werden zu können. Die Mittagssonne brannte stark hernieder und Oswald hielt es für angemessen, bei dem aufgehobenen Stifte St. Oswald Rast zu machen, sich etwas zu sammeln und an dem St. Oswald-Brünnlein zu stärken.

Das auf einem 800 Meter hohen, gewölbten Plateau am Fuße des Rachels und Lusens liegende schon 1396 gegründete Stift, nunmehr zu einem Brau- und Wirthshause umgewandelt, ist von aller Welt abgeschieden, deren wirres Treiben man von dem höheren Standpunkte aus nur von der Ferne gewahrt. Eine große Merkwürdigkeit ist das unter dem Hauptaltare der prächtigen Kirche hervorquellende Wasser, dem der

fromme Glaube mancherlei Kraft beigelegt und zu welchem zahlreiche Kirchfahrten aus Böhmen, Oesterreich und Bayern am St. Oswald'brünnl sich einfanden.

Oswald wusch sich Stirn und Augen mit dem heilbringenden Wasser, wodurch er sein aufgeregtes Hirn zu beruhigen hoffte und löschte sich dann seinen Durst in vollen Zügen. Dabei verabsäumte er nicht, ein kurzes Gebetlein zu seinem heiligen Namenspatron zu richten, um denselben zu bitten, daß er ihm beistehen möge in dem wilden Sturm und Drang, der plötzlich sein Herz erfaßt, denn es war ihm, als ob mit jedem Schritte, den er sich von Grafenau entfernte, sein Herz mächtiger wieder dahin zurückgezogen würde. Er sah ohne Unterlaß vor sich die holden Züge Evis, sah ihr freundliches letztes Grüßen, ihre treuen, frommen Augen, und wollte er sich auch zwingen, über sie zu zürnen, daß sie nur ein Spiel mit ihm getrieben, so währte dieser Zorn doch nur wenige Augenblicke, denn er wurde wieder hinweggescheucht durch die süße Erinnerung des ersten Begegnens, von dem er sich Wort für Wort immer wieder vergegenwärtigte, und vollauf durch das Blumensträußchen, das sie ihm selbst auf den Hut gesteckt.

Dieses Sträußchens gedachte er auch jetzt, als er sich seinem hl. Namenspatron anvertraute, und einem plötzlichen Gedanken folgend, nahm er den Schmuck vom Hute, tauchte ihn in das Brünnlein und steckte ihn dann an das Bildniß des Heiligen mit den Worten:

„Heiliga Oswaldi, hilf ma außi aus dera Bedrängniß und laß mi d'Evi vergessen für Zeit und Ewigkeit,

auf daß i mi nöd versündig an's neunte Gebot. I will mi zamnehma, so viel i 's vermag, aber wennst mir Du nöd beistehst, so bin i verlorn!"

Hierauf verließ er die Kirche. Oberhalb des Klosters, zunächst des Friedhofes, warf er sich unter einer breitästigen Buche in's Gras, um etwas Rast zu halten. Von hier aus schaut man weit hinaus über die ganze Bergkette des oberen und unteren Waldes, den Vorwald und bei heiterer Luft hin bis zu den Alpen, aber was kümmerte ihn heute die ganze übrige Welt? Sein Blick war nur auf die von hier aus wohl sichtbare Ortschaft Grafenau gerichtet.

„So weit und schö' is d'Welt," sagte er für sich; „und dennast gebet ma' die ganz' Welt um a Paar Augen, wenn's eam g'höreten!"

Nun aber ermannte er sich.

„Furt, furt! In 'n Hochwald eini, daß i nix mehr sehg von der ganzen Welt," rief er und ohne sich nochmals umzublicken, eilte er den Steig aufwärts, welcher, durch üppige Waldungen führend, linkerseits nach dem Großen Rachel, rechts nach dem Lusen abzweigt.

Der Rachel ist mit seinem mächtigen Nachbar, dem Lusen, durch den in der Mitte liegenden Plattenhausen verbunden. Beide bilden eigentlich nur einen einzigen Gebirgszug, über welchen die Grenze zwischen Bayern und Böhmen hinzieht.

Hier war das Revier, in welchem sich vor Zeiten mit Vorliebe die Bären aufgehalten, aus welchem Grunde sich die bayerischen Herzoge im nahen Dorfe Reichenberg

ein großes Jagdhaus erbaut hatten, welches manchen fröhlichen Auszug zur Bärenjagd am Plattenhausen und Lusen erlebte.*)

Der Pfad, welchen Oswald aufwärts stieg, war ein Nebenabzweig des berühmten „goldenen Steiges," eines nur für Saumrosse hergestellten, schmalen Weges, welcher zunächst die Städte Passau und Prachatitz verknüpfte und von welchem später Abzweige nach Winterberg, Bergreichenstein, Krummau, Klattau und Schüttenhofen abgingen, welch letzterer von Grafenau über St. Oswald und das Lusengebirg führte.

Der goldene Steig war schon in grauer Vorzeit eine einträgliche Handelsstraße, deren aber erst im Jahre 1086 zuerst Erwähnung geschieht. Die Privilegien, welche jenen Handelsweg für die an ihm gelegenen Orte in der That zu einem „goldenen" Steige machten und die Benennung veranlaßten, sind ihnen theils von den Grundherrn, theils von den Königen von Böhmen und den deutschen Kaisern verliehen worden. So durfte bei hoher Strafe auf keinem andern Wege das bayerische Salz, welches bis gegen Mitte des 17. Jahrhunderts in Böhmen einging und allein zur Verwendung kam, nur auf diesem Wege eingeführt werden. Auch durften die Säumer nicht von diesem Wege abzweigen oder an

*) Dieses 1595 erbaute Jagdschloß wurde im Jahre 1648 von einer Bande österreichischer und bayerischer Marodeurs, welche aus dem Lager bei Vilshofen den untern Wald mit Brand und Plünderung heimsuchten, gänzlich zerstört. Adalbert Müller.

bestimmten Rastorten, wie Wallern, Grafenau ꝛc. vorüberziehen, ohne daselbst einzukehren.

Welch bedeutender Verkehr auf dem goldenen Steige geherrscht haben muß, dafür mögen nur die verbürgten Thatsachen als Beweis angeführt sein, daß noch im Jahre 1572, wo bereits Abzweigungen des goldenen Steiges nach anderen Städten bestanden, in Prachatitz im Durchschnitt wöchentlich 1300 beladene Saumrosse aus Bayern eingetroffen sind.

Mit der Errichtung einer „kaiserlichen“ Salzniederlage in Prachatitz 1659 unter Ferdinand III. sank der Verkehr auf dem goldenen Steige und ward demselben der Todesstoß versetzt, als die Einfuhr bayerischen Salzes mit Zoll belegt und später geradezu verboten wurde, gleichwie die Rückfracht des Prachatitzer Exporthandels nach Bozen. Nach 1692 hörte der Verkehr auf demselben bereits ganz auf und der goldene Steig sammt seinen Abzweigungen vergraste und verwuchs innerhalb der ungeheuren Urwaldmassen, die er durchschnitt und heutzutage kennt man nur mehr die Ortschaften, die er berührte und ihm zum Theil ihre Entstehung verdanken, während von ihm selbst nur mehr geringe Spuren hin und wieder im Dickicht des Waldes, namentlich wo der Weg mit Prügel belegt war, vorhanden sind.*)

*) Der Hauptweg des goldenen Steiges überschritt die böhmische Grenze in der Nähe von Böhmisch-Röhren. Von hier aus zweigte sich ein Seitenweg nach Winterberg, während die übrigen Seitenwege in Bayern abzweigten. Der nach Bergreichenstein gehende überschritt die Landesgrenze zwischen Finsterau

Nach einer einstündigen, fast durch keinen Laut unterbrochenen Wanderung vernahm er das dumpfe Brausen der über ein steiniges Beet und zwischen waldwilden Berghängen herabstürzenden kleinen Ohe, über welche eine Brücke führt, an der ein Standbild des hl. Nepomuk angebracht ist. Jenseits der Brücke befindet sich unter einer riesigen Fichte eine Bank, auf welcher die nach den Waldhäusern wandernden Leute in der Regel kurze Rast machen, um sich für den weiteren Aufstieg zu stärken. Ringsherum ist der herrlichste Hochwaldsbestand.

Oswald fühlte das Bedürfniß, an diesem Platze ebenfalls etwas auszuruhen. Aber fast erschrocken prallte er zurück, als er auf der Bank einen ihm wohlbekannten Mann schlafend antraf. Dieser war der abgehauste Schönauer Girgl, dem Oswalds Vetter seine jetzige Wohlhabenheit zu danken hatte. Sein trauriges

---

und Buchwald, der nach Schüttenhofen führte zwischen dem Lusen und Rachel. Noch bestehen hie und da, wie bei Buchwald und Pürstling, Strecken jenes Seitenweges des goldenen Steiges; von dem Hauptwege trifft man nur fernab von den gebahnten Wegen der Jetztzeit in tiefem Walde und morastigen Stellen hin und wieder halbvermoderte Balken, die letzten Reste der künstlichen Brücken, mittelst denen der goldene Steig die grundlosen Moore des Urwaldes überschritt. (Aus Dr. Moritz Willkomm's Böhmerwald, welcher über den goldenen Steig ausführliches enthält) Ein weiterer „goldener Steig" ist der sogenannte Günthersteig, der von Rinchnach in Bayern nach Gutwasser oder St. Günther in Böhmen führte. Er ward vom Thüringer Fürsten Günther, dem Stifter Rinchnachs, der hier 1054 als Einsiedler starb, durch den Nordwald nach Böhmen gebahnt.

Loos nöthigte ihn, als „Quartierer“ wochenweise von Hof zu Hof zu wandern, um Kost und Unterschlupf zu haben, er, der einst so reiche Holzbauer, der viele von schönsten Hochwaldbeständen sein eigen nannte, hatte jetzt kein eigenes Plätzchen, wo er sein müdes und gequältes Haupt zur Ruhe legen konnte. Heimatlos mußte er im „Umgang“ von Quartier zu Quartier wandern und das Brod des Almosens essen.

Er mochte an die sechzig Jahre zählen, doch bedeckte sein Haupt noch eine Fülle grauer Haare. Kummer und Sorge hatten seine Stirn gefurcht und ein bitterer Zug lag selbst im Schlafen auf dem etwas blassen Gesichte des Mannes, welches von einem grau-weißen Vollbart umrahmt war. Er trug eine altmodische Jacke, eine rothe Weste mit Metallknöpfen, eine abgewetzte, lange Lederhose und sehr verwahrloste Schnürschuhe. Um die Schulter hing ihm ein abgenutzter Lederranzen und ein alter vergilbter, nach oben sich verengender Filzhut mit nur schmaler Krempe lag auf dem Boden.

Oswald betrachtete ihn kurze Zeit, dann legte er einen Zwanziger so auf den am Boden liegenden Hut, daß ihn Girgl beim Erwachen erblicken mußte und wollte dann seinen Weg wieder fortsetzen. In diesem Augenblick aber schien der Schlafende von schweren Träumen gequält zu werden, er stieß einige unklare Worte heraus, die Brust hob sich, der Athem ward schwer und schwerer, dann rief er ganz deutlich mit

ängstlicher Stimme: „Nandl! Nandl! Bleib da — bleib da!“

Oswald glaubte ein gutes Werk zu thun, wenn er den armen Menschen aus seinem qualvollen Traume erweckte und er rief deshalb:

„Schönauer Girgl, wach auf!“

Der Gerufene schlug sofort die Augen auf.

„Was is 's? Wer is 's?“ rief er. „Wo bin i? — Ja so — beim heilin Mukl, und Du, der Waldhäusler Osl, bist aa da? Der Vetter vom Lusenbauer! O mei', o mei'! Muaß i denn im Schlaf mei' Unglück 's tausendste Mal durchimacha und wenn i d'Augen aufthua, steht wieder 's Unglück lebendi vor mir. Möcht i glei die ganz' Welt verfluacha und mi dazua!“

Bei diesen Worten schwang er seine Füße von der Bank, so daß er nunmehr auf derselben saß.

„Warum hast Du mi aufgweckt?“ ließ er jetzt vorwurfsvoll den Burschen an. „Bist mir Du und dei' Vetter no' neidi um mein' Schlaf da heraußen im Wald? Hon i denn 'n Veiten mein' Schlaf aa verkauft? Nöd grad mein schön' Hochwald da heroben? Is er nöd z'frieden, daß eam 's Bett hergricht hon zum Einilegen, daß er Regent is in mein Lusenhof? Warum laßt' mi nöd in Fried?“

„Was grantelst so ummasust?“ versetzte Oswald. „Verkauft hast Dei' Sach an mein' Vettern und er hat Dir geb'n dafür, was D' verlangt hast. Is 's, daß mit der Zeit 's Holz an' bessern Werth kriegt hot, so is dös zwida für Di,

aber 'n Vetter kannst drum nöd granti sei'. Grad so leicht hätt's umkehrt der Fall sei', 's Holz hätt' no' wohlfla (billiger) wern könna. Und Dein' Lusenhof hat da Vetter von Dein Nachmann kauft um sei' Geld. — Du wirst nöd un'grecht sei', Girgl. Der Lusenbauer is nöd schuld gwen an Dein' Unglück, dös ist scho' an' anderer Nama gwen und i moan, Du hast'n vorhin im Traam so deutli außigschrien, daß i 'n wohl verstanden hon."

„Hon i dös? Ja — ja — ja, deutli hon i 's gsehgn, wie's furt is mit der Cariolpost — furt mit mein' Kind und mein' Geld — und mit mein Glück."

„Mit der Cariolpost?" fragte Oswald, neugierig angeregt. „Dös muast mir erzähln, Girgl; ruck a wengl, laß mi hersitzen zu Dir. Da schau, auf 'n Hut liegt a Zwanzga; steck 'n ein' und —"

„O mei' o mei'!" jammerte der Alte, „wennst nur a Schnüpfel Brisil hätt'st, dös waar mir halt iatzt scho' 's allerliabst — schau her, mei' Glasl is laar, koa' Fäserl is mehr drin und i moan grad, 's Denka vogeht ma, wenn i nöd schnupfa kann."

Oswald bedauerte, ihm nicht mit dem Gewünschten aufwarten zu können und bat ihn nochmals, zu erzählen, wie er sein Unglück mit der Cariolpost in Zusammenhang bringen könne.

„O mei', o mei'!" seufzte der Alte, „dessel is kurz erzählt. I hon nur z'viel g'habt, z'viel Holz und z'viel Geld, i hon nix mehr geschatzt und g'acht', alles hon i'n Wei überlassen, meina Nandl. Weit jünger als i

is 's gwen und bildsauber, i hons für's Leben gern ghabt, sie und unser kloans, netts Deanal, Nannerl hat's aa ghoaßen, vier Jahr is 's alt gewen, 's war mei' ganz's Leben. Aber da hon i an' junga Holzbizler (Holzschnitzer) kriagt vom Böhmischen umma, Hiasl hat er ghoaßen, und von dera Zeit an is 's aus gwen mit'n Frieden. I hon 'n davonjagt mit Schand und Spott, aber mei' was hat's gnutzt? Da hat mir d' Nandl amol weiß gmacht, i könnt mei' baares Geld auf guate Zinsen anlegen als Ewiggeld in der Passauerstadt. Mei', i hon wieder alles guate denkt von ihr und hon ihr's Geld gebn, lauter schöne Krona- und Frauenbildthaler, an' ganzen Haufen, i hons gar nöd zählt. 's kloa Deanal hat's mitgnomma und z' Oswald drin is 's auf d' Cariolpost aufgstiegn, mit der 's auf Passau gfahrn is. So schö' hat's Abschied gnomma von mir, so liabli hat's tho' und i hon ihr Glück gwünscht auf d'Roas' und zu an' guaten Hoamkömma. Ja, ja, a Glück kann's scho' ghabt ham mit mein Geld und 'n Hiasl — aber hoamkömma is 's nimmer bis zum heuntin Tag! Sie nöd und aa nöd 's Kind. Mei' arm's Deanal, was wird sei' Schicksal gwen sei'? Grad oamol wenn i 's no' sehget, eh i stirb!"

Der Alte machte eine Pause. Oswald getraute sich anfangs den Gedankengang des Alten nicht zu unterbrechen, endlich aber sagte er doch:

„Und gar nix mehr hast g'hört davon?"

„Nix. Nur so viel, daß 's der Hias in Passau dawart hat und daß 's alle mit anand auf der Donau

weiter san Wean zua. Weita war nix zum dafragn, so viel eam's böhmisch und 's boarisch Gricht aa Müah gebn hat. I, i bin ganz ausananda worn, hon's spieln und 's trinka angfanga, hon oa' Grundstück nach'n andern verkauft und verspielt und verlumpt — so bin i auf'n Abbruch kömma. Dös treuvergessene Weib is an mein ganzen Unglück schuld! Tausendmal hon ihr scho' gfluacht und tausendmal fluach ihr no', ihr und dem Burschen, der's zur Untreu verleit' hat. Alle solln's verflucht sei', die 'n ehlichen Hausfrieden z' Grund richten, die an' Aug aufhebn zu oana, die von Gotts und Rechtswegen schon an' andern g'hört und 's Elend bringa in Haus und Hof."

Oswald, der theilnahmsvoll dem Alten zugehört, erhob sich bei den letzten Worten plötzlich, eine tiefe Röthe bedeckte sein Gesicht. Es war ihm, als träfe des Alten Fluch auch ihn. Zwar unbewußt hatte er sein leibliches Auge zu der vermeintlichen Frau des Malers erhoben, aber bewußt verweilte sein geistiges Auge noch auf ihr trotz allen Zwanges, den er sich auferlegte, nicht mehr an sie zu denken — trotz der Bitte an seinen heiligen Namenspatron.

„Was stehst so gaach auf?" fragte jetzt der Alte, den Burschen aufmerksam betrachtend. „Du wirst Di dennast nöd troffa fühln?"

„I? I wüßt nöd, wie so," erwiderte Oswald verlegen.

„Aber i woaß 's, wie so!" versetzte der Alte lauernden Blickes.

„Was woast? Sag's!“

„Ja mei' dös kann leicht sei'! Wiest heunt mit Dein Vettern auf Grafenau bist, habts in der Rosenau zuakehrt.“

„So is 's. I hon Di nöd gsehgn.“

„Aber i Di, wiest mit an' Deandl so schö' tho' hast. I hon 'n Posthansl gfragt, wie r er sein Schnapps trunka hat, wer dös schö' Deandl is, mit der 's d' es Du so guat kannst, no', da hat er mir gsagt, sagt er, dös is 'n Malerzaches sei' Wei und koa Deandl. Was bist jetzt so brinnroth im G'sicht? Da muaß i lacha!“

Und er lachte der Art, daß er in einen Husten verfiel.

Oswald fand inzwischen Zeit sich zu sammeln.

„Ja seit wann därf ma' denn nimmer freundli sein mit an' Weib?“ fragte er. „Warum sollt' i dernthalbn roth wern?“

„I woaß nöd, warum,“ entgegnete der Alte, „aber Du bist es worn — rechtschaffa.“

„Dei' G'schmaatz hat koa' Hoamat,“ erwiderte Oswald; „i tracht hoamzua.“

„Laß mi mit!“ sagte der Alte; „i kimm in's Wirthshaus auffi in's Quartier.“

„Du gehst mir z' langsam,“ erwiderte der Bursche. „Laß Dir Zeit, und brauchst an' guaten Schmalzler, so kimm zu mein Vatern auffi, da kriagst, was D' brauchst. Schmaatz aber nimmer so dumm's Zeug, dös könnt mi vodrießn — der Waldhäusler Oswald geht neamd in's Gai, dös mirk Dir!“

In diesem Augenblicke hörte man im unteren Holze eine Rehgais platten.

„Staad, staad!“ lispelte der Alte.

Beide lauschten.

Da hörte man von oben herab ein Gepolter und Getrappe und kaum sechs Schritte von ihnen sprang in kühnen Sätzen ein prächtiger Rehbock vorüber thalwärts, dem Rufe des Weibchens folgend.

„Siehgst es?“ sagte jetzt der Alte, „i will's scho' glauben, es is halt oft der Muaß!“

„I aber muaß nöd!“ entgegnete mit Nachdruck der Bursche und ärgerlich über des Alten anmaßende Rede. „Bhüat Gott! Brauchst was, so woaßt mi z' finden.“

Mit diesen Worten wollte er von dannen. Aber der Alte hielt ihn nochmals zurück.

„Halt, Büabl, halt!“ sagte er. „I muaß Dir scho' no' was sagn, weilst heunt gar so schö' anzogn bist, als waarst no'mal der Prinz vom Lusenbauer. Gib Obacht auf Dei' Gwanta; der Lusenbauer kimmt nimmer in stand, Dir a nuis z' kaufa, der machts mir nachi. Wie lang wird's hergehn, schwimmt er aa awi, grad wie r i. Wer soll da nöd lacha!“

Und er lachte wieder höhnisch und heiser auf.

„Girgl,“ entgegnete Oswald, „die Freud macht Dir der Vetter nöd, wennst hundert Jahr alt wirst.“

„Brauch keine fünfe mehr alt z' wern, mei' ja, koane drui! Aber mi gfreut's. I woaß's gwiß.“

„Was woaßt gwiß? Jetzt red, oder i sag Dir's in's G'sicht eini, daß D' a elendiger Verleumder bist,

a Mensch, der andere, di ordentli hausen, eana Sach nöd vergunnt, mit oan' Wort, an' Ehrabschneider."

„Bin's nöd, na', bin's nöd, Büabl! Mit meine Ohrn hon i's heunt ghört, hintern Ofen bin i gsessen, wie Dei' Vetter zum Wirth in der Rosenau eini' is, und da hon i's g'hört."

„Was hast g'hört?"

„No' ja, daß er auf Jakobi mit der Glashütten an' nuia Vertrag auf zehn Jahr abschließt, um so an' Daunderling, daß er bei jeder Klafter sei' Geld einbrocka muaß und sei' ganz's Holz zum Tuifi geht. Nöd oa' Stamerl bleibt eam mehr und nöd oa' Kreuzer, 'n Vorschuß, den er kriegt, muaß er 'n Wirth geb'n, den er scho' an' ganzen Haufa schuldi is, kurzum, awi geht's, aus is 's bal mit aller Herrlichkeit und bal kinnts 'n wieder oben ham bei enk als Hirwamo' (Herbergmann), wenn's 'n nöd ummageh'n laßts, als Umfuhrmo' oder, wie's nobliger hoaßt, als a Quartierer, wie r i oana bin mit Respekt z' sag'n."

Oswald erschrak jetzt in der That. Von einem neuen Kontrakt hatte er den Vetter schon öfters sprechen hören, aber daß er denselben so zu seinem Nachtheil abschließen könnte, daran hatte er nicht gedacht. Dennoch sagte er:

„Da sei unbekümmert, Girgl, der Vetter schließt koan söchan Vertrag ab — so a Dummheit macht er nöd."

„Dö Dummheit hat er scho' g'macht," erwiderte der Alte, „weil er vom Hüttenherrn scho' so viel Vorschuß gnomma hat, daß er tanzen muaß, wie's eam

pfeifen. Sie ham 'n ja scho' in der Taschen. Der Hüttenherr kommandirt und der Veit is und bleibt der Tanzbär. Dös wird a lustige G'schicht."

Und er lachte wieder hell auf.

Oswald hätte auf die höhnische Rede am liebsten mit seinen Fäusten Antwort gegeben, aber des Alten Unglück, das ihn zeitweise verrückt machte, hielten ihn davon ab; anderntheils stieg doch der Gedanke in ihm auf, der Alte könnte die Wahrheit gesprochen haben.

„Lach zua," sagte er. „Wer z' letzt lacht, lacht am besten." Und er schritt seines Weges weiter.

„Der bin i!" rief ihm der Alte nach und noch lange hörte er dessen Hohngelächter nachhallen.

Oswald durchschritt nunmehr die große Au, eine Waldpartie von unbeschreiblich üppiger Vegetation. Riesige Manen, vom Wind gefällte Bäume, liegen rechts und links vom Wege, auf ihnen üppig emporwucherndes Unterholz, fast mannshohe Farrenkräuter, meterhohes Gras, mehrere Quadratklafter umfassendes Baumwurzelgewirr, das der Wind aus dem Boden gehoben, einzelne Reste des noch vor Kurzem hier bestandenen, undurchdringlichen Urwaldes. Doch je höher er stieg, desto niedriger wurden die Bäume, desto lichter der Bestand. Wuchtige, mit der Schwefelflechte überzogene, theilweise auch mit isländischem Moos bewachsene Granitblöcke liegen zerstreut umher und mehren sich, je näher man dem Gipfel des Lusen kommt, der aus lauter solchen wirr durcheinander liegenden Granitblöcken aufgethürmt ist und kahl von weißer Farbe, sich

in der Ferne fast wie ein mattbeleuchteter Gletscher darstellt.

Nun betrat Oswald eine weite grüne Blöße, auf welcher viele zerstreut liegende, den Sennhütten im Gebirge ähnliche Holzbauten sichtbar wurden. Grüßend haftete sein Blick auf einer der oberen Hütten. Noch niemals hatte er sich sehnlicher derselben genähert, denn er hoffte den zweifach gestörten und verlorenen Frieden wieder zu finden im freundlichen Heim.

IV.

Die Waldhäuser am Lusen sind außerhalb der Alpen die hochgelegensten Wohnungen (circa 1000 M.) in Deutschland. Sie liegen in Mitte des Lusenberghanges auf einer weiten, grünen, rings von urwaldähnlichen Forsten eingeschlossenen Blöße zerstreut. Sie theilen sich in die unteren und oberen Waldhäuser, zusammen 19 an der Zahl, und bestehen aus dem einfachsten Holzstrickwerke, mit flachen, steinbeschwerten Schindeldächern, deren Fenster und Thüren kaum die unentbehrlichste Luft und Helle gewähren. Die Wände im Innern sind meist mit Lehm verstrichen, auch das nackte Gewölbe oft sichtbar. Trotzdem wird in der Wohnung eine große Sauberkeit beobachtet und sind bemalte Schränke, Betten und Truhen, Glasbilder und dgl. überall geachtet.

Die Sage läßt die ersten Insassen der Waldhäuser am Lusen Sachsen gewesen sein, die hier neben den Bojoaren in den lange streitigen Grenzgebieten gegen die Slaven als Markenhüter angesiedelt wurden. Sie

ernähren sich zunächst von Pottaschesiederei, etwas Viehzucht und Verfertigung hölzerner Waaren, welche sie im Flachlande verkaufen.

Nachdem ihnen das Forst- und Waldrecht abgelöst worden, erhielt jeder der Waldhäusler dreißig Tagwerk Wald als freies Eigenthum und das Recht der freien Weide. Die Landwirthschaft kann bei dem rauhen Klima keine hinreichende Erwerbsquelle bilden, trotz der hohen Lage gedeiht aber noch Haber, Flachs und Kartoffel. Lange, wenn in den tieferen Lagen die Gegend schon im Frühlingsschmucke steht, liegen die Waldhäuser noch tief im Schnee vergraben.

Die Waldhäusler sind trotz der hohen Lage ihrer Heimath und des rauhen Klimas ein kerngesunder Menschenschlag, der sich durch längliche Gesichtszüge, gerade Nase, helle Augen und lichtes Haar auszeichnet. Der große Fleiß, die Genügsamkeit und Häuslichkeit der Wäldler, die selbst große Armuth mit einer gewissen Ergebenheit tragen und dabei sich der Heiterkeit und der Lebensrüstigkeit erfreuen, zeichnet auch die Waldhäusler aus.

Eines der best erhaltenen Anwesen nahe dem Waldsaume war das von Oswalds Eltern, zum „Osl" genannt. Die alten Eltern saßen auf der Gred und hielten da ihre nachmittägige Sonntagsfeier, indem die des Lesens kundige Mutter aus dem „Himmelsschlüssel" ein auf das Dreifaltigkeitsfest bezügliches Kapitel dem Vater vorlas.

Die vom blaßblauen Firmamente sich hernieder-

senkenden Sonnenstrahlen mochten unten im Thale eine drückende Schwüle verursachen, hier oben verspürte man nichts davon, denn eine erquickende Bergluft strich zeitweise den Hang entlang und mäßigte die Glut der Junisonne. Eine tiefe, fast unheimliche Stille war über den endlosen Wald ausgebreitet, durch keinen Axthieb oder durch die frohen Rufe der Scheiterhauer unterbrochen; selbst die seit einigen Tagen auf der nahen Waldweide sich befindenden Rinder schienen sämmtlich der Mittagsruhe zu pflegen, denn nicht ein Schellenklang war von dort hörbar.

Nachdem die alte Frau mit ihrem Lesen aus dem Andachtsbuche zu Ende war, legte sie dasselbe neben sich und blickte gleich ihrem Manne hinaus in die schöne Welt, die sich ihnen von hier aus in endloser Weite darstellte, während rechts und links der Horizont begrenzt war von tannendunklen, ungeheuren Hochwaldmassen, welche die breiten, langgestreckten Kämme, die Kuppen und Abhänge bedecken, aus welchen die grauen, kahlen, mit Felsentrümmern besäten Häupter des Lusen und Rachel aufleuchten.

„'s kimmt mir vür, als wenn die ganz' Welt heunt a Kircha waar," sagte die Frau, deren freundliche Gesichtszüge eine unverkennbare Zufriedenheit ausdrückten. Ihren Kopf bedeckte ein schwarzes Tuch und der einfache Anzug bestand in einem röthlich geblümten Aermelleibl, schwarzen Rock, blauen Fürtuch, blauen Strümpfen und Pantoffeln.

„'s is aa r a Kircha," entgegnete der Mann, dessen

wettergebräuntem Gesichte und schwieligen Händen man es anmerkte, daß er mit den ihn umgebenden Waldungen in vielfacher Berührung stand. Er trug eine schwarze Zipfelkappe, einen abgenähten Janker, lange Lederhose und Holzschuhe. In der Hand hielt er das Brisilglas, von welchem er soeben mit großem Begehren Gebrauch machte, bevor er seinen Gedanken vollends Ausdruck gab.

„'s is a Kircha, ja, dö eam unser Herrgott selm baut hat, aber bei uns in die Berg heroben is der Altar; da hat er d' Welt am schönsten gmacht und da san ma z'naachst 'n Himmi. Es wird eam just betet z' Muath, wenn ma' umanandaschaugt in dera großen Natur, die eam von selm a Predi halt', wie r großmächti unser Herrgott is, den d' Leut oft so kloa' macha möchten, daß 's eam zoarna thuat."

„Ja, Osl, Du hast scho' recht," versetzte die Alte, „aber i moan, Du willst Dir mit dem Dei' G'wissen zum schweigen bringa, dös Dir ebba vorwerfen därft, daß D' heunt nöd auf Oswald ganga bist in's Sunntaamt," setzte sie lachend hinzu.

„Da bin i völli in Fried," versicherte der alte Mann. „I hon's halt Dir nachig'macht. Müad bin i worn von der schwaarn Arbet die ganz' Wocha über, 's Holz hon i hoambringa müassen für meine Schnitzereien und just von die schlechtesten Plätz hon i 's furtschaffa müassen. Da hat mir heut d' Rast in mein Häusl wohl tho' und Du hast mir ja so schö' vorg'lesen aus 'n Himmmelsschlüssel, als wie r no'mal der

Kaplan von St. Oswald. Und für was is denn unser Osl beten ganga? Der richt' die Sach scho' für uns allezam."

„Ja, ja, deß Glauben bin i aa," erwiderte die gutmüthige Frau. „Der arm Bua wird heunt wieder gnuag ausz'stehn ham mit sein Vettern, der völli vernarrt is in den Buam. Nöd umasunst hat er gestern Post auffatho', der Osl soll mit eam auf Grafenau fahrn zum Kirta. I woaß's ja guat, daß 'n der Veit mit 'n Klessenbauerndeandl von Hohenau zambringa möcht. No', mir kann's recht sei'."

„O, der Osl hat sein extrin Kopf," sagte der Waldhäusler; „in dem Punkt wird er eam nix einreden lassen."

„Was einreden!" versetzte die Frau. „Was der Veit will, dös muaß der Osl thoa', denn er irbt 'n a Mal und hat eam's zu verdanka, wenn er a Mal a vermöglicher Bauer wird."

„A Mal!" wiederholte der Alte. „Bis dös a Mal kimmt, is koa' Stammerl Holz mehr in seiniga Waldung. Dös fressen alles die Glasöfen von der Fabrik und die Pottaschenbrenner, dazua wir aa ghörn. Auf 'n Vetter sei' Geld därf er nöd spekulirn, davon kriegt der Wirth z' Rosenau und der Brauer von Oswald 'n letzten Batzen; dös is eam leicht nachz'rechna."

„Mei', wenn er halt nöd mehr für sei' Holz kriegt," entschuldigte die Schwester.

„So soll er sei' Holz wachsen lassen, bis amal die recht' Zeit kimmt und soll nöd mehr ausgebn, als er

einnimmt: mit oan Wort, a guata, dummer Kerl is er, Dei' Bruada, der ohne Anstrengung zu sein Guat kömma is, drum nimmt er aa alles so leicht, bis 's eam amal z'schwaar wird."

„Da sei unser Herrgott davor!" rief die Frau. „Du siehgst halt aa viel z' schwarz."

„I sehg scho' hell, Alte: da heroben auf'n Berg bleibt eam der Kopf und d' Augen liacht. Unser Quellwasser und der Brein steigt eam nöd in 'n Kopf. Und Gott sei's gedankt, der Osl hat aa r an' hell'n Geist, der kaannt 'n Vetter no' außareißen, wenn eam der was einreden lasset, der Dickschädel, der leichtsinni."

Während dieser Rede blickte die Mutter den Steig hinab, auf dem sich ein Mann näherte.

„Is 's mir dennast, als sehet i 'n Osl durt kömma," sagte sie, die Hand über die Augen legend, um besser sehen zu können.

„Warum nöd gar! Der bleibt ja beim Vetter über Nacht. Heunt kriegt er ja sein Kirtarausch, wer bringet 'n denn da hoam? Aber meiner Seel, der durt kimmt, siehgt wahrhafti aus, wie der Osl. Ja, ja, er is 's; Du hast recht, Muada; da hat's was geb'n."

Ohne sich erst darüber zu verständigen, gingen sie dem Ankömmling entgegen, den sie richtig als ihren Sohn erkannt.

Aus der Miene des sich sonst so gleichmüthig gebenden Burschen ersahen sie sofort, daß nicht alles in Ordnung war. Dieser suchte indessen seine Eltern zu beruhigen, indem er vorgab, er hätte sich nicht ganz wohl gefühlt

und befürchtet, die regelmäßige Kneiperei des Vetters in der Rosenau, der er nicht hätte ausweichen können, möchte ihm schlimm bekommen, weshalb er es vorzog, nach Hause zu gehen. Er übergab sodann der Mutter das Glasbild, welches er beim Malerzaches gekauft.

Die Frau nahm das Bild aus seiner Papierumhüllung und war hoch erfreut über dessen Schönheit. Oswald blickte jetzt zum ersten Male wieder nach demselben und bei diesem Anblicke der holdseligen Züge, die so ganz dem Frauenbilde glichen, das ihn heute mit unzerreißbaren Fäden an sich gebunden, bemächtigte sich seiner eine unbezwingbare, durch nichts zu unterdrückende Sehnsucht.

„Is mir dennast," sagte der alte Vater, das Bild mit Wohlgefallen betrachtend, „als kennet i dö Frau, nach der dös Bild gmacht is? Ja, ja, dös is 'n Zaches sei' Frau; i hon's z'naachst gsehgn beim Schönberger Kirta. Wie's nur mögli is — so natürli — no', da kann si' d' Himmimuada gfreun, daß 's a Mal so schö' gmalt worn is."

„Aber is denn dös nöd a Sünd, wenn ma zum Malerzaches seiner Frau beten, anstatt zu unser lieben Frau?" meinte die Mutter. „Mir waar's liaba, Du hättst mir so was nöd gsagt. I moan, i kann zu dem Bild, so schön 's aa is, nöd beten — es is a Bild ohne Gnad!"

„Ja, ja, sel is leicht bei mir aa der Fall," pflichtete der Alte bei. „Moanst Du 's nöd aa, Osl?"

„Wer? I?" fuhr Oswald wie aus einem Traum

erwachend auf. „A Bild ohne Gnad is 's für mi nöd, gwiß nöd! Kanns denn ebbas liabers gebn, als so a G'sicht? Zu dem könnt i scho' beten, wenn — wenn —"

Er vollendete nicht.

„No', so häng i 's über Deiner Bettstatt auf," sagte der Vater. „Der Platz is a so laar. Und jetzt nimm an' Bärnwurzengeist, den d' Muada angsetzt hat, auf daß D' nöd krank wirst, denn faahln thuat Dir ebbas, dös is gwiß."

„Für dös, was mir faahlt, hilft d' Bärnwurz nöd," antwortete Oswald, sich zum Lachen zwingend und begab sich ins Haus, um die Sonntagskleider mit seinem gewöhnlichen Hausanzug zu vertauschen, während die Mutter den erwähnten Bärnwurzgeist hervorholte und der Alte die Glastafel über Oswalds Bett befestigte.

Dieses alles war kaum geschehen, als der Waldhirt, der sogenannte Lusenhansl, mit klappernden Holzschuhtritten vor der Gred des Waldhauses erschien.

„Osl o!" rief er, „is Dei' Osl dahoamt? I hon a Botschaft."

Nachdem der Gerufene vor die Gred gegangen, sah er den alten Lusenhansl vor sich, einen wetterfesten, langen und mageren Mann, der außer den Holzschuhen eine alte, blauleinene Hose, ebensolchen Spenser und auf dem Kopfe eine mit Fuchspelz besetzte, schirmlose Mütze trug. Die Pfoad (Hemd) war offen und zeigte die wetter- und sonnengebräunte Brust. In der Hand trug er einen langen Stecken und an einer Schnur hatte er das Bockhorn hängen. Sein Gesicht war den alten,

verknorrten Stämmen in den obersten Berglagen vergleichbar, aber es drückte sich in ihm eine große Gutherzigkeit und Zufriedenheit mit seiner Lage aus, so, daß er oft vor Vergnügen darüber laut auflachen konnte. So stand er auch jetzt mit lachendem Gesichte vor dem Waldhäusler.

„Is er dahoamt, der Osl? Is er dahoamt?“ fragte er jetzt wieder.

„Was willst eam denn, Hansl?“ fragte der Waldhäusler entgegen.

„A Botschaft hon i. Is er aa nöd dahoamt? Dein Buam, 'n Osl moin i (meine ich).“

„Glei kimmt er. Er gwandt si' nur um; grad is er vom Kirta hoamkömma. Setz di nieder a weng. Magst schnupfa?“

„Ja, ja, gib's her, Dei' Glasl (Brisilglas), Du hast an guaten, an' selm gmachten, i woaß's scho'. Aaah — aaah — dös is a Pracht! Was kann si' der Mensch mehra wünschen, als d' Gsundheit und an' guaten Brisil! Dös Greanln*) macht eam so an' guaten Gschmo (Geschmack)! Ja, ja, so a Schnüpfl is scho' a rechte Guatthat!“

„No' gib ma Dei' Glasl her, i füll Dir's voll, daß D' aa r a Guatthat hast in Berg hinten bei Deine Vieha. Wird Dir d' Zeit oft lang gnua wern!“

„Na', na', Osl, gewiß nöd! Z' kurz wird's mir, der Tag geht ummi, i woaß 's nöd, wie, bsunders im

*) Greanln — grün sein. Gleich wie die junge Habanna für die Raucher, ist auch das frische Brisiltabakkraut für die Schnupfer eine Rarität.

Anfang. Laßt Dir ja dös junge Vieh koa' Ruah! Bis si' dös zamgraaft hat, da hoaßts aufpassen, und dreinhau'n, und schnalzen und 'n Ringelstecka schwinga. Und nacha lus i auf 'n Gugetzer oder schaug 'n Gflüg zua, wie's hinum und herum streicht, oder aber suach Bärnwurzen und an' isländisch Moos oder an' Buachaschwamm zu an' Zunder. Nacha denk i an mei' Tochter 's Sefferl, die der Penzentoni — er ist Bilderträger beim Malerzaches, gheirath hat und die mit eam in der Welt ummaroast. Und wiederum denk i an mein frühern Herrn, 'n arma Schönauergirgl — kurzum: 's denken geht mir nöd aus. Wie sollst da a Weillang ham? Und hätt' i oane, so bin i so vergeßli, daß i ganz drauf vogesset, gwiß is 's wahr! Moanst ebba, i hon koa' Rekrazion? Die schönst' Musi mach i mir draus auf der Weid und drin in meina Schaluppen, und grad wie r a Küni lebt i — koa' Mensch red't ma was ein — neamd greint (zankt) mit mir und wenn i hundert Jahr alt werd, wünsch i mir nix anders, als der Gmoa'hirt z' sei', der i iatzt bin."

„Was is nacha dös für a Musi, die Du Dir machst? Halt mit an' Röhrlpfeil —"

„Beilei!" unterbrach ihn der Lusenhansl. „Hast no' niermals ebbs ghört von an' hölzern Glachta? So oans hon i. Dös san a Stücka zwanzig Holzspreißel von unterschiedlicher Läng, aber a recht truckas (getrocknetes) Holz muaß 's sei', die legst auf a wengerl a Stroh und schlagst mit an' Hammerl drauf, so kriegst die schönst' Musi, völli singa thuat dös Holz, denn

woaßt, es stammt halt von singende Baam, dö's ja grad gnua gibt am Lusen."

„Von was für Baam plauscht der Hansl?" fragte jetzt der aus dem Hause tretende Oswald.

„Da is er ja, der Osl!" rief der Hüter. „Wegen Deiner bin i da," wandte er sich dann an den Burschen. „Jetzt hätt' i bal auf d' Bärn vergessen! Also lus! Der Förster von Pürstling is zu mir kömma und hat ma gsagt, i soll 'n Waldhäusler Osl und 'n Wirth unten auf morgen zur a Bärnhatz einladen."

„Was? A Bärnhatz?" riefen die Männer.

„Ja, drent zwischen Mar- und Schwarzberg soll si' a Bär mit der Bärin und zwoa Jungen aufhalten schon a etli Tag, vom Dreisessel sollns auffakömma sei'. Gnad Gott, wenn die über mei' Vieh kömmeten! I hon scho alles hergericht' für a sakrisch's „Bärnfeuer," dös die ganz Nacht brinne muaß, daß 's ja d' Bärn von mein' Vieh fernhalt. Aber i verhoff, daß 's nöd bis auf d' Grenz auffa mögn, 's Zamtreffets ist morgen fruah am Pürstlinger Jagdhaus uma sechse. Es kömma viel Schützen von Buchwald und Mader, und alle schwarzenbergischen Jaga wern dabei sei'. Also hon i mei' Botschaft ausg'richt! Jetzt muaß i awi zum Wirth und nacha därf i schaugn, daß i wieder zeitli hoam kimm, denn der Bua vom Rachelhüata, der mir aufs Vieh aufschaut, muaß wieder ummi. Also was is 's, Osl, kannst kömma?

„Freili kimm i!" erwiderte Oswald erfreut. „I hon ja 's Recht, a Büchsen z' tragn, weil i 'n Lusenbauer sei' Jagd versehg. Und a Bärnjagd! Da bleib

i nöd hinten. I werd zur rechten Zeit in Pürstling sei'. Ge, Vata, bring 'n Hansl dennast a Glasl Schnaps und ebbs zum beißen für die freudige Einladung."

Und als der Alte in's Haus gegangen war, um das Obige zu holen, wandte sich der Bursche an den Hüter mit den Worten:

„Und jetzt erzähl mir, was is 's mit dö singenden Baam? Wo san dö z' finden?"

„Da kann i Dir scho' Bscheid geben," versetzte der Hüter. Und er erzählte, wie er schon im vorigen Jahre den Besitzer der Maderer Holzschneidsäge in den Waldungen am Lusen und Rachel habe herumrevieren sehen, wie er dann einen Hammer aus der Tasche gezogen und damit an die Stämme geschlagen habe, um sie auf ihren Ton zu prüfen. Besonders gern habe er das bei alten Stämmen gethan, deren Wipfel und Aeste im Absterben begriffen, oder auch bei gefällten Stämmen, deren Schnittfläche und Jahresringe er sich besah. Wenn gefällte Stämme von ihrem hohen Standorte über jähe Berghänge hinabgerollt wurden, so sei er seitwärts auf einem Felsblock gesessen und habe den Tönen gelauscht, die sie im Stürzen von sich gaben. Diejenigen Stücke, welche einen besonders auffallenden Sang hören ließen, wählte er aus für sein neues Geschäft*), und Hansl schloß mit den Worten:

„Dö singenden Baam wern, wie i ghört hon, zu

*) Gleichwie Jakob Stainer zu Absam. Siehe J. Baaders Chronik v. Mittenwald. Seite 193.

Instrumenten ausgnutzt, i moan, „Räsonirholz“ hoaßens es und der Herr drent in Mader nimmt an' Haufa Geld dafür ein.“

Oswald hatte dem Hüterhansl mit steigendem Interesse zugehört. Auch er hatte die Maderer oft in den höher gelegenen Wäldern herumsuchen sehen, er glaubte jedoch, sie suchten nur Holzstämme, die sich zu Zargen, d. i. Siebreifen eignen, wozu nur feinjähriges, in kalten Lagen gewachsenes Holz verwendbar ist. Dieses Zargenmachen wird von den meisten Waldhäuslern neben der Anfertigung anderer Holzwaaren als Hausindustrie betrieben.

Oswald hatte schon hie und da von Resonanzbodenholz reden hören, wozu nur vielhundertjährige Bäume mit ganz besonders feinem Holze benutzt werden könnten. Daß sich auch am Lusengebirge solche finden würden, daran dachte er bis jetzt so wenig, wie die Andern. Aber jetzt stellte er die Frage an den Hüter:

„Moanst, in Vettern seiner Waldung oben gibt's solche singende Boam?“

„No was denn!“ erwiderte der Alte; „mehra, wie drenten in der Filzgegend. Und nöd grad, die no' stehnga, aa die Ronnen (Rannen, vom Winde gestürzte Baumleichen), zwischen die i mi oft einisetz, hon i scho' singa lassen mit mein Hammer. Jetzt versteh i 's erst, was z' naachst der Maderer Herr zu sein Suhn gsagt hat: Der Lusenbauer, hat er gsagt, woaß gar nöd, was er für an' Schatz in sein Wald hat.“

„Da sollt ma' scho' nachisehgn, was 's z' Mader drent mit dem Holz anfanga," meinte Oswald.

„Ja, dös geht nöd so leicht," berichtete der Hüter; „dös is a Gaheimniß. Koa' Mensch därf eini, wo's dös Räsonirholz machen, dös hon i mir scho' sagn lassen. Die Maderer Herrn san ja morgn bei der Jagd; frag's halt, leicht sagens Dir ebbas. Jetzt kann i mi aber nimmer länger verhalten. Dös Glasl Schnaps trink i no'," setzte er hinzu, als jetzt die Hausfrau mit einem solchen erschien.

„So — vergelts Gott für alles!"

„Im Wirthshaus drunt triffst an' Bekannten, 'n Schönauer Girgl," sagte Oswald. „Dem bringst an' Brisiltabak; i hon eam oan versprochen. Wart a wengerl, i bring Dir'n." Und er entfernte sich.

„Da wart i scho' no'," versetzte Hansl. „Dös gfreut mi, wenn i 'n Herrn Vatern wiedersehg."

„Du bist viel in sein Hof gwen," sagte die Frau.

„No', was denn! Der Schönauer is von jeher mei' Wohlthäter gwen. Z' erst bin i Hüata in sein Hof gwen, nacha hat er mir zu meiner Stell verholfa, die i jetzt scho' vierzg Jahr lang versehg. Und mei' oanzigs Deandl hat er aa in Deanst ghabt, bis 's halt gar worn is mit eam. Ja, ja, der Vater (die Dienstboten nennen im Walde ihren Dienstherrn oft Vater) is jetzt an' arma Mo', aber für mi is er alleweil no' der alt' Vater und i theilet mit eam 's letzt' Stückl Brod; is scho' wahr."

Oswald hatte unterdessen in einer Papierdüte den

Schmalzler gebracht. Der Hüter steckte ihn dankbarst in seinen Brodsack.

„Vergelts Gott!“ sagte er, „und also Glück für die Bärnhatz.“ Dann eilte er den Hang hinab zu dem etwa eine Viertelstunde entfernten Wirthshaus.

Oswald aber richtete sofort sein Jagdzeug zurecht. Der Gedanke an die Bärenjagd, an das Geheimniß mit dem Resonanzholz, welches seinen Vetter wieder emporbringen konnte, kreuzte sich mit denen an Evi in seinem Hirn und er war froh, als es endlich Zeit war, sich niederzulegen, um ungestört die heutigen Erlebnisse durchdenken und angesichts des Liebfrauenbildes durchfühlen zu können.

Der Lusenbauer hatte sich aber in der Rosenau unter Singen und Lachen bereits wieder seinen „Gehörigen“ angetrunken, der Himmel hing ihm „voller Baßgeigen“ und „alleweil fidel, fidel“ war seine Losung.

Evi aber, ermüdet vom heutigen Geschäft, saß sinnend in ihrer Kammer in des Malers Haus, welcher den heutigen Markt zu seinen besten Einnahmen rechnete, denn die verschönerten Bilder wurden alle verkauft zum Aerger der übrigen Glasbilderhändler, deren elende Pinseleien neben den Arbeiten des Malerzaches niemanden mehr gefielen.

Das Mädchen aber dachte nicht an’s Geschäft, seine Gedanken waren bei dem hübschen Burschen, dessen Ringlein sie mit Entzücken, aber zugleich auch mit banger Furcht betrachtete. Sie stellte sich dabei vergebens die Frage:

„Warum is er nimmer kömma? Und i hon g'wart' auf eam, und mi gsehnt wie 's Bleamel nach der Sunn! Warum is so gaach alles vorbei, und i hon mir einbild't, dös Versl auf dem zuckern Herz is auf sei' und mei' Herz vermoant —

Zwei Herzen treu und rein,
Trennt nur der Tod allein!

Ja, ja, es war dennast für mi vermoant. I gspür's in dem Augenblick, daß er an mi denkt mit an' liaben G'fühl und daß er mi gern hat für alle Zeit, grad so, wie 'n i gern hon für alle Zeit und Ewigkeit.

V.

Oswald war bei Sonnenaufgang marschbereit. Einen Bergstock in der Hand, den Hirschfänger um die Hüfte, Büchse und Fangeisen, sowie den Jagdranzen überhängend, nahm er nach dem Frühstück von seinen Eltern Abschied. Der Vater gab ihm die Lehre, nicht zu weit aber sicher zu schießen, wenn ihn der Bär ankomme, den Bären sich nicht auf den Leib kommen zu lassen, sondern ihm entweder einen Fang zu geben oder eine Tatze wegzuhauen und wünschte ihm Weidmanns Heil! Die Mutter freilich konnte ihre Bangigkeit nicht unterdrücken. Den Ranzen hatte sie ihm mit einem Fläschchen selbstangesetzten Kranewitter, einem Stück Geselchten und Brod beschwert und als sie ihm jetzt beim Abschied in das Gesicht sah, konnte sie nicht umhin, zu bemerken:

„Osl, Du hast nöd den Muath in Dein G'sicht, wie sunsten; bleib liaba dahoamt. A Bärnhatz is alleweil a Gfahrniß, und mei' liawe Zeit, was fanget i an, wenn's Dir letz gaang!"

„Bist staad!“ zankte der Alte. Möchst leicht gar ebbs verreden — wennst nöd aufhörst, geh i aa mit — ja, dessel kann leicht gschehgn. Moanst, i hon mei’ ganz’ Leben lang nix als Drischeln und Schaufeln g’schnitzt? Mir san d’ Bärn nix seltsams und daß D’ es ebba vogessen hast, wie r i und der Nachbarhansl vor zwanzig Jahrn bei der Bachschwelln oben an’ Welts-Zottelbärn, der uns gestellt hat, mit die Hacken daschlagn ham! Sitta Zeit san etli an mir vorüber grennt — koana hat ’n andern mehr schenirt. Heunt aber, Osl, laß koan passirn und mancher Waldhäusler is scho’ von a söchena Hatz als Bärnküni hoamkömma. Und iatzt roas’ mit Gott und unsa liaben Frau!“

Der junge Mann stieg rüstigen Schrittes den steilen Hang hinan. Der Himmel war heute durchaus mit grauen Wolken bedeckt und eine empfindliche Kälte machte sich fühlbar. Oswald lenkte in den „Böhmerweg“ ein und gelangte durch die in Folge ihrer hohen Lage etwas lichtere meist mit Spitzfichten bewachsene Hochwaldung an den Kamm des Gebirgsrückens und damit an die „blaue Säule,“ die Grenze zwischen Bayern und Böhmen.

Ein hier liegender, moosüberwachsener, großer Trümmerhaufen erhält die Erinnerung an eine sonderbar klingende Sage wach. Als vor vielen Jahrhunderten der „Goldene Steig“ durch diese fürchterliche Wildniß ging, wo die Säumer tagelang auf keine menschliche Wohnung stießen, hatte die Stadt Grafenau gegen erbliche Ueberlassung des oberen Waldhauses

nebst Weiderecht die Verpflichtung übernommen, an der Grenze „eine Brodbank,“ d. h. eine Vorrathskammer zu unterhalten, aus welcher die Reisenden die nöthigen Lebensmittel entnehmen konnten und wofür sie das entfallende Geld hinlegen sollten. Nachdem aber viele der Reisenden dieses Vertrauen mißbrauchten, so wurde auf die Entwendung der Lebensmittel Todesstrafe gesetzt und als Schreckmittel neben der Brodbank ein Galgen erbaut. Da auch dieses nichts fruchtete, wurden von der Stadt Grafenau Späher in den Hinterhalt gelegt und ward jeder, der sich, ohne zu zahlen, Lebensmittel aneignete, ohne Gnade gehenkt. —

„Mit der Verödung des „Goldenen Steiges“ zerfielen auch Brodbank und Galgen und nur der Trümmerhaufen an der Grenze ist noch ein Zeichen ihres einstigen Bestehens. Die ganze Waldstrecke heißt aber noch heutzutage „unter dem Hochgericht.“

Unterm „Hochgericht“ vorbeiführend, ist nun der einstmalige, von Passau über Grafenau und die Gebirge nach Mader und Schüttenhofen führende „Goldene Steig“ als Böhmerweg gut erhalten.

Oswald machte hier unwillkürlich Halt, bevor er die Grenze überschritt. Immer wieder hatte er sich umgewendet, so oft sich ihm eine Aussicht in das Bayerland eröffnete, dessen dunkle Berge und grüne Matten, dessen sanft glitzernde Silberfäden der Flüsse und liebliche, auf sanften Hügeln erbaute Ortschaften mit den vielen Kirchthürmen sonst so freundlich heraufleuchteten. Heute aber haftete sein Blick nur auf dem zwischen

grünen Wäldern liegenden Städtchen Grafenau mit seinem in die Luft ragenden Kirchthurm, in dessen Nähe das Haus des Malers war, wo sie jetzt sicherlich noch schlief, an die er nicht denken sollte und doch unaufhörlich denken mußte.

„Aus muaß 's sei' und Amen!“ rief er nach einer Weile. „I därf mi nimmer ruckwärts wenden, verlorn is verlorn — d' Liab, und wie der Girgl prophezeit, aa 's Guat! Vielleicht is dös no' z' retten. Drum hoaßt's vorwärts schaugn und wenn's no' so grausi wär — i muaß, i will!“

Und seinem Auge eröffnete sich über eine vom Windbruch niedergeworfene Waldfläche jetzt in der That ein seinem Gemüthszustande entsprechender, grauenvoller Ausblick in die unwirthliche, wilde Hochfläche von Pürstling und Mader, an deren Rande er sich befand.

Der Grenzkamm, mit dem Osser oder künischen Gebirge beginnend und sich nach dem Passe von Eisenstein als „Stubenbacher Gebirge“ südwärts erstreckend, verliert vom Mittagsberge an böhmischerseits das Ansehen einer Gebirgskette. Er verwandelt sich in ein breites, aus zahlreichen Filzen bestehendes, von vielen Thalmulden durchfurchtes, mit niedrigen Höhenzügen besetztes, anderthalb Quadratmeilen großes Hochplateau, welches sich vom Mittagsberge bis zum Passe von Buchwald hin erstreckt und als Plateau von Pürstling, Mader und Buchwald und weiterhin als Plateau der Gefilde bezeichnet wird. Das unwirthliche, im Mittel gegen

1106 Meter über das Meer aufragende Plateau von Pürstling und Mader umschließt die ärgste Wildniß des Böhmerwaldes und entspricht zunächst der Vorstellung, welche man sich auswärts von der Unwegsamkeit und Unwirthlichkeit des Böhmerwaldes macht. Hier ist ein Stück jenes Deutschlands erhalten, wie es Tacitus schildert, ein Land „durch Wälder schaudervoll, durch Sümpfe häßlich,“ es ist ein chaotisches Gewirr von Bergkuppen, Wäldern und Filzen, ein wildes und menschenleeres Waldgebiet, wie es in solcher Großartigkeit im ganzen mittleren Europa nicht mehr wiederzufinden ist.

Am Rande dieses Hochplateaus erheben sich einzeln isolirte Kuppen, darunter die höchsten Gipfel des ganzen Grenzkammes, ja des gesammten Böhmerwaldes, nämlich der Rachel, Lusen, Plattenhausen und Marberg, die auf bayerischer Seite so achtunggebietend dastehen, böhmischerseits aber nur unscheinbare Kuppen bilden, während der Kamm des Gebirges an vielen Stellen mit der Hochfläche zusammenfällt.

In diesem großen Plateau von Mader und Pürstling ist außer einer Försterei und einer kleinen Holzerkolonie keine Spur vom Dasein eines Menschen zu bemerken. Die Filze und Moorsümpfe welche die Mulden und Kämme des Plateaus ausfüllen und mächtige, noch unbenützte Torflager enthalten, gewähren einen seltsamen Anblick. Weithin sichtbar leuchtet dort durch das mannshohe, aus Sumpfkiefern, Zwergweiden und Schwarzbirken bestehende Gestrüppe das rothbraune Moor, unter-

brochen mit Lacken schwarzbraunen Wassers. Astlose, von der Rinde entblößte Fichtenschäfte, von Sonne und Regen gebleicht, umsäumen seinen Rand oder ragen mitten darin empor wie Todtengerippe. Einer unendlichen Oede und scheinbaren Abgestorbenheit der ganzen Natur glaubt man mit einem gewissen Grauen bei Anblick dieser Wildniß gegenüber zu sein.

Aber so trostlos diese Filze erscheinen, so wichtig sind sie im Haushalte der Natur. Sie ersetzen dem Böhmerwalde die Gletscher der Alpen. Die in denselben wachsenden Moosarten besitzen durchgehends die Fähigkeit, bedeutende Wassermassen aufzusaugen und nur langsam wieder von sich zu geben. Sie verhindern in Folge dessen Hochwasser und Ueberschwemmung und speisen in regenloser Zeit mit ihrem Ueberflusse die verschmachtenden Bäche.

Diesem öden Hochplateau von Mader, Pürstling und Buchwald entquellen denn auch zahlreiche Bäche, welche die längs des Gebirgskammes hinstreichende Wasserscheide theils nach Böhmen und theils nach Bayern entsendet, in jenes die Quellenbäche der Wotowa und Moldau, in dieses alle den untern Wald durchströmenden sich schließlich als „Ilz" vereinigenden Gewässer. So ist dieses Hochplateau mit seinen düsteren Wald- und Sumpfwildnissen das eigentliche Herz des Böhmer- und Bayerwaldes, dem seine frischen Lebensadern entquillen, die als dunkle und doch völlig klare Wasser erst durch wilde Gebirgsthäler, über Felstrümmer und Baumstämme schäumend dahin toben, dann in perlenreichen Beeten

durch lachende Fluren sich zu den Strömen ergießen, welche die braunen Wasser mit sich fortnehmen zur Nordsee und zum schwarzen Meere.

Oswald war der Anblick dieser Wildniß nichts Seltsames. Er hatte sie unzählige Male schon gesehen und auch schon öfters durchschritten, ohne daß er damit sein Gefühl in Verbindung brachte. Anders war es heute. Das von wahrer Liebe erfüllte Herz ist für nichts empfänglicher, als für die Größe der Natur, ihre Reize und ihre Schrecken. Sie beherrscht unwillkürlich die jeweilige Stimmung von Trauer, Hoffnung und Sehnsucht, ob nun das liebende Herz unter dem groben Gewande des Bauers oder dem verfeinerten des Gebildeten schlägt; im Herzschlage des Volkes findet sich das Gemeinsame für alle. — So blickte Oswald von seinem erhöhten Standpunkte heute aufmerksam und mit ihm bis jetzt fremd gewesenen Empfindungen hinaus über das wilde Hochland und hin zu den fern am Horizont sich abhebenden Hügeln des großen, böhmischen Centralplateaus. Wie bleiern lag es über der weiten, trostlosen Wildniß, hie und da von dichten Nebelstreifen durchzogen, die sich wie unheimliche Riesenschlangen durch das wilde Moor zu wälzen schienen. Eine fröstelnde Morgenluft wehte von demselben heran. Unbarmherzig, hoffnungslos, wie dem jungen Manne die nächste Zukunft erschien, so blickte ihn auch diese wilde Landschaft an, die er soeben mit einem gewissen Grauen zu betreten willens war. Da zeigte sich plötzlich tief unten am Horizont ein gelber Streifen, die undurchdringliche

Wolkenbank schien sich gleichmäßig emporzuheben, sie stieg höher und höher, als wollte sie sich beeilen, die noch nicht hochstehende Sonne von ihrem bleiernen Mantel zu befreien. Hellgelb gleiste das Licht bereits hernieder auf die ganze Gegend. Wie durch Zauberschlag war plötzlich alles geändert, die starre, kalte Landschaft wurde lebendig, die thaubedeckten Blätter der Zwergbirken blinkten wie helles Gold; die vorhin so häßlichen Nebel verwandelten sich in rosenfarbige Bänder; die Wassertümpel und Lacken, die das Moor durchströmenden Bäche erglänzten in allen Arten von gold und braun und roth, wogegen das Grün der Zwergfichten und Kiefern, dann der geschlossenen Waldmassen wundervoll abstach.

Und dem jungen Manne war es, als flüsterte ihm eine innere Stimme zu: hoffe und vertraue! Auch Dir wird sich der Himmel wieder klären, wird die Sonne des Glückes wieder erstrahlen! Und während er noch zweifelnd dieser inneren Stimme lauschte, ward das Himmelsgestirn frei von dem häßlichen Mantel, der es bedeckte und sandte seine wärmenden Strahlen auch zu ihm hernieder.

Er fühlte, wie es ruhiger wurde in seinem Innern. Neue Hoffnung belebte sein Herz. Er wußte nicht, auf was er hoffte, aber er schritt jetzt voll jugendlichen Muthes in die Wildniß hinein, sein Geschick dem Himmel vertrauend.

Er setzte seinen Weg auf dem goldenen Steige und

zur Seite des wildschäumenden Lusenbaches nach dem einsamen Hegerhause Pürstling hinab fort. Die Bäume haben wieder Hochwaldscharakter angenommen, dick und langstämmige Fichten und Tannen stehen massenweise da. Sie sind mit ungeheuren Flechten weißlichen Mooses behangen, wodurch die Bäume mitten im Sommer ein beschneites Ansehen erhalten. Andere Stämme aber sind zu hunderten über einander geworfen, mit Moos, Flechten, dichtem Himbeer und Erikagestrüpp überwuchert und von Miriaden von Pflanzenzellen wie mit unlösbaren Stricken verbunden. Sie künden eine kaum entschwundene Zeit, wo der Urwald in all' seiner Pracht und tief düsteren Majestät über die Häupter der Menschenkinder rauscht.

So gelangte der junge Mann nach dem einsamen, fürstlich Schwarzenberg'schen Jägerhaus Pürstling, dem Zukunftsorte der Schützen und Treiber mit ihren Hetzhunden für die angesagte Bärenjagd.

Beim Anblicke all' der heiteren Männer, die ihn freundlichst begrüßten, fühlte er sich plötzlich wieder als Mann und freudig schlug er in die ihm dargereichten Hände.

Unter den Schützen befand sich auch Wenzel, der Sohn des Resonanzholzfabrikanten aus Mader, dessen der Hüterhansl gestern gedacht. Er war mit Oswald im gleichen Alter und von gleich jugendlich kräftigem Aussehen. Beide jungen Männer fühlten sich rasch zu einander hingezogen und verabredeten, während der Jagd, bei der es üblich, daß immer zwei Schützen bei ein=

ander bleiben, um sich gegenseitig beistehen zu können, zusammen zu gehen.

Die Bären mit ihren zwei Jungen waren in einem Riegel am Fuße des Schwarzberges vom Heger sicher ausgekundschaftet und noch gestern gespürt worden. Nachdem alle Schützen eingetroffen, ging es zur Jagd.

Eine solche Jagd wurde in der Art ausgeführt, daß der Bogen, in welchem der Bär sich befindet, ganz mit Treibern und Wehrleuten umstellt wurde, bis auf eine enge Strecke, welche von den Schützen besetzt war. Die Treiber erhoben dann ein andauerndes, furchtbares Geschrei und trieben gegen die Schützen zu, wobei viele Blindschüsse abgefeuert wurden, während die Hunde den Bären auftrieben.

Die Schützen hatten einen weiten Umweg zu machen, bis der Bogen geschlossen war. Es war ein Marsch durch wüstes Moor und wilde, vom Sturmwinde verheerte Walddickichte, über abgebrochene Baumstümpfe und üppiges Brombeergestrüpp, bis sie am Fuße des Schwarzberges mit den von der anderen Seite hergekommenen Buchwalder Schützen zusammentrafen.

Der Oberförster von Buchwald blies in das Horn, von unten herauf erfolgte die Antwort — die Hunde wurden losgelassen und die Treiber begannen ihre Lärminstrumente zu rühren, zu schreien und zu schießen.

Nicht lange währte es, gaben die Hunde Laut. Die Jagd begann. Erst gegen Pürstling, dann wieder Buchwald zu. Immer mehr näherte er sich dem Standorte Oswalds und Wenzels. Beide waren schußbereit; sie

getrauten sich kaum zu athmen. Jetzt krachte und knickte es und aus dem dunklen Dickicht brach auf die kleine Blöße in der That der flüchtige Bär hervor, ein Riesenthier.

Oswald, wie Wenzel wußten aus Erfahrung, daß man dem Bären nicht entgegenschießen, sondern ihn vorbeilassen und dann nachschießen soll, da er im ersten Fall den Schützen meistens annimmt, während das anderseits nicht der Fall ist. Sobald aber der Bär an ihnen vorüber war, krachte es zweimal. Ein Juchzer Wenzels zeigte an, daß das Wild getroffen. Schon eilte er unvorsichtig genug hin, als der Bär sich wieder aufraffte und gegen das Filz zu flüchtete.

Wenzel schickte ihm eine zweite Kugel nach, aber der Bär verschwand im dichten Unterholz. Einige Hunde verfolgten seine Spur und Wenzel war im Begriffe, ebenfalls nachzueilen, als Oswald, der rasch wieder geladen hatte, ihm zurief:

„Obacht! A Bär!“

In der That folgte die Bärin dem Bären auf demselben Wechsel nach. Ein Rudel von Hunden folgte ihr kläffend. Sie rannte Oswald fast über den Haufen, so daß dieser, kaum zwei Schritte entfernt, Feuer gab. Er schoß ihr in's rechte Licht. Die Bärin brummte laut auf vor Schmerz, flüchtete aber weiter und gerade auf Wenzel zu. Sobald sie seiner ansichtig war, nahm sie ihn an.

Wenzel hatte keinen Schuß mehr und keine Zeit zum Laden. Er zog rasch seinen Hirschfänger und da

die Bärin sich auf ihn stürzte, stieß er ihr das Messer gerade in den Rachen. Die Bärin, schon zu Boden stürzend, raffte sich noch einmal auf und wollte, während ein Strom von Blut hervorquoll, auf allen Vieren sich auf Wenzel stürzen.

Ein kecker Fanghund griff zwar die Bärin an, aber sie machte sich von ihm frei und im nächsten Augenblick war es um Wenzel geschehen.

Da krachte es. Oswald war herangeeilt und gab auf das wüthende Thier einen guten Schuß nach dem Kopfe ab, der aber nicht tödtlich war und nur bewirkte, daß es von Wenzel abließ, dafür sich aber mit letzter Kraftanstrengung auf Oswald warf.

Dieser hatte nun auch seinen Hirschfänger gezogen und hieb nach der linken Tatze des Raubthieres, an welches sich nun auch die Fanghunde hingen, gleichwohl aber konnte dasselbe mit der rechten Tatze Oswald einen so derben Schlag versetzen, daß dieser bewußtlos zu Boden stürzte.

Die Fanghunde vereitelten einen weiteren Angriff der Bärin auf den Jäger, und herzukommende Treiber hieben mit ihren Beilen so lange auf den Kopf des verwundeten Thieres, bis es todt zusammensank.

Die Jäger und Treiber kamen nun alle herbei und umstanden den Verwundeten, sowie das erlegte Wild. Jener ward mit Hilfe eines frischen Quells alsbald wieder zum Bewußtsein gebracht und seine Wunde, die sehr bedeutend sich über die Hälfte der linken Seite hinzog, gewaschen und die Blutung gestillt.

Inzwischen hatten die Treiber auch die beiden jungen, von den Hunden leider erwürgten Bären gebracht und neben die Bärenmutter hingelegt.

Der Bär, gleichfalls von Hunden verfolgt, nahm, wie schon erwähnt, seinen Weg gegen das Filz zu, raufte sich von den Hunden frei, von denen er einen todt am Platze ließ und entfloh gegen den Gebirgskamm hin. Weiter wußte der Holzhauer, welcher diese Nachricht brachte, nichts zu berichten. Der Bär zog, wie er noch beobachtet hatte, eine Tatze nach und blieb öfters, scheinbar vor Schmerz, stehen.

Wenzel war um seinen neuen Freund auf's tiefste besorgt. Ihm verdankte er es ja, daß er nicht da lag als todter Mann.

Nachdem sich übrigens herausgestellt, daß Oswalds Leben durch die Verwundung nicht gefährdet, dieser selbst an dem bestandenen Abenteuer das lebhafteste Interesse nahm und sich über das erlegte Raubthier freute, flocht man aus Astwerk und Reisig eine Tragbahre, auf welcher der als Jagdkönig anerkannte Waldhäusler auf besonderen Wunsch Wenzels nach Mader getragen wurde.

Auf einer zweiten Tragbahre folgte das erlegte Raubthier, dann die Schützen und Treiber mit den Hunden.

Der Oberjäger von Mader hatte von seiner fürstlichen Behörde Auftrag, den Jagdgenossen ein Mahl zu geben, was bei allen frohen Anklang fand. Aller=

dings war die Luft durch Oswalds Verwundung etwas gestört.

Durch Urwildniß und Filz erreichte der Zug endlich die Waldstraße, die von Pürstling nach Mader führt. Mader ist eine kleine, in einem Bergkessel gelegene Ansiedlung am Zusammenflusse mehrerer die Wydra und später die Wotowa bildenden Gewässer. Dieser von der Welt abgeschiedene Ort war übrigens weltbekannt durch die Resonanzbodenfabrik des „Alten vom Böhmerwalde," wie Wenzels Vater genannt wurde, welcher sich durch Einführung dieses Industriezweiges ein großes Verdienst um die Bewohner des Böhmerwaldes erworben hatte und von dem auch der Lusenhansl gestern zu erzählen wußte.

Als der Jagdzug in dem kleinen Orte ankam, lief Alt und Jung herzu. Dem Bärenkönig ward allgemeiner Jubel und Anerkennung zu theil und dieses ganz besonders im Hause von Wenzels Eltern, die durch einen vorausgesandten Boten von der Sache bereits unterrichtet waren und in Oswald den Retter ihres Sohnes hoch willkommen hießen. Sie hatten für ihn schon ein Zimmer bereit und ein reitender Bote war bereits auf dem Wege nach Bergreichenstein, um den Arzt herbeizuholen.

Im Wirthshause „zum Schnepfen" aber wurde lustig gezecht und gesungen, und Bärenabenteuer in Menge erzählt. Die Heiterkeit wurde noch durch die Erzählung eines herzugekommenen Bauers erhöht, der zu Folge der angeschossene Bär sich über den Plattenhauser Sattel

geflüchtet, mitten unter des Lusenhansels Vieh gerathen und von diesem sofort mit den Hörnern angegriffen worden sei, worüber der Zottelbär erst in große Furcht gerathen, dann sich wie ein Hund mitten unter das Vieh hineingesetzt habe. Augenscheinlich konnte er nicht mehr weiter. Der Lusenhansl habe ihm dann mit seiner Hacke einen solchen Schlag auf den Kopf versetzt, daß er taumelte und erschrocken versuchte, nach dem Walde zurück zu flüchten, wo er nach kurzer Gegenwehr von einigen Holzhauern ganz erschlagen wurde.

Es währte auch nicht lange, kam die neue Jagdbeute an und es brach ein wahrer Bärenjubel los über das heutige, so unerwartet glückliche Jagdergebniß.

Wenzels Vater stellte den Schützen aus Freude über die Lebensrettung seines einzigen Sohnes seinen ganzen Weinkeller zur Verfügung und da der inzwischen angekommene Arzt Oswalds Wunde für nicht lebensgefährlich erklärte, so gab es einen Grund mehr, mit voller Freude hineinzutrinken in die prächtige Sommernacht und immer wieder anzustoßen auf „Waidmannsheil!“

VI.

Oswald ward alle nur erdenkliche Pflege zu theil. Er war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte; Hausherr, Frau und Sohn gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihm seine Lage so erträglich als möglich zu machen. Der Arzt von Reichenstein kam jeden zweiten Tag angefahren, um einen frischen Verband anzulegen und neue Anordnungen zu geben.

Zwischen Wenzel und dem Kranken entwickelte sich eine stets zunehmende Freundschaft, und Ersterer brachte fast jede freie Stunde bei ihm zu. Oswalds Eltern und der Lusenbauer kamen, sobald sie von dem Unfalle Nachricht erhalten, über das Gebirge herüber, um sich nach dem Befinden des Sohnes und Vetters zu erkundigen.

Der Lusenbauer hoffte bei dieser Gelegenheit die Fabrikation gedachten Holzes mit ansehen zu können, aber der Eintritt in die Fabrik war jedermann ohne Ausnahme verboten. Er hielt zwar das Ganze nur für ein sehr fragliches Unternehmen des Alten vom

Böhmerwalde, aber sehen hätte er es doch mögen, damit er darüber wenigstens hätte lachen können.

Er lachte auch ungesehen darüber an Oswalds Krankenbett und meinte, es ginge nichts über eine glatte Rechnung, wie bei Hütten: so und so viel Klafter, so und so viel Geld.

„Du willst sagen, Vetter, so und so weni Geld!" entgegnete Oswald. „Denk nur, dös viele und schöne Holz alle Jahr, und was bleibt Dir denn über, Vetter? Is 's denn wahr, willst wirkli den Vertrag mit der Hütten auf weitere zehn Jahr erneuern und auf no' a größere Klafterzahl? Soll dös Grund hab'n, Vetter?"

„Ja, es is scho' was dran," antwortete der Lusenbauer.

„Woaßt, was vor etli Tag der Schönauer Girgl zu mir gsagt hat?"

„Der Lump? Was der sagt, hat koa' Hoamat."

„Ja no', Du woaßt ja, er vogunnt Dir sei' frühers Guat nöd, er is Dei' Feind, aber nix gfreuet 'n besser, als wenn Du an' nuia Kontrakt mit der Hütten machest."

„Dös gfreuet'n?"

„Und rechtschaffen. Und warum? Weil er 's ganz guat austüpfelt hat, daß in Deiner ganzen Waldung in etli Jahrln koa' Stammerl mehr is, wennst den Vertrag machst. Vetter, daß D' nöd moanst, i red zu mein Gunsten, weilst scho' so oft gsagt hast, i erbet amol Dein Hof. Da dran denk i nöd, denn wer woaß 's, ob i nöd vor Dir stirb."

„Ja, wennst mit die Bärn raaffst, und über a gwisse Sach Tag und Nacht sinnirst, nacha gehst freili z' Grund an Leib und Seel, Du Dalk, Du!" versetzte jetzt der Lusenbauer etwas erregt. „Was aber 'n Kontrakt anbelangt mit der Glashütten, so hon i no' vier Wocha Zeit; bis dahin kann i mi no' bsinna."

„Bsinn Di nöd, Vetter!" sagte Oswald. „Mach koan Vertrag mehr, verleg di auf's Bretterholz. Wer woaß 's denn, ob wir nöd aa solche singende Baam finden, wie d' Maderer? Was sollst nacha d'Sach wegwerfa? Woast was, Vetter, versprich mir, daß 's Di vor vier Wochen nöd bind'st —"

„Dös versprich i Dir. Bis auf Maria Himmelfahrt (15. August) muaß i künd't habn, sunst geht mei' Vertrag wieder auf frische zehn Jahr furt. Aber wenn i künd', so hoaßt's tippeln, denn woaßt, i hon scho an' großen Vorschuß auf den nuia Kontrakt einbrockt."

Der Lusenbauer machte dieses Geständniß nicht ohne Erröthen.

„Woaßt," fügte er hinzu, „es woaß's neamd, als mei' Spezl, der Wirth in der Rosenau; es brauchts aa neamd z' wissen —"

Oswald mußte über des Vetters Harmlosigkeit lächeln, doch wollte er ihm den Wahn nicht zerstören, wollte ihm vorerst den Glauben in die Uneigennützigkeit seines Freundes nicht rauben.

„Mag's sein, wie's will, versprich mir nur, daß d' vordersamst den Vertrag nöd erneuerst. Ghoaßt mir dös?"

„Ja; da hast mei' Hand. Aber jetzt mach Dir z'wegen mir koane Skrupel, denk dran, daß d' bald wieder wirst, und die Dummheit z'wegen der Evi wirst wohl längst vergessen ham. I hon zwar von Deiner Wärterin ghört, daß d' im Fieber alleweil von der Evi phantasiert hast. Woaßt, i hon Dir nachgeben wegen 'n Holz, jetzt thua Du aa nach mein Willn und versprich mir, daß D' die Dummheit aufgibst und oana Sach nöd nachi thuast, die a frisch's Bluat verdirbt und aus Dir an' Loamian macht. Denk liaba an's Klessenbauern Deandl von Hohenau, dö grad wart' auf Di und die i amal für die richtige Bäurin vom Lusenhof halt. Erst gestern hon i mit ihr g'red't. Wennst ghört hättst, wie die gschimpft hat über Di, daß D' so fahrlässig bist und auf d' Bärnhatz gehst wie r a Jaga, und daß sie si' bedanken müaßt, an' Krüppel zum Mo' z' kriegen; sie is so ärgerli worn, daß 's ma nöd amal an' Gruaß an Di aufgebn hat."

„Is nöd vonnöthen!" meinte Oswald. „I hon an' andern Gruaß kriegt, der mir so wohl tho' hat, so wohl, wie 's der best' Balsam nöd könnt."

„Ebba gar von der — Evi?"

Oswald nickte lächelnd.

„Aber Osl! Durch wen denn?"

„Durch a Briefl. Da siehgst es." Oswald zog eine Karte unter dem Kopfpolster hervor und zeigte sie dem Vetter. Aber dieser konnte nur das gemalte Vergißmeinnicht entziffern, nicht aber die paar Zeilen, da er des Lesens unkundig war.

„Dös is ja a falsch's Wei!" rief der Lusenbauer; „die spinnt ja um Di a Netz, wie d' Kreuzspinna um d' Fliegen. Glei les ma jetzt dös vür, was 's geschriebn hat."

„So lus auf!" sagte Oswald und las mit aller Wärme:

„Mit Schrecken habe ich von Deiner Verwundung gehört, aber auch mit Bewunderung von Deiner Tapferkeit. Gott laß Dich bald wieder gesund werden. Ich bin für Dich besorgt und bete für Dich. Deine stets an Dich denkende Evi." Und am Rand steht no' dös Versl von mein zuckern Herz: „Zwei Herzen treu und rein, trennt nur der Tod allein."

Der Lusenbauer stand mit offenem Munde da.

„Sieghst," sagte Oswald, „die red't anders, wie 's Klessenbauerndeandl, dö Bauerntrantsch!"

„'n Tuifi sei' Sprach is anemal süaß," versetzte der Lusenbauer.

„Na', mit dem Tuifi nimm i 's auf!" antwortete Oswald; „mit dem gaang i in d' Höll aa, wenn's sei' müaßt."

„In die kömmts a so eini alle zwoa," rief jetzt der Lusenbauer. „Hon i denkt, über der Bärngschicht hast die dumm' Liabgschicht vergessen, dieweil — aber sag mir nur, Bua, was soll denn da draus wern? Möchtst es ebba aa macha, wie 's der böhmisch Hiasl 'n Schönauer gmacht hat? Osl, i bitt Di, werd wieder gscheid! Raaff Di liaba mit dö Bärn rum, als daß D' Dir a Wei einbild'st, dös D' amal nimmer

ham kannst. Bitt Dein heilin Namenspatron, daß er Dir Beistand leist't."

„Ja, dös is aa der recht! Dös Sträußl hon eam g'opfert, dös 's mir gebn hat in der Rosenau und bitt hon i 'n so viel, daß er mir's vergessen möcht lassen, dieweil denk i an gar nix anders mehr, Tag und Nacht und halt alleweil, und vergiß i amal drauf, so kimmt mei' Vetter, der Lusenbauer, und fangt wieder von ihr an. Da hat freili der heili Oswald a schwaar's Gspiel."

„I red' nix mehr!" versetzte der Lusenbauer schnell; „koa' Wörtl sag i mehr! Zeit is 's ohnedem, daß i hoam geh. Bis Pürstling aaffi werd' i mi fahrn lassen, der Herr unt' hat mir's selm antragn. Und also pfüat di Gott! Werd bald wieder ganz und — i sag nix mehr! Von mir sollst den Nama nimmer hörn."

„Jetzt fangst scho' wieder davon an —"

„Wer, I? — Fallt ma gar nöd ein!"

„Und wegn dem Vertrag, dabei bleibt's?" sagte Oswald.

„Aaf's Wort! Und Du schaugst Di um wegn die singenden Baam, verstanden? Und jetzt pfüat Di no' mal und kimm bald wieder ummi zu uns."

Unter der Thür blickte er noch einmal besorgt nach dem Kranken um, der ihm freundlich mit dem Kopfe zunickte.

Als die Thür sich hinter dem Lusenbauer geschlossen hatte, sank Oswald erschöpft in die Kissen zurück, unter

die er Evis Karte wieder gelegt hatte. Alsbald schloß er die Augen und verfiel in einen langen, erquickenden Schlaf. —

Es vergingen einige Wochen, bis Oswald so weit wieder hergestellt war, daß er die Stube verlassen und sich in der Nähe des Hauses ergehen konnte. Stets war er von Wenzel begleitet und als Oswald einmal den Wunsch äußerte, die Resonanzholzfabrikation sehen zu dürfen, war Wenzel sogleich bereit, ihm das Werk zu zeigen.

Welches Erstaunen bemächtigte sich hier des Waldhäuslers, als er sah, wie das schöne Holz, das man bisher zu weißer Pottasche verbrannt oder zu Siebreifen gespalten hatte, zu einem ihm bis jetzt unbekannten, viel edleren Zweck verwendet wurde, wie man es zu kostbarem Resonanzholz verarbeitete, aus welchem Musikinstrumente aller Art verfertigt werden. Das war freilich etwas ganz anderes, als die Holzschuhe, Drischeln, Heugabeln und Schusterspähne, welche die Waldhäusler Jahr aus Jahr ein um elenden Lohn schnitzten und es pochte ihm das Herz angesichts dieses kostbaren Holzerzeugnisses.

Dieses kostbare Holz ist ein Erzeugniß des Urwaldes. Die hier in altem Bestande lagernden Rannen liefern dasselbe. Es taugt nur das sehr feinjährige, äußerst langsam gewachsene, daher aus sehr schmalen und gleichmäßigen Jahresringen bestehende Holz von Hochgebirgsfichten und zwar nur von mehrhundertjährigen. Es können jedoch nur bestimmte Schichten

eines Stammes, mit besonders konstruirten Sägen herausgeschnitten, benützt werden.

Die Resonanzbodenhölzer bilden 4—7 Fuß lange, etwa zwei Zoll dicke und gegen zwei Fuß breite Bretter. Dieselben werden genau sortirt und wie sie aus dem Stamme nach einander herausgeschnitten werden, mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet, damit der Instrumentenmacher bei Zusammensetzung des Resonanzbodens das Holz, welches im Stamme nebeneinander lag, auch am Instrumente wieder zusammenfügen und somit eine möglichste Gleichartigkeit der einzelnen Resonanzbodentheile erzielen kann. Das Sägen und Trocknen dieses edlen Holzes erfordert eigene Einrichtungen, die gegen Ende der Zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts nur der Alte vom Böhmerwalde in dem weltverborgenen Mader einführte, welcher seine Erzeugnisse bereits nach Frankreich, England und Amerika versandte, bevor es einem Zweiten einfiel, in gleicher Weise das ihm reichlich zur Verfügung stehende Holz zu verwerthen.

Dieser Zweite war Oswald. Er wußte, daß in den hochgelegenen Waldungen seines Vetters sich viele hundert solch astlose Spitzfichten befanden, daß tausende von Rannen dortselbst der Verwesung anheimgegeben waren, die sich alle zur Verarbeitung dieses edlen Erzeugnisses vorzüglich eigneten, wie schon nach der Erzählung des Lusenhansls der Alte vom Walde sowohl, wie Wenzel geäußert hatten.

Eine freudige Hoffnung erfüllte ihn, der Lusen-

bauer konnte gerettet werden, die Prophezeihungen des Schönauers mußten zu Schanden werden. Freilich fehlte es an den Mitteln, die dem Vetter gehörige Säge am Sagwasser entsprechend umändern zu lassen. Aber auch dafür, meinte er, würde Rath werden.

Wenzel bemerkte das eifrige Interesse, welches Oswald an dieser Holzfabrikation nahm.

„Gelt,“ sagte er, „dös schaugt si’ besser her, wie’s Holzschuhschnitzeln? Zudem hätt’st aa Lust, wie r i merk?“

„Dös scho’,“ meinte Oswald; „aber die Einrichtung kost’ Geld.“

„Sie tragt aber aa Geld,“ entgegnete Wenzl. „Und in Dein’ Vettern seiner Waldung gibt’s Baam, wie’s im ganzen Böhmerwald nimmer z’ treffen.“

„Ja, so a Einrichtung wenn ma hätten, nacha brauchet si’ der Vetter koan Vertrag mit der Hütten abz’drucken lassen, der sein und mei’ Unglück is.“

„Da wern wir Dir scho’ Beistand leisten,“ versprach Wenzel. „Wir ham so viel B’stellungen, daß wir kei’ Konkurrenz fürchten, zumal drent im Boarischen. Die Mittenwalder, die Jahrhundert lang ’s Holz bis nach Schweden und Norwegen bezogen ham, verlanga jetzt von uns ihren ganzen Bedarf. Wir können keine neuen Bestellungen annehmen. Wir woll’n sorgen, daß Dei’ Säg eing’richt wird. Damit trag i an’ kloan Theil meiner Schuld ab.“

„Damit bin i völli einverstanden,“ pflichtete der eben herbeigetretene Alte vom Berge bei. „Was der Wenzel

gſagt, dabei bleibt's, und jetzt, Oswald, denk vorerſt an Dei' Geſundheit, dann an's G'ſchäft. Du kannſt bei uns da alles lernen, allen Vortheil abſchaugn, und wird dadurch Dei' Glück begründ't, ſo weiß i gwiß, Du vergißt nöd auf uns Hinterwaldler im Böhmiſchen herent und auf 'n Alten vom Böhmerwald.“ —

So wiegte ſich der ſtrebſame Burſche in die ſchönſten Zukunftsträume, denn die drohende Gefahr, in welcher der Luſenbauer ſchwebte, konnte ja beſiegt werden. Er lernte die Fabrikation bis in das ſcheinbar unbedeutendſte kennen, machte ſich mit den Maſchinen betraut und hoffte in Bälde die Leitung einer ſolchen Fabrik übernehmen zu können. Seine Geſundheit beſſerte ſich zuſehends und er hätte wohl ſchon wieder nach Hauſe gehen können, wenn ihn die gründliche Erlernung der Sache, aber auch die Bitten Wenzels und deſſen Eltern nicht zurückgehalten hätten.

Um den Luſenbauer von den kommenden beſſeren Verhältniſſen in Kenntniß zu ſetzen und ihn vom Kontraktsabſchluß zurückzuhalten, ließ er ſeinen Vater durch einen Boten bitten, nach Mader zu kommen und nachdem dieſer ſeiner Einladung ſofort Folge geleiſtet, trug er ihm auf, den Vetter um jeden Preis von der Erneuerung des Kontraktes zurückzuhalten und ihm die neuen Verhältniſſe klar darzulegen.

Der alte Osl verſprach, die Botſchaft ungeſäumt auszurichten und freute ſich mit dem Sohne über deſſen glänzende und anſcheinend geſicherte Pläne.

Somit ſetzte Oswald beruhigt die freudig über-

nommene Arbeit in der Fabrik fort, um immer mehr und neue Erfahrungen zu sammeln.

So kam der Vorabend des Frauentages heran, der sonst in dem stillen Ort ein seltsam buntes Leben brachte, da morgen in dem von Mader etwa anderthalb Stunden entfernten, unfern Rehberg gelegenen Wallfahrtsorte „Hauswaldkapelle“ ein großes Fest abgehalten wurde, zu welchem sich stets viele Wallfahrer aus Bayern und Böhmen zusammenfinden, die in feierlicher Prozession dorthin ziehen.

Oswald hatte in seiner Bubenzeit manchen Bittgang sowohl dorthin, wie nach dem hl. Berge mitgemacht und schöne Erinnerungen knüpften sich daran. Er freute sich, bei dieser Gelegenheit Freunde und Bekannte von drüben zu sehen und eine gewisse Ahnung sagte ihm, daß er dort auch Evi wiedersehen werde und ihr danken könne für das theilnahmsvolle Briefchen, das sie ihm nach seiner Verwundung zugeschickt, denn er erinnerte sich, daß an diesen Wallfahrtstagen die Glasbilderverkäufer von Außergefild, Grafenau und anderen Orten ihre Verkaufsstände offen hielten, und er zweifelte nicht, daß Evi den Malerzaches dorthin begleiten würde.

Der heilige Oswald hatte bis jetzt seine Bitte leider noch nicht ganz erfüllt. Evi trat wohl etwas zurück über den geschäftlichen Dingen, die sein ganzes Denken in Anspruch nahmen, aber sie erschien immer wieder auf der Bildfläche, so oft die geschäftlichen Gedanken abgethan waren, wie gerade jetzt, wo er, nachdem Feierabend eingetreten, auf einer Bank, die unter einer

Gruppe riesiger Tannen nächst des Weges angebracht war, ausruhte und sich, den Kopf in die Hand gestützt, seinen Gedanken hingab. Doch nahm er sich vor, keine weitere Annäherung mehr zu suchen, nur flüchtig danken wollte er ihr, denn so viel „Schick," meinte er, könne man selbst von einem Waldhäusler verlangen. Dann aber wollte er sie nur mehr aus der Ferne sehen, so ganz unbemerkt, und während er sich das vornahm, stand Evi ganz nahe bei ihm.

„Oswald!" rief sie ihn an.

Der Bursche schrak förmlich auf. Ein Ausruf der Freude löste sich aus seiner Brust. Mit wahrem Entzücken sah er nach der schönen Frauengestalt, die ein weißes, dreieckiges, mit Spitzen besetztes Tüchlein um den Kopf geschlungen hatte, wodurch die vom Marsche über das Gebirge gerötheten Wangen nur duftig angehaucht erschienen und die dunklen Augen mit den dunklen Brauen wunderbar hervorgehoben wurden.

„Evi!" stammelte nach einigen Augenblicken der Ueberraschung der Bursche. „Jetzt so was!" fuhr er dann fort; „grad hon i an Di denkt und — da stehst jetzt."

„Ja wie geht's Dir denn nur?" fragte sie. „I hon so viel Angst ghabt um Di arma Bua!"

„Guat geht's wieder, ganz guat. Und die Freud, die 's D' mir gmacht hast mit Dein schön' Billet! I dank Dir halt tausendmal dafür."

Er reichte ihr erst jetzt die Hand und unwillkürlich setzten sich beide nebeneinander und schienen

darauf vergessen zu haben, daß sie die Hände noch ineinandergelegt hatten.

„Also bist mir nöd bös gwen?“ fragte Evi. „I hon mir nie denken könna, warum Du am Grafenauer Kirta nimmer kömma bist. Also, was d' Hauptsach is, Du bist wieder gsund?“

„Ja, Gottlob! Der Bär hat mi nöd umbracht; aber was anders bringt mi vielleicht um.“

„Was anders? Was is nacha dös?“

„Evi — i sag Dir's, wie 's is — mei Liab zu Dir.“

„Oswald!“ rief Evi erröthend und zärtlich, „die braucht Di nöd umz'bringa. Sagt Dir denn Dei Herz nöd, wie r i an gar nix anders mehr denken kann als an Di und — nur wegen Dir hon i 'n Zaches ummag'leit' zum Wallfahrtskirta in der Hauswaldkapellen. Er is unten im Wirthshaus mit die Bildertrager zur Rast, ehvor wir 'n Weg nach Rehberg fortsetzen, wo wir bei'm Pfarrer, der a guata Freund is zum Zaches, unser Nachtquartier ham. Hoamzua fahrn ma über Außerg'fild und Freyung und da is 's ma drum z'thuan gwen, daß i Di sehg am Hinweg. Es gfreut mi scho' recht, daß D' wieder so guat beisamm bist. Kimmst morgen nöd aa auffi zur Wallfahrt?“

Oswald hatte das Mädchen während dieser Rede mit unendlichem Wohlgefallen betrachtet. Er konnte unmöglich eine Teufelei, wie sein Vetter meinte, aus dieser Rede herauskennen und zumal als sie vom Pfarrer sprach, mit dem doch gewiß der Teufel am wenigsten Gemeinschaft haben könne.

„An was denkst denn?" fragte Evi, als sie einige Augenblicke vergebens auf Antwort gewartet.

„An Di denk i," erwiderte Oswald, „alleweil an Di — und grad narrisch möcht i wern, daß — daß —"

„No', was denn?"

„Daß i Di nöd gern ham därf."

„Du därfst nöd?" fragte Evi verwundert.

„I möcht Di nöd unglückli machen —"

„Unglückli? Es gibt ja koa' größers Glück für mi, als Dei Liab."

„Aber wenn's der Maler erfahrt —"

„Der Maler? Was geht's den an? Der schenirt mi nöd."

„Evi!" sagte jetzt Oswald, in einer plötzlichen Aufwallung seinen Arm um sie schlingend, „g'hörst wirkli mir?"

„Gwiß!" erwiderte das Mädchen leise und erröthend.

„No', so woaßt was — es is freili a Sünd, aber — — Wart ma, bis i mir no' a Geld verdeant hon mit 'n Resonanzholz machen, nacha gehn ma verstohlns furt in's Amerika, koa' Mensch soll wissen, wohin."

„Aber Oswald!" rief Evi, sich aus seinem Arm losmachend, „was fallt Dir ein?"

„Anders sehg i koan Ausweg," erwiderte Oswald.

„Anders nöd?"

„Na'."

„So fürchts Di vor Dein Vettern, 'n Lusenbauern?"

„Vor dem und der ganzen Welt, wennst willst, vor mir selber, vor mein' G'wissen."

„Aber heilige Muatta Gottes, wie kimmst mir denn vor? Gel, Osl, Du treibst nur a Gspiel mit mir? Wenn i 's erlebet, daß Dei' Liab falsch is, nacha wär mir 's liebste: sterben."

In diesem Augenblicke hörte man den Maler nach Evi rufen.

„Hörst, der Zaches schreit Dir," sagte Oswald mit fast höhnischer Miene. „Bhüat Di Gott! I mag nöd mit eam zamkömma. Morgen sehg i Di drent bei der Hauswaldkapellen — b'sinn Di drüber, was i Dir gsagt hon."

„Und dös war Dei' Ernst? Nur verstohlns soll i Dir ghörn?"

„Anders is 's ja nöd mögli, leider Gottes!" erwiderte Oswald.

„Osl," sagte Evi, und Thränen strömten ihr aus den Augen, „geh, geh! und laß mi Di vergessen."

Sie verhüllte ihr Gesicht in den Händen und weinte.

Oswald aber entfernte sich rasch, gleich einem Verbrecher, der eine böse That begangen. Das Blut stieg ihm wohl dabei aus Scham in die Wangen, aber es war nun einmal nicht zu ändern.

Der Maler erschrak, als er Evi weinend antraf.

„Was is 's denn, Evi?" fragte er. „Gelt, Du bist müd vom weiten Marsch, i kenn Dir's an. Da bleiben wir heut lieber hier über Nacht beim Schnepfenwirth. Die Bildertrager wollen aa nimmer weiter und möchten lieber morgen früh die Waar nach der Kapell tragen. Mir is 's recht, bleiben wir da."

„Na', na'," entgegnete Evi rasch, „i bin scho' wieder ausg'rast'. Laß uns weiter ohne Aufenthalt."

Der Maler gab den Bilderträgern die nöthigen Anordnungen und nachdem er Evi gezwungen, ein Glas Wein zu trinken, schlug er mit ihr und in Begleitung mehrerer Grafenauer den Weg nach Rehberg zu ein.

Oswald sah der sich Entfernenden lange nach. Er wußte sich aus dem Gewirre so widersprechender Gefühle nicht herauszufinden. Da ward ihm durch den Kegelbuben vom Schnepfenwirth ein Zettelchen überbracht. Es war von Evi und in demselben das silberne Ringlein eingewickelt, das er ihr einst in Grafenau gegeben. Auf dem Zettelchen stand mit Bleistift geschrieben:

„Du hast mich getäuscht. Ich fürchte mich Sünden, noch länger Dein Geschenk zu tragen, das mich so herzlich erfreut. Lebe wohl und vergiß mich. Evi."

„Alle Teufel!" rief Oswald. „Wollt i dennast glei, es kömmeten a Dutzend Bären über mi und i könnt mi mit eahna z' todt raaffa! Gaang dennast an' End her — a so sehg i mi nimmer außi!"

VII.

Die beiden Bilderträger des Malerzaches, welche die schweren Kraxen auf dem Rücken trugen, hatten sich über das Gebirge müde gegangen und saßen wie angenagelt mit übereinander gespreizten Beinen auf ihren Stühlen in der Wirthsstube des „Schnepfen,“ vor sich in gläsernen Maßkrügen das hellgelbe böhmische Bier und die Pfeife im Munde. Außer ihnen waren noch andere Gäste zugegen, welche hier Nachtquartier nahmen, um morgen früh den noch weiten Weg nach der Wallfahrtskapelle zu machen. Die Bilderträger unterhielten sich mit einander und kümmerten sich sonst um niemanden. Doch sollte ihre Ruhe noch in sehr bedenklicher Weise gestört werden, als plötzlich drei Träger einer anderen Glasbilderfabrik erschienen.

Diese waren ebenfalls im Begriffe, nach der Hauswaldkapelle zu wandern und dort ihre Waaren an die zuströmenden Bauern zu verkaufen. Nun hatten die letzteren schon seit mehreren Monaten keine rechte Kauflust mehr gezeigt, wenn sie hausierend von Hof zu Hof

gingen und ebenso bei den letzten Märkten in Schönberg und Grafenau, während der Malerzaches jedes Mal ausverkaufte. Die bayerischen und böhmischen Hinterwäldler zogen eben auch die schönen und richtig gemalten Bilder diesen altgewohnten Klexereien vor, die sicher nicht zur Andacht stimmen konnten. Ganz besonders war das bei den Marienbildern der Fall, deren Einfachheit und äußerst holdseliger Gesichtsausdruck alle Käufer ungemein ansprach.

„Zu so an' Bild kann ma' dennast mit Andacht beten," sagten die Leute und trugen mit Freuden solch ein Bild vom „Kirta" mit nach Hause, während sie sich von den Machwerken der ihren uralten Schmierereien Treugebliebenen fast ganz abwandten.

Das erregte nicht nur Neid und Haß bei den Kollegen des Malers, sondern auch bei den Hausierern, welche durch den geringeren Absatz eine empfindliche Einbuße an ihrem Lohne hatten.

Was Wunder, wenn diese zuletzt Angekommenen sich sofort an den Grafenauern zu reiben und Streit anzufangen suchten. Nur mit Aufwand allen Ernstes gelang es dem Wirthe, den Streit zu dämpfen, der in Thätlichkeiten auszuarten drohte.

Im „Schnepfen" hatte nun allerdings der Streit ein Ende, aber die Angelegenheit war damit nicht beendet. Die Konkurrenz-Bilderträger sahen für den morgigen Markt an der Hauswaldkapelle ihr Schicksal voraus. Wenn sie überhaupt verkaufen wollten, mußten sie es zu herabgesetzten Preisen thun. Und so studierten

sie sich einen Plan aus, um dem ihnen drohenden Verlust wenigstens für morgen entgehen zu können. Als sie sich von der Wirthsstube aus in den Verschlag, der ihnen zum Nachtlager bestimmt war, zurückgezogen, beratschlagten sie und einigten sich endlich dahin, daß sie morgen in aller Frühe den Weg nach Rehberg zu antreten, in der Schachtelei aber die Grafenauer erwarten, mit ihnen Streit anfangen und dabei ihre Bilder in die tiefe Schlucht der Wydra hinabwerfen wollten.

Der Weg nach dem Gebirgsdorfe und dem einstmals freien, königlichen Bezirk Rehberg führt theilweise am Ufer des Wydraflusses entlang in eine wilde, tiefe Waldschlucht, welche dieser südliche Quellfluß der Wotawa zwischen den gewaltigen Urgebirgsmassen aushöhlte. Man heißt es die Schachtelei. Tief unten braust der Fluß, der seine kleinen Wellen schäumend und brüllend an den geschlossenen, mächtigen, sein Bett ausfüllenden Felsenblöcken bricht.

Hier sollte der Ueberfall stattfinden. Die Grafenauer Bilderträger konnten hier nicht ausweichen, man konnte ihre mit den Glasbildern voll gepackten Kraxen hier am sichersten aus der Welt schaffen und die Konkurrenz war für die Anderen beseitigt.

Der Kegelbub, welcher Oswald Evis Zettelchen überbrachte, hatte sein Nachtlager neben dem Verschlage und hörte so unfreiwillig diese Abmachung. Er wußte, daß die Grafenauer die Waaren für den Herrn und die Frau trugen, welch' letztere ihm für die Besorgung des Zettelchens ein so gutes Trinkgeld gegeben, daß er

drei Tage lang hätte Kegel aufsetzen müssen, um so viel zu verdienen, und so glaubte er verpflichtet zu sein, sie vor Schaden zu bewahren und er meinte das am besten dadurch zu können, wenn er Oswald von dem Anschlage rechtzeitig in Kenntniß setzte. Jetzt, mitten in der Nacht, vermochte er das freilich nicht mehr, aber am anderen Morgen, sobald die Träger aufbrechen würden, wollte er Oswald von ihrem Vorhaben benachrichtigen.

Aber so ein junger Fant, der sich den ganzen Tag abplagt, hat einen gesunden Schlaf und als er am frühen Morgen erwachte, war der nachbarliche Verschlag bereits leer, denn die dort Uebernachteten hatten sich schon auf den Weg gemacht. Rasch kleidete er sich an und sah nach, ob die Grafenauer noch da wären; aber auch diese hatten sich kurz vorher auf dem Wege nach der Schachtelei entfernt.

Der Bub eilte nun, so schnell er es vermochte, in das Haus des Fabrikherrn und suchte Oswald auf seiner Stube auf.

Letzterer, der eine qualvolle Nacht durchgemacht, war gegen Morgen aus Erschöpfung eingeschlafen und mußte von dem Kleinen erst geweckt werden. Als er aber dessen Botschaft hörte, wußte er sofort, was er zu thun hatte. In räthselhafter Schnelligkeit war er angekleidet, nahm einen festen Knüttelstock zur Hand und eilte den Weg nach der Schachtelei zu. Dem Kegelbuben hatte er gegen Verabreichung eines guten Trink=

geldes befohlen, vorauszulaufen und die Grafenauer Händler womöglich aufzuhalten.

So rasch aber auch alles vor sich ging, hatten die Grafenauer doch einen bedeutenden Vorsprung und erreichten, ehe der Kegelbub sie einholte, die Schachtelei.

Sie waren nicht wenig überrascht, den schmalen Steig ober der Schlucht von ihren Gegnern besetzt und versperrt zu finden. Da diese ihre Kraxen abgelegt hatten, fanden es die Grafenauer für räthlich, rasch dasselbe zu thun. Sie ließen die schweren Kraxen vom Rücken und versuchten, sich mit dem Knüttel in der Hand den Durchgang zu erzwingen. Rasch entspann sich ein Kampf von Dreien gegen Zwei und schon sahen sich diese zum Rückzuge gezwungen, schon war einer ihrer Feinde bemüht, ihre Waaren in die tiefe Schlucht hinunter zu stoßen, als Oswald mit hochgeschwungenem Stock erschien, den er sofort mit jenem, der die Bilder vernichten wollte, in Fühlung brachte, und als dieser ausriß, auf den Rücken der beiden anderen spielen ließ, die über diese unerwartete Wendung auf's höchste bestürzt waren und all' ihren Muth verloren hatten. Daß es Oswald an den gehörigen Titulaturen diesen Wegelagerern gegenüber nicht fehlen ließ, ist selbstverständlich und als die Grafenauer, um sie zu schrecken, nun ihrerseits Miene machten, die gegnerischen Waaren denselben Weg gehen zu lassen, der den ihrigen bestimmt gewesen,. baten sie in jämmerlicher Weise um Schonung und versprachen auf ihren heiligen Eid, daß sie von nun an nichts übles mehr gegen sie unternehmen wollten.

Oswald verlangte zur größeren Vorsicht von ihnen, daß sie sich erst eine halbe Stunde nach Abgang ihrer Feinde von dem Platze entfernen dürften. Das versprachen sie denn auch und so nahmen die Grafenauer ihre Kraxen wieder auf und gingen unter Dankesbezeugungen von dannen.

Auf ihre Frage, wen sie dem Malerzaches als ihren Retter in der Noth bezeichnen sollten, antwortete Oswald:

„Sagts nur, der Waldhäusler Osl is 's gwen; es is weiter nöd der Red werth."

Der Bursche, der den Gegnern nicht traute, blieb so lange in der Nähe, bis er seine Schützlinge in Sicherheit wußte. Erst nach Abfluß einer geraumen Zeit gestattete er den Weitermarsch, der um so leichter zu gewähren war, als inzwischen mehr Leute des Weges kamen, die alle das gleiche Ziel nach der Hauswaldkapelle verfolgten.

Oswald aber kehrte nicht sofort nach Mader zurück. Aus der Waldschlucht herausgetreten, konnte er die hochgelegene Kirche mit dem Pfarrhofe von Rehberg deutlich erkennen. Der davor ausgebreitete grüne Wiesenhang erglänzte im hellen Lichte der aufgehenden Sonne, während die Waldungen des hinter dem Ort aufsteigenden Brennte-Berges in duftigem Dunkelgrün erschienen. Dort residirte einstens der Schlangenkönig mit einer zahllosen Menge von Schlangen.

Dieser Schlangenkönig war eine ungeheure Schlange mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, welche zum Entsetzen der Holzhauer und Viehhirten mit seinem

Natterngefolge oftmals zum Vorschein kam. Da faßte der damalige Richter des königlichen Freigerichtes Stadlau den Entschluß, die Gegend von der Schlangengeißel zu befreien. Er ließ den ganzen Berg mit großen Haufen trockenen Reisigs, Stroh und Moos umgeben und dann anzünden. Der Brand theilte sich dem Walde mit und bald standen tausend Joch Urwald in hellen Flammen. Wochenlang brannte es fort und als endlich das Feuer erlosch, stand kein Baum mehr auf dem Berge. Die Schlangen hatten ihren Untergang sammt ihrem König in den Flammen gefunden. Man hat weder von ihm, noch von seiner Krone mehr etwas gesehen. Der Berg aber, gedüngt von der vielen Asche, überzog sich bald mit neuem, üppigem Anflug und so deckt ihn abermals ein schöner Fichtenwald.

Dieser Sage gedachte jetzt Oswald. Auch sein Inneres war seit Wochen durchwühlt wie von Schlangengezücht und seine bösen Gedanken verdarben sein sonst so freies und glückliches Gemüth. Er fühlte, daß sein Mannesstolz dadurch Schaden litt und noch mehr leiden mußte, wenn er sich noch länger mit Wünschen und Hoffnungen abquälen würde, die er nicht offen vor aller Welt an den Tag legen könnte. Er hatte im Nachdenken vergangene Nacht sein besseres Selbst wiedergefunden und die soeben verrichtete männliche That sagte ihm, es sei doch schöner, männlich zu handeln und zu thun, den Nebenmenschen beizustehen in Drang und Noth, im Kampfe um sein Eigenthum ihn zu schützen, als ihn listiger Weise um sein Theuerstes zu betrügen.

Ehrlich wollte er von nun an wieder denken und handeln und wie der Richter von Stadlau die Nattern am Brenneberg vertilgte, so wollte auch er alle unlauteren Begierden in seinem Herzen tilgen und ein braver Bursche bleiben, der öffentlich und ohne Scheu einzustehen vermochte für jede seiner Thaten.

VIII.

Nach Mader zurückgekehrt, erwartete ihn ein Bote des Lusenbauers, welcher ihm einen Brief übergab, den sich der Bauer durch den Sohn seines Hüters hatte schreiben lassen. Dieser lautete:

„Osl! Der Vertrag mit der Hütten ist morgen am 15. August neugeschlossen, wenn nicht Schlag zwölf Uhr der Vorschuß von zweitausend Gulden, den ich durch die Beihilfe des Rosenauer Wirthes empfangen habe, auf dem Herrentisch in der Rosenau liegt. Der Rosenauer hat das für mich so eingefädelt, Schlag zwölf kommt der Schreiber mit dem Hüttenherrn und wenn das Geld nicht auf den Schlag am Tisch liegt, gilt es nicht mehr. I habe das so im Rausch unterschrieben und hab mich verpflichtet, keinen einzigen Stamm mehr zu schlagen zehn Jahr lang, bis nicht die Hütten alles Holz, wie es im Kontrakt steht, für sich geschlagen hat und daß sie zehn Jahr lang schlagen und wirthschaften kann, wie es ihr beliebiget. Und also wirst Du einsehen, daß da nichts mehr zu machen ist. Das Geld

leiht mir kein Mensch nicht und ich mag auch gar niemanden darum angehen und weißt Du einen anderen Ausweg, so komm. Ich schicke mein Fuhrwerk mit dem Hüterbubn bis zum oberen Waldhaus hinauf, da wartet er, bis der Bot zurückkommt. Laß Dich bis Pürstling vom Maderer Herrn fahren, dann brauchst Du nicht so viel zu gehen, was Dir nicht gut thun thäte. Weißt Du aber keine Hilfe nicht, so bleibe lieber drenten. Ich sehe gut ein, daß ich eine richtige Dummheit begangen hab, aber jetzt ist es zu spät. Es begrüßt Dich Dein Vetter Veit."

Oswald erbleichte, als er diese Zeilen las. Die Prophezeihung des Schönauers war sonach ihrer Erfüllung nahe, sie war kaum mehr abzuwenden. All' die schönen Hoffnungen, die er sich vom Resonanzholz versprach, sah er wieder zunichte werden. Und wie dauerte ihn der gutmüthige Lusenbauer! Daß auch er sein künftiges Erbe verlor, darüber machte er sich nicht viele Gedanken. Aber der Vetter, der eine solche Freude an seinem Walde hatte, er sollte diesen nun Andern übergeben, andere darin wirthschaften lassen nach Belieben zehn Jahre lang, mit andern Worten, er sollte ihn bis auf den letzten Stamm aushauen lassen. Das empörte den jungen Mann geradezu und er hob wie drohend die Faust, als er des falschen Freundes, des Rosenauers, gedachte, der aus sträflichem Eigennutz den gutmüthigen Lusenbauer schon jahrelang im Schlepptau hatte und nun mit kaltem Blute um sein Hab und Gut bringen wollte, vielleicht um einer

unbedeutenden Erkenntlichkeit willen, die er dem Geschäftsleiter der Glasfabrik schuldete und nun für einen dem Geschäfte möglichst vortheilhaften Vertrag besorgt war.

Dieser verhängnißvolle Brief des Vetters drückte wie ein Bleigewicht auf Oswalds mit frischen Hoffnungen erfülltes Herz. So traf ihn Wenzel, der ihn theilnahmsvoll fragte, was ihn so errege?

Oswald gab ihm den Brief.

„Du siehgst,“ sagte er, „i soll koa Glück ham. Jetzt is ausgespielt auf mein Resonanzholz, die schön' Spitzfichten wern aufklaftert oder zu Pottaschen verbrennt und i — i — schnitzel halt wieder mein Holzschuah und bleib der arm' Waldhäusler, der i war.“

Wenzel hatte während Oswalds bitterer Rede den Brief des Lusenbauers durchflogen und ein freudiger Strahl drang aus seinen Augen, als er jetzt zu dem Freunde sagte:

„Osl, Dir verdank i mei' Leben und i sollt Di um Dei' künftige Sach kömma lassen? Aus der Schwulität muaß Dei' Vetter außakömma. 's Geld kann i Dir geben und no' mehr dazu, da brauch i 'n Vater gar nöd z'fragen, der mit mir ein und dieselbe G'sinnung hat.“

„Wenzel!“ rief Oswald erfreut, dann aber setzte er beklommen hinzu: „Jetzt wär d' Hilf da, aber d' Zeit is z' kurz. I kann vor zwölfe d' Rosenau nimmer erreichen.“

„Moanst?“ fragte Wenzel und überlegte einen

Augenblick. Dann sagte er entschlossen: „Aber probiren können wir's. Richt Di zam; i laß einspannen und nimm's Geld in Banknoten mit. Viertausend Gulden, die wern ausreichen, Dich in Respekt z' setzen. Was wir nöd brauchen, tragen wir wieder heim. Also, trawe, trawe! (schnell, schnell)."

Kaum eine Viertelstunde später sprengten zwei flüchtige Jucker im Thale des Maderbaches und längs des wilden Filzes nach dem Pürstlinger Jägerhause. Wohl noch niemals sauste ein Fuhrwerk mit solcher Schnelligkeit auf dem von schweren Holzfuhren ausgefahrenen Sträßchen dahin. Wenzel hielt den Kutscher zu immer noch rascherem Tempo an und so erreichten sie schon nach Dreiviertelstunden die Försterei im Urwalde.

Wenzel trug dem Kutscher auf, die Pferde ausschnaufen zu lassen und dann ohne Aufenthalt wieder heim zu fahren. Er selbst aber eilte mit dem Freunde, so rasch es anging, den Weg hinan zum Gebirgskamm, vorüber am Hochgericht und hinab zu den Waldhäusern.

Wie eine Ewigkeit erschien den Beiden der Marsch auf dem Gangsteige, sie liefen mehr, als sie gingen und Wenzel hatte Sorge um den kaum genesenen Freund, daß er am Wege liegen bleiben mußte. Endlich kamen sie doch bei dem obersten Waldhause an, wo des Lusenbauern Fuhrwerk bereit stehen sollte, aber zu ihrem Entsetzen hörten sie des Waldhäuslers Auskunft:

„'s Bäuwl hat gmoant, da Osl kimmt nimmer und

is hoam gfahrn; ghungert und dürst hat 'n; leicht dawischts 'n no' im Wirthshaus unt'."

Also ging es wieder bergab in einer Art Dauerlauf. Oswald nahm sich keine Zeit, zu seinem vom Wege etwas abseits gelegenen Vaterhause hinzugrüßen, obwohl er seine Eltern vom Hause nach ihm herüberwinken sah. Mit Angst blickte er gleich Wenzel nur nach dem eine halbe Stunde weiter unten gelegenen Wirthshause, neben welchem sie schon in großer Entfernung einen Einspänner stehen sahen.

Aber zu ihrem Schrecken sahen sie auch, daß das Fuhrwerk sich soeben langsam in Bewegung setzte. Sie riefen und huppten aus Leibeskräften und der Pferde lenkende Hüterbub ward endlich durch einen vor dem Wirthshause stehenden Mann zum Halten aufgefordert.

Dieser gefällige Mann war niemand anders, als der Schönauer Girgl, der sich noch immer im Revier der Waldhäuser aufhielt und sich nun, mit dem Hüterbuben in ein Gespräch einlassend, von diesem erfuhr, weshalb Oswald von Mader herüber kam, denn der Hüterbub war ja der Schreiber jenes verhängnißvollen Briefes gewesen. So ward Girgl mit der gefährlichen Lage vertraut.

Athemlos und fast zum Niedersinken erschöpft kamen die beiden jungen Männer am Wirthshause an, wo ihnen der Schönauer spöttisch lachend entgegengrinste.

„Bleib nur heroben, Osl, und trink a Maß," sagte er; „es hilft Dir nix mehr; es is scho' halbe zwölfe. Du kimmst nimmer awi auf d' Rosenau, und wennst

a Rennroß hätt'st. Es ist kömma, wie i gsagt hon."

Oswald würdigte ihn keines Wortes. Er stürzte nur nach dem Wagen und nachdem beide Männer darin Platz genommen, nahm Wenzel den Hüterbuben die Zügel ab. Oswald gab ihm eine hinter die Ohren für seine Unverlässigkeit und Plauderhaftigkeit, hieß ihn absteigen und zu Fuß nachkommen und „hui!" ging es den Hang hinab St. Oswald zu.

Es schlug soeben auf dem Thurme der Stiftskirche drei Viertel auf Zwölf. Von hier aus, wo eine schöne Fahrstraße begann, konnte die Rosenau leicht in einer Viertelstunde erreicht werden. Die beiden Freunde athmeten etwas leichter auf.

Aber diesem leichteren Athmen folgte ein zweifacher Schreckensschrei, denn als Wenzel den Gaul, den er eine halbe Minute ausschnaufen und zu diesem Zwecke im Schritt gehen ließ, wieder zum Trabe antrieb, stürzte das auf den Vorderfüßen schon sehr geschwächte Pferd über einen Stein und kam auf die Vorderfüße zu fallen. Vergebens waren alle Anstrengungen, das Pferd wieder in die Höhe zu bringen.

Beide waren in Verzweiflung. So nahe dem Ziele und dennoch — verloren! Zu Fuß konnten sie die Rosenau unmöglich mehr erreichen.

Da kam ihnen das einspännige Fuhrwerk des Klessenbauern von Hohenau entgegen. Der Klessenbauer war in Grafenau gewesen und machte den Heim-

weg über St. Oswald, wo er im Bräuhause jeden Sonntag ein Fäßchen Bier auflud.

„Jeß, der Klessenbauer!“ rief Oswald, „dem i sei' Deandel heirathen soll.“

„So? Der kimmt uns grad recht!“ sagte Wenzel, und als das Fuhrwerk ganz nahe herangekommen war, rief er ihn an:

„Klessenbauer, kehrts schnell um. Leihts uns enkern Einspänner in d' Rosenau. Wenn wir nöd Schlag zwölfe dort san, is 'n Osl sei' Erbschaft, der Lusenhof, beim Teufel.“

„Waar — nöd — bitter?“ sagte der langweilige Bauer. „Wie so dös?“

„Dös wern wir enk hintnach sagen,“ erwiderte Wenzel; „'n Osl sei' Glück hängt davon ab und — nur schnell, sunst nutzts nix mehr!“

„Ja no' — a Roß soll ma' nöd aus der Hand geben — aber — was is 's denn mit 'n Lusenbauer sein' Gaul?“

Wenzel ließ ihm nicht lange Zeit zur Betrachtung. Er schwang sich zum Klessenbauer auf den Sitz hinauf, bat diesen, abzusteigen, forderte Oswald auf, neben ihm Platz zu nehmen und als dieses geschehen, wandte er das Fuhrwerk, hieb auf den Gaul ein und sauste davon.

Der Eigenthümer stand verblüfft da.

„Weih! Weih!“ rief er ihm nach. Du daschlagst mir ja mein Gaul! Staad! Staad! Jeses, so hon i mein Gaul in dö fufzehn Jahr, daß i 'n hon,

no' nöd laufa sehgn. Staad! Staad! O mei' arm's Bräunl!"

Wenzel hörte nicht mehr auf ihn. Er sah nur nach vorn, und vom Kirchthurm hallte soeben der erste Schlag der Mittagsstunde, als der Wagen vor dem Wirthshause in der Rosenau, unter dessen Thüre der Lusenbauer todtenbleich nach den Ankommenden ausschaute, anhielt.

Vom Wagen springen und in die Herrenstube stürzen, war für Wenzel das Werk eines Augenblickes.

Hier saßen der Glashüttenherr und dessen Buchhalter. Der zwölfte Schlag war noch nicht verklungen, als Wenzel rief:

„Wir bringen 's Geld für 'n Lusenbauer. Es gilt koa neuer Vertrag mehr!"

Zu gleicher Zeit griff er in die Seitentasche seines Sammtjankers, um die Brieftasche mit den Banknoten herauszuziehen.

Plötzlich erblaßte er — die Brieftasche war nicht mehr vorhanden.

„Was is 's?" fragte Oswald, der ihm rasch nachgefolgt war.

Wenzel sank wie ohnmächtig auf den nächsten Stuhl nieder und sagte:

„Jetzt hab i 's Geld verlorn!"

Nun wich auch dem Oswald die Farbe aus dem Gesicht, der sich schon den schönsten Hoffnungen hingegeben, und der Lusenbauer fing am ganzen Leibe zu zittern an.

Der Wirth aber wechselte mit dem Buchhalter einen verständnißvollen, freudigen Blick und letzterer erlaubte sich sogar die Bemerkung:

„A guate Ausred is an' Batzen werth."

Jetzt aber erhob sich der Hüttenherr und sagte zum Buchhalter:

„Es gibt Dinge, die nicht einmal einen Batzen werth sind und zu diesen gehören Sie. Sie hatten den zweifelhaften Muth, mich zu einem so unwürdigen Kontrakte zu verleiten und wollen nun nicht einmal eine derartige Thatsache als Entschuldigung gelten lassen. Ich wollte nur sehen, wie weit Ihre Ränke gehen und bin nur deshalb mit hergekommen, um dem Lusenbauer zu sagen, daß es ihm freisteht, den Kontrakt zu erneuern oder nicht, und daß er bestimmen soll, wie viel Holz er, ohne seiner Waldung zu schaden, jährlich ablassen kann und mag. Die Vorschüsse, die ihm der Wirth gegeben, gehen mich ja gar nichts an. Das war nur so eine Abmachung zwischen diesem und meinem Buchhalter," erklärte er den Anderen. „Der Wirth wird schon zu seinem Gelde kommen. Sie aber," schloß er, sich zu seinem Buchhalter wendend, „sind von dieser Stunde an nicht mehr in meinen Diensten."

Der Lusenbauer glaubte die Engel im Himmel singen zu hören.

„Gnä Herr," sagte er, „Des saads a Mann, vor dem ma' Respekt ham muaß. I hon weiter koa' Angst ausgstanden."

„Habt Ihr mir wirklich zugetraut, daß ich Euch solcher Art um Euer Hab und Gut bringen könnte?" fragte der Hüttenherr.

„Glauben hon i 's nöd wolln, aber recht gheuer is 's ma aa nöd gwen. No' ja iatzt, weil wieder alles recht wär, is 's Geld verlorn. So folgt oa' Schrecka auf 'n andern. Was is da z' thoa?"

Der Hüttenherr erfuhr erst jetzt gesprächsweise, daß Wenzel der Sohn des Alten vom Böhmerwalde sei und bedauerte nun lebhaft, daß er und Oswald in so sichtlicher Weise sich abgehetzt und nun zu alledem noch das Geld verloren hätten, das hoffentlich durch einen ehrlichen Finder wieder zum Vorschein kommen werde.

Wenzel war schon zufrieden, daß des Freundes Absicht nun doch erreicht sei. Die Brieftasche hoffte er schon wieder zu bekommen.

Es wurden sofort Leute ausgeschickt, um den Weg, auf welchem die beiden Freunde hergefahren, abzusuchen und überall bekannt zu machen, daß der redliche Finder eine große Belohnung erhalten werde.

Und nun suchten sich die vielgeplagten Burschen und der geängstigte Lusenbauer zu stärken, zum letzten Male beim Rosenauer, der ein so falscher, hinterlistiger Freund war, mit dem man künftig nichts mehr zu schaffen haben wollte.

Dem Klessenbauer war es gelungen, den gestürzten Gaul des Lusenbauer wieder auf die Beine zu bringen und das Einspännerchen bis in die Rosenau zu fahren, wo er es gegen sein eigenes umtauschte. Es ward ihm

auf's beste gedankt und der Lusenbauer raunte ihm in's Ohr:

„Naachst kimm i auf d' Frei für 'n Osl. Jetzt san ma wieder gstellt und i bin Willens, eam zu übergeben. Er verstehts besser, wie r i."

Der Klessenbauer lachte breit und nahm dann eine Prise Schmalzler.

„No' ja, kimm halt," sagte er. „Wir wern scho' handelsoans wern." —

Während sie Mahlzeit hielten, trat der Schönauer Girgl zur Thüre herein, erhitzt und bestaubt.

„I woaß's daß enk allezam zwida bin," sagte er. „Aber in bring enk dennast zum lacha, wenn enk ebbas zoag; da schaugts her, was i gfuna hon?"

„D' Brieftaschen!" riefen alle zugleich, auf's höchste erfreut.

Girgl reichte sie Wenzel hin.

„Beim Aufsteigen am Waldhauser Wirthshaus is 's Dir außa gfalln," berichtete er. „I hon Dir nachgschrien, aber Du hast mi nimmer g'hört. Es därf si' nix faahln."

Es fehlte auch nichts; die Banknoten waren vollzählig vorhanden. Wenzel nahm ein Paar heraus und reichte sie dem Schönauer als Finderlohn. Aber dieser winkte mit der Hand ab, indem er sagte:

„Dös wär sauber, wenn i mei' Ehrlichkeit zahln lasset. B'halt Dei' Geld! Der Schönauer is armseli dran, aber sein Bauernstolz hat er davontwegn no'. Willst mir aber die etli Maßln Bier zahln, die in heunt

no' beim Rosenauer trink, so sag i „Vergelts Gott!“ denn i hon mi dursti gloffa von die Waldhäuser awa. Und was is 's mit 'n nuia Vertrag?“ fragte er jetzt den Lusenbauer. „Hams di scho' drinn im Stall, daß 's Thürl grad zuaschlagn därfen?“

Der Lusenbauer klärte ihn auf, daß alles in beste Ordnung gekommen sei, auch ohne das Geld.

„No', is mir aa liaba,“ versetzte der Schönauer. „I vogum Dir mei' Sach zwar niermals, aber 's z' grundgehn ist gar so hart und 's veracht' sein, daß i 's koan Menschen anwünschen möcht. So, und jetzt trink i mir an' Rausch an auf dö Gaudi!“

Man überhäufte den Alten mit Danksagungen und Freundschaftsbezeugungen und der Wirth ward beauftragt, ihm das Beste an Speise und Trank vorzusetzen so viel er wolle, nicht nur heute, sondern auch alle künftigen Feiertage. Der Lusenbauer sagte aber beim Abschied zu seinem langjährigen Spezl, dem Rosenauer:

„Wir zwaa san quitt, zahlt is und — bei uns zwoa is ausgspezelt, mei' Einkehr ist künfti beim Bräu z' Oswald!“ —

Wenzel kehrte erst wieder nach Mader zurück, nachdem er die Anlage der Resonanzholzsäge am Sagwasser bis in's kleinste mit einem Mühlarzt besprochen und die nöthigen Maschinen bestellt waren.

Inzwischen fällte Oswald die ihm von Wenzel als passend angewiesenen Bäume und schaffte sie an die Säge, damit dort die Arbeit ohne Verzug begonnen werden konnte. Wenzel war überall mit Rath und That

hilfreich zur Hand und kam zu diesem Zwecke oft von Mader herüber.

Die Gedanken an Evi wurden bei Oswald durch diese geschäftlichen Dinge etwas in den Hintergrund gedrängt, durch nachstehenden Umstand aber wieder neu geschürt. Er hatte vom Malerzaches ein Dankschreiben erhalten für den guten Dienst, den er ihm geleistet und worin er ihm zeitlebens seine Dankbarkeit versprach. Er schrieb unter anderem, daß er gern selbst nach den Waldhäusern gekommen wäre, um persönlich seinen Dank abzustatten, daß ihn aber die Krankheit seiner Frau am Hause festhielte.

Diese Nachricht beschäftigte nun freilich wieder vielfach den jungen Burschen und machte ihm Nachts manche schlaflose Stunde. Doch glaubte er, das Uebel würde nur ein vorübergehendes sein und wenn er zum nächsten „Kirta“ wieder nach Grafenau käme, würde er über das Befinden Evi's, der vermeintlichen Malersfrau, beruhigende Auskunft erhalten.

Inzwischen jedoch gab sich der Lusenbauer aller erdenkliche Mühe, Oswald mit der Klessenbauerntochter in Verspruch zu bringen, um ihm dann das Anwesen übergeben zu können, da er fühlte, daß er dem neuen Geschäfte nicht mehr gewachsen sei und er überhaupt nicht mehr Lust hatte, sein altes Waldlerhirn, wie er sagte, mit neumodischen Dingen zu beschweren.

Aber Oswald dachte nicht an das Klessenbauern-Deandl, nein, er dachte neuerdings wieder mehr denn je an diejenige, die er nie besitzen konnte — an Evi.

IX.

Wenige Kilometer von den oberen Waldhäusern entfernt gegen den Rachel zu befindet sich auf einer großen Blöße eine aus unbehauenen Baumstämmen aufgeführte Hütte. Sie ist nothdürftig eingedeckt, kleine Durchschnitte in den Stämmen vertreten die Stelle der Fenster, ein großer Ausschnitt bildet die Thüre, so daß man nur gebückt in das Innere der Hütte treten kann, deren Boden aus der nackten Erde besteht. Ein roh aufgeschichteter, höhlenartiger Steinhaufen vertritt die Feuerstelle, und der Rauch muß seinen Abzug durch die Fensteröffnungen oder die Luken im Dache nehmen.

Die Einrichtung besteht in einer mit Waldstreu belegten Pritsche, einem kastenähnlichen Verschlage, einem roh gezimmerten Tische und einer ebensolchen Bank. In der vorderen Ecke aber ist ein Kruzifix angebracht, neben welchem zwei Glasbilder die heiligen Viehpatrone Leonhard und Wendelin darstellen.

Neben diesem Raume befindet sich ein ärmlicher Stall für ein Paar Ziegen.

Das war die Schaluppe des Lusenhansl; hier pflegte er auch seiner Ruhe, sobald er sich vergewissert, daß das ihm zur Hochwaldweide anvertraute Vieh sich unter dem nothdürftig aufgerichteten Schuppen oder unter einzelnstehenden Bäumen und Buschwerk ebenfalls zur Ruhe gelegt. Dann holte er aus dem Kasten die Ziegenmilch und ein Stück kohlschwarzes Brod hervor, brockte sich letzteres ein und aß mit beneidenswerthem Appetit mittels des runden Blechlöffels seine Abendmahlzeit, wobei er nicht versäumte, die Tischgebete zu verrichten. Dann gab er sich einige Zeit seinen einfachen Gedanken hin, bei welcher Gelegenheit er sein Hirn durch eine tüchtige Prise Schmalzler anzuregen versuchte. Oft gab er diesen Gedanken durch laut gesprochene Worte oder helles Lachen Ausdruck. Und zum Lachen hatte er allen Grund, denn er hatte auf der Herrgottswelt keinen Wunsch mehr, und so gab er seine volle Zufriedenheit gegen sich und Andere oft in den Worten zu erkennen:

„Mi hungert und dürst' nöd, mi schaugt neamd an um mei' schlechts Gwanta, koa' Mensch kimmt zu mir auf's fordern, weil i koan Menschen ebbas schuldi bin und zerkei'n (streiten) thua i mi aa mit neamden da heroben in meiner Einsamkeit, — sonach leb i in Frieden mit der ganzen Welt und i thaat mi b'sinna, wenn i mit 'n Landrichter z'Grafenau tauschen müaßt."

So ungefähr lautete fast täglich sein Selbst-

gespräch, aber vom Landrichter von Grafenau fielen seine Gedanken sofort auf seine Tochter, die an den Bildertrager des Maler Zaches verheirathet war. Da die Ehe kinderlos geblieben, nahm sie, gleich ihrem Manne, die Kraxe mit den Bildern auf den Rücken, ging mit ihm in die Fremde und durchzog auf diese Weise Ungarn, Rumänien und die Donaufürstenthümer, wohin ihnen ein Vorrath von Bildern nachgesandt wurde.

An diese seine in der Fremde herumwandernden Kinder dachte der Lusenhans wohl am meisten. Schon seit einem halben Jahre waren sie abwesend und der alte Hansl meinte, es wäre Zeit, daß sie sich wieder einmal um ihn umsehen könnten. Die letzten Nachrichten lauteten dahin, daß sie im Herbste wieder heim kommen würden und so mußte der für ihn so fröhliche Tag der Heimkehr bald nahen, denn der Herbst nahm soeben seinen Anfang.

Heute aber beschäftigte noch ein anderes wichtiges Ereigniß den alten Hansl, daran hatte er den ganzen Tag über gedacht und sich alles zurecht gelegt, denn heute kam zu ihm sein ehemaliger Herr, der Schönauer Girgl, als Gast, heute war es mit der Ziegenmilch und dem schwarzen Brode nicht abgethan, heute mußte das Beste herbei aus Küche und Speise und Keller. Frisch getrocknete Streu hatte er auf die Liegerstatt geschafft, während er sein eigenes Lager in der hinteren Ecke der Schaluppe zurechtrichtete. Auf dem ungehobelten, heute mit großem Huflattig überdeckten Tisch stand in einer

irdenen Krugel ein großmächtiger Buschen von Hochwaldsblumen, unter denen die gelbe Arnika (Arnica montana) die Hauptrolle spielte. Nebenhin legte er einige eigens zu diesem Zwecke gesuchte Veilchensteine*) und ein Blatt-Teller voll frischgepflückter Himbeeren, daneben wurden einige Flaschen Oswalder-Bier und eine Flasche Kranawitter aufgepflanzt, die von einem Stück Geselchten, Brod und selbstbereitetem Ziegenkäse umgeben waren. Am Herde aber standen Teig und Butter für den zu kochenden Schmarren in Bereitschaft.

Alles war in schönster Ordnung, nur der Gast fehlte noch. Heute war sein Quartier beim Waldhauser Steffel aus und bevor er wieder in's Thal zurückkehrte, besuchte er regelmäßig noch seinen einstigen Hüter, den einzigen Menschen, dem er keine Last, dem er willkommen war und der ihn geradezu mit freudiger Sehnsucht erwartete. Das meiste, was dazwischen lag, hatte ja der Hansl vergessen, aber die ihm erwiesenen kleinen Wohlthaten waren fest eingegraben in seinem Hirn und seinem Herzen, die hatte er nicht vergessen, wenn auch inzwischen sein Haar gebleicht und sein Rücken vom Alter gekrümmt war, dauerhaft stand ihm das empfangene Gute vor den Augen.

„So was denkt ma'!" meinte er, und die Hand als Schirm über den Augen, lugte der Hüter nach seinem

*) Es sind das Granitsteine, welche mit einem dichten, blaßgelben, etwas durchsichtigen Filz überzogen sind, der einen starken Veilchengeruch von sich gibt. Die Leute schreiben diesen Geruch fälschlich dem Steine zu.

Gaste aus. Die Sonne begann über die westlichen Berge des Bayerwaldes hinabzusinken und über den unermeßlichen Waldungen breitete sich ein violetter, duftiger Schleier aus, welchen die Schlagschatten der der Sonne entgegengesetzten Berghänge mählich zu verdunkeln strebten, während am östlichen Horizont die lichtgoldene Scheibe des Vollmondes über dem böhmischen Hochplateau emporstieg, dessen silberne Strahlen sich wunderbar mit der rosigen Luft des Firmamentes vermischten.

Hansl sah etwas kopfschüttelnd nach der vollen Mondesscheibe. Er wußte, daß an solchen Tagen dem abgehausten Bauern schon öfters das Unglück „in den Kopf stieg“ und nicht viel mit ihm zu machen sei, aber er hoffte, ihn heute von allen traurigen Gedanken abhalten zu können, denn Trank und Speise und die Musik mit dem hölzernen Glachter sollten schon zusammen helfen, dem Herrn Vater einen fröhlichen und genußreichen Abend zu verschaffen. Und dort kam er schon die Au herauf, schnurgerade auf Hansls Schaluppe zu.

Hans winkte ihm mit seiner Mütze und rief ihm ein „hu, hu“ entgegen.

Der Schönauer aber gab keinen Gegengruß. Er war in seine Gedanken verloren und blickte nur nach dem vor ihm aufsteigenden Monde, so daß er fast aufschrak, als ihn Hansl mit den Worten begrüßte:

„Saads tausend Mal willkömma, Herr Vata!“

„Was is iatzt dös für a Bewandtniß mit de singenden Baam?“ fragte er den Hüter statt allen Grußes. „Hams

da im Wirthshaus drunten erzählt, die Baam vom Lusen und Rachel hätten's singa angfanga und wer's singa hört, den machens reich. Hansl, zoag mir söchana Baam, i muaß aa wieder reich wern, dös Almosenbrod ist so ung'salzen und 's Frischbier so matt und d'Füaß wern so müad, so müad — und der Lieger so hirt (hart); 's is dennast schöner gwen frühers Zeiten."

„Was is enk denn passirt, Herr Vata?" fragte Hansl.

„Was wird mir passirt sei'! Außi gworfa hams mi im Wirthshaus unt', weil eahna Grobheiten gmacht hon — i woaß's nimmer, warum — ja, ja, weil's mi tribulirt ham z'wegn mein durchgangen' Wei'! Weil's glacht ham über die lusti Gschicht mit'n Holzbizler Hias — die mi elend gmacht hat. —"

„Tröst's enk, Herr Vata," versetzte Hans, „heunt saads mei' Gast, heunt ghörts mir und nix soll enk abgehn; kömmts nur eini in mei' Hütten. Aber na'; setzts enk z'erst nieder auf der Gred, bis i a Leith (Licht) gschlagen und 'n Spa' ankennt hon, nacha trett's ei' bei mir und vogeßts, was is — denn bei mir saads der Schönauer und Lusenbauer, mei' Vata, und i bin enka Hüatabua. Verhalts enk a wengerl, und wenn i schrei, kömmts nachi!"

Der Schönauer ließ sich erschöpft auf der Gredbank nieder. Des Hüters Rede hatte einen sonderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Es war ihm weinerlich zu Muth, und in der That rannen ihm schwere Tropfen

über die gefurchten, von grauen Bartstacheln überdeckten Wangen.

„Wenn's wißeten, wie's mir alles wieder aufreißen da drinn, wenn's von mein Wei' reden," sagte er zu sich. „Mei' kloa's Deandl, 's Nannerl, kimmt mir anemal wieder, so oft i an dö falsche Muatta erinnert bin. Vollmondschein is gwen die erst' Nacht, wo i alloa' dahomt gwen bin — und schier is 's mir gwen, als hätt der Mo' zu mir g'red't und gsagt: Roas' nachi! Und a völlige Traurigkeit is über mi kömma und angstli i's mir worn und hinzogn hat's mi zum Wei' und mein kloan Deandl. Woaßt was? hon i 'n Mo' (Mond) gfragt, seiht si' ebbs? Nix hat er gsagt; angschaut hat er mi und is weiter zog'n. Und sitt der Zeit frag i 'n anemal, so oft er voll auffasteigt: Woaßt ebbas? Woaßt, wo mei' Deandl is und ob's no' lebt? Woaßt ebbas? Aber mei', er woaß nixi, zwanz'g Jahr lang woaß er nixi und d' Leut tribulirn mi — tausedmal bi (sei) fluacht, du elendiga Mo', weilst mir koa' Antwort gibst! Und Du siehgst es vielleicht in dem Augenblick — siehgst es lebendi oder schaugst auf dös Fleckl hin, wo's eingscharrt is im fremden Land! Verfluacht bi — verfluacht, Du langweiliga Stummerl, Du!"

„Mit wem redt's denn?" fragte jetzt der aus der Hütte kommende Hansl.

„A was — mit neamd!" entgegnete der Schönauer; „mit mir selm, mit an' elendigen Lumpenkerl."

„Bst — bst! Herr Vater! I leid's nöd, daß

mei' Herr Vata bei mir heroben g'schänd't wird, leids nöd amal von enk! So, jetzt halts enkan Einzug! Alles is g'richt!"

Der Schönauer erhob sich, wie aus einem Traum erwachend, nachdem er nochmals zürnend und bittend zugleich nach dem Monde geschaut und folgte dem Hansl in die Hütte.

Dieser stieß einen Lacher aus zum Zeichen seines Vergnügens und schaute dann nach dem Gesichte seines einstigen Brodherrn.

Die Züge des Schönauers erheiterten sich beim Anblick des wohlbesetzten Tisches. Er übergab dem Hausherrn sofort Hut, Stecken und Ranzen zur Aufbewahrung und setzte sich auf des Hüters Wunsch, fast in Verlegenheit die Hände reibend, am Tische nieder.

„Und jetzt, Herr Vata, thuats ma die Ehr an und laßts Enks schmecken," sagte Hans. „Alles is enk vogunnt. A frisch's Bier, dös löscht enk 'n Durst und nacha a selmaugesetzter Kranawitter und a Gselchts und a Kaas und Molba (Himbeeren), und an' fetten Schmarrn hon i scho' am Fuia (Feuer); hört's wie's brodelt? I muaß ge umrührn. So, eßts nur; i schmaatz (red) scho' für enk. Des seids der Herr, i bin der Hütahansl."

Nachdem er den Schmarren in der Pfanne umgerührt und noch ein Stück Schmalz beigelegt hatte, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Schönauer zu.

Dieser aber ließ es sich an der grünen Tafel wohl sein. Eine solche Ehre war ihm schon lange nicht mehr

zu theil geworden, seit vorigem Jahre nicht mehr, wo er auch auf einen Tag Hansls Gast gewesen. Er fürchtete fast, es sei ein Traum und beinahe bange blickte er nach dem am Herde beschäftigten Hans, der fortwährend plauderte und lachte über den Schrecken, den er mit dem Bären ausgestanden, dann wieder über die lustigen Eichhörnchen, die ihm alle Tage ihre possirlichen Sprünge vormachen, über die Plage mit den jungen Stieren und was ihm in den Kopf kam, bis der Schmarren fertig war, den er in der Pfanne vor den Schönauer auf den Tisch hinsetzte.

„So speß'n Appetit!" sagte er; „fett gnua is er."

„Aber Du muaßt mitessen," entgegnete der Andere.

„Thaat si' nöd schicka, daß i aus oana Pfann mit 'n Herrn Vata esset."

„I will's aber!" versetzte der Schönauer in gebietendem Tone.

„Ja, wenn's der Vata will, bleibt mir nix über — so bin i halt so gro(b) und iß mit."

Dem Gaste schmeckte Hansls Speise vortrefflich und letzterer nahm absichtlich wenig auf den runden Löffel, damit sich ja der Gast recht satt essen könne.

Nun aber hatte er ihm Bescheid gethan, holte sein „hölzernes Glachter" herbei, das bereits hergerichtet auf einem Brettergestelle lag, und fing an, dem Gaste eine Tafelmusik zu machen.

Dieser wurde in Folge dessen immer heiterer und es war, als nähmen seine Züge eine andere Form an; das wehmüthig Verdrossene wich einer sichtlichen Heiter-

keit, ein gewisses Selbstbewußtsein griff Platz in seinem ganzen Wesen; es war, als vergäße er die elende Gegenwart und fühle sich zurückversetzt in bessere, glücklichere Zeiten. Und als Hansl jetzt zu seinem Spiel zu singen begann, da hörte der Eingeladene erst wohlgefällig zu, dann stimmte er selbst mit seiner Hafenbinderstimme mit ein und sang in echt hinterwäldlerischer Mundart:

„Du Mä'l hacht di nöd (häng Dich nicht)
O' an an' Herrischen,
Sunst kriegst koan Bauernbuam,
Konnst hossen lein (daheim bleiben, sitzen bleiben).

Im Wald drein hausen d'Bauern,
Essen d'Supp'n bei 'n Spa',
Geb'n 'n Bedlleut nix außi,
Rührt dennast nix a'.

D' Bedlleut ham's guat,
Därf'n koa' Roß eingschirrn.
Därf'n koan Wagn rausschiabn,
D' Bedlleut ham's guat."

Der Schönauer schnupfte aus Hansls Brisilglas nach Herzenslust, dann sang er unter des Hüters Musikbegleitung und mit beiden Füßen den Takt stampfend:

„I wollt, i waar am Rachel
Und der Berg waar von Brisil,
Daneb'n a Forellnbachl,
Kunnt mi gern ham, wer mi will!"

Er trank ein Glas voll Schnaps nach dem andern aus; manchmal lachte er laut auf über Hansl lustige

Einfälle und vergaß dabei in der That das Elend seines Lebens.

Außer der Hütte herrschte die tiefste Stille. Der Mond war schon weit am sternenbesäten Himmel hinaufgestiegen, sein Silberduft schimmerte wieder von den bethauten Gräsern und gleißte auf den Wipfeln der Hochwaldstannen und dem Dache der ärmlichen Schaluppe.

„Zeit wird's zum schlafagehn, Herr Vata," sagte jetzt Hansl. „Schaugts nur hin, wie enk alles herg'richt hon; da schlafts besser, wie unser Herrgott."

„O mei' Hansl, wenn's d'wüßt, wie wohl mir dei' Treu thuat! Und i woaß's guat, i hon Dir's aa nöd alleweil guat kocht. Was hon i di gschänd't durtmals, wie die Stier davon san, auffi zum schwarzen Raysee (Rachelsee), wo's bald alle verunglückt waarn. Du hast nix dafür kinna und i bin so unbarmherzi mit Dir gwen."

„Grad a bisl stark beutelt habts mi, Herr Vata, a bisl rechtschaffa gschimpft, dös hat mir 's Leba nöd kost'. Es war d'Sunnwendnacht. Der Mond hat gscheint, wie heut. Die junga Stier san's erst Mal in Freiheit gwen und san marschaus über'n Plattenhausenhang ummi und auffi zum schwarzen See. Die Nacht durtmals vergiß i nöd, so lang i leb. Denkts nur, Vata, mitten in der Nacht muatterseel alloa' dort oben am See, wo der Teufel drin haust, und in der Sunnwendnacht die verwunschna gscheckaten Fraaln auffakömma über's Wasser. So was denkt ma'!"

Nach einer alten Sage sollen im Rachelsee außer

dem Teufel auch drei verwunschene Fräulein hausen, von welchen eine die Böse ist. Diese soll eine Magd mit ihrem Pantoffel erschlagen haben und nun legt sie in jeder Sonnenwendnacht um die Mitternachtsstunde, auf dem Rachelsee daherschwimmend, zwei eiserne Pantoffel auf einen in der Nähe des Sees befindlichen schwarzen Granitstein. Nach einer Weile verschwindet sie mit den anderen Jungfrauen wieder in der unergründlichen Tiefe des Sees. Vor alter Zeit will sie ein Hirte beobachtet und gesehen haben, daß der obere Körper dieser Jungfrau weiß, der untere schwarz war. Von nun an getrauten sich die Hirten nicht mehr in die Nähe dieses Sees, denn sie fürchteten sich vor den Verwunschenen und ihr Vieh verirrte sich hier jedes Mal in den den See umgebenden Wäldern.

„A narrisch!" versetzte der Schönauer. „I glaub nöd an die verwunschna Fraaln und nöd an den Schatz, der im See i's, so weng, wie an den, der unter die Stoablöck ob'n am Lusen liegen soll. I glaub aa an koan Teufel. Wennst koan Kreuzer Geld und koa' Schnüpfl Brisil hast, dös ist der wahre Teufel, an den glaub i. Von was ham ma jetzt gred't? Ja so — von die singenden Baam. Ja, ja, lus, Hansl! I moan, i hör's singa — lus — lus!"

„I hör nixi," erwiderte der alte Hüter; „'s wird halt in enkan Kopf singa. Legts enk nieder, Herr Vata."

„Hansl, gib auf d'Stier acht!" sagte jetzt der Schönauer. „Rennas wieder ummi zum See, so zoag

i Dir 'n Weg, grad auffi am Seebach, da kannst nöd irr gehn. Gib nur recht acht auf mei' Sach — Du woaßt, i bin der Schönauer, und der Lusenhof ghört aa mei! Oder kennst mi ebba nöd?"

„Ja, ja, i kenn enk scho', Herr Vata," erwiderte Hansl, vor Schrecken erbleichend über seines Gastes plötzliche Sinnestäuschung.

Es war kein Zweifel, das Bier und das stark gebrannte Wasser, dann der viele Brisil hatten den alten Mann berauscht gemacht. Und doch war es etwas anderes, als der aus Uebermaß eines genossenen Getränkes erzeugte Zustand. Er hatte sich von der Bank erhoben und schritt einige Male in dem engen Raume auf und ab.

„Wollts nöd gfälligst in's Bett gehn, Herr Vata?" wagte Hans zu fragen.

„Warum soll i in's Bett gehn?" schrie jetzt der Alte, Hansl wild anblickend. „I leg mi nöd ehnda nieder, bis mei' Wei mit 'n Kind zruck is."

„Himmlischer Vata!" rief Hansl, die Hände faltend, „iatzt is er übergschnappt! Und 's is so schö' gwen etli Stunden." Dann sagte er beschwichtigend zu seinem sichtlich hoch erregten Gaste: „I weck enk scho', Herr Vata, wenn's kömma."

„Wenn wer kimmt?" schrie der Schönauer.

„No' ja, 's Wei und 's Nannerl."

„'s Nannerl!" rief der Alte in einem unendlich schmerzlichen Tone aus. „Was hon eam denn tho' dem Kind, daß 's so lang ausbleibt? 's is do mei' ganze

Glückseligkeit. Was frag i nach meine Höf und nach die zehntausend Tagwerk Waldungen; wenn i nur 's Deandl wieder hätt!" Dann fuhr er Hansl abermals an mit den Worten: „Was hast gsagt? Hast es gsuacht?"

Hansl glaubte, die Frage beziehe sich auf die vorerwähnten Stiere und antwortete:

„Am Raysee oben."

„Am Raysee? Und hast es gfuna?"

„Ja freili, Herr Vata."

„Und was is 's denn? Warum bringst mir's nöd?"

„O mei', o mei', Herr Vata," sagte Hansl zitternd, „legts enk nur grad schlafen und wenn's wieder aufwachts, is wieder alles in Ordnung. Schaugts nur den schön' Lieger an, da wird's enk wohl thoa' und i halt Wach bei enk, daß enk koa' Fliegn schenirt."

„Du bist a falscher Kerl!" schrie jetzt der Andere. „Du willst mi grad foppen. Du woaßt es so guat, wie 's die ganz' Welt woaß, daß 's Wei mit 'n Kind davon is — mit mein Kind! Schau außi für 's Haus, leicht schreist es no' zruck, lauf eahna nachi, bring's wieder — i schenk Dir tausend Tagwerk Wald — zwoa tausend, i schenk Dir alles und mach nacha Dein Hüatabuam — nur bring's — bring's — lauf, versäum Di nöd! I leg mi dierweil durt hin und rast aus. I moan a so, der Kopf zspringt mir — lauf, Hansl, lauf!"

„Ja, ja, i lauf scho'," sagte Hansl, um den Alten zu beruhigen. „Aber legts enk um Gotteswilln nieder, liaba Herr Vata, i bitt enk!"

Er wagte es, denselben unter'm Arm zu nehmen und zum Lager hinzuführen.

„Bitt schö', d' Schuah awa thuan, daß i 's putzen kann und d' Joppen; i muaß 's ausklopfen und waschen. I deck enk scho' zua mit meina Kotzen (langhaarige Decke). So, so, sehgts, Herr Vata, es macht si' alles ganz guat und wenns amal liegts, werds ruhiga. So, und jetzt wünsch i a ruahsame Nacht und i verricht scho' für enk 's Nachtgebet, gar nix mehr brauchts z' thuan, als schlafen. Guate Nacht! Schlafts gsund und kugelrund."

Der vorhin so wild erregte Mann ließ sich durch Hansl in der That besänftigen, ließ sich von ihm zudecken und behandeln, wie ein kleines Kind. Aber schon im Begriffe, einzuschlafen, richtete er sich wieder auf und rief:

„A Schnüpfl Brisil!"

Hansl beeilte sich, ihm ein solches als letztes Labsal für die Nacht zu geben. Er schnupfte es gierig hinauf und Hansl lange nachdenkend anblickend, sagte er: „Gelt Hansl, weck mi fei' glei auf, wenn's Nannerl kimmt." Dann sank er wieder zurück auf das weiche Lager und sein tiefes Athmen zeigte bald, daß er schlief.

„Gott gsegn eam sein Schlaf!" sagte Hans leise für sich; „er bring eam a ruhig's Gmüath!"

Er löschte den Span aus und legte sich dann auch auf seine Streu. Lange dachte er über des armen Mannes wirre Reden nach.

„O, dös wenn's gebet, daß i 'n morgn früah mit

der Botschaft aufwecka kunnt, sei' Deandl is da!" sagte er für sich. „Jesses, i glaub, über a söchene Freud weret i selber narrisch. Was müaßt dös a Herrlichkeit sein, 'n Herrn Vatan wieder glückli z' sehgn! I gebet viel drum, mein ganzen Hüatalohn auf Martini, und zum heilin Brünnl auf St. Oswald thaat i wallfahrten und — und — und —"

Schon hatte sich ein gesunder, ruhiger Schlaf seiner bemächtigt, wie ihn nur die Zufriedenheit kennt.

Der Schönauer aber war von wirren Träumen gequält. Er sah sich am gespenstigen Rachelsee, sah das verwunschene Fräulein mit den eisernen Pantoffeln und fragte dasselbe, wie er es anstellen solle, um einen reichen Schatz zu finden.

„Du hast ihn schon gefunden," antwortete die Jungfrau. „Der seltenste Schatz ist ein treues, dankbares Menschenherz."

Und der Hansl stand neben ihm — und jetzt ward er durch den Ruf desselben aufgeweckt:

„Herr Vata, wachts auf — enka Nannerl is da!"

X.

Das Nannerl war auch wirklich da, wenn auch noch nicht in der Schaluppe, so doch auf dem Wege zu derselben, in nächster Nähe. Und mit ihr waren Hansls Tochter und deren Mann, der Penzentoni auf die Hochwaldsweide gekommen. Diese hatten in den letzten Monaten das Banat mit den Glasbildern bereist und kamen bei dieser Gelegenheit in den Hof eines größeren Grundbesitzers. Die Besitzerin dieses Hofes war Wittwe und soeben sehr schwer krank. Da sie durch ihre hübsche, etwa zweiundzwanzigjährige Tochter von den Bilderträgern aus dem bayerischen Walde hörte, ließ sie dieselben vor ihr Krankenbett kommen und wurde eigenthümlich erregt, als sie von den Händlern erfuhr, daß dieselben von Grafenau zu Hause und soeben im Begriffe wären, wieder dorthin zurückzukehren.

Diese ihrerseits waren nicht weniger erstaunt, von der Kranken mit Fragen über heimathliche Verhältnisse bestürmt und endlich geradezu nach dem Schönauer

Bauern gefragt zu werden. Bei dieser Frage sah ihr die Bilderhändlerin scharf in's Gesicht und erkannte in der Kranken die frühere Schönauerbäuerin, Girgls Weib.

Sefferl hatte die Züge der Bäuerin aus ihrer Kindheit her noch fest im Gedächtniß und die Kranke bestätigte selbst die Vermuthung der Bilderhändlerin. Diese mußte ihr nun erzählen, mußte ihr alles enthüllen und heiße Thränen fielen aus den Augen der Kranken nieder, als sie von der Verarmung ihres verlassenen Mannes hörte. Sie fühlte, daß ihr Ende nahe und glaubte eine Beruhigung darin finden zu können, wenn sie sofort einen Theil der begangenen Schuld wieder gut zu machen suchte, indem sie ihrer Tochter, welche den Vater längst gestorben wähnte, auftrug, gut zu machen, was noch gut zu machen wäre.

Sie bat die von dieser Kunde tief ergriffene Tochter um Verzeihung und diese wünschte nun nichts sehnlicher, als ohne Verzug zu dem längst Todtgeglaubten zu eilen und Hab und Gut mit ihm zu theilen.

Hies, der die Schönauerin zur Flucht verleitet, hatte durch Arbeit und gute Spekulation ein großes Oekonomiegut erworben und war ein wohlhabender Mann geworden. Es waren erst wenige Monate, daß er von einem seiner Pferde erschlagen worden war. Darüber kränkte sich die Schönauerin so sehr, daß sie erkrankte und nun selbst dem Tode nahe war. Die Aufregung über die Nachrichten der Landsleute, die Reue und der sichtliche, wenn auch unausgesprochene Vorwurf ihrer Tochter veranlaßten eine solche Ver-

schlimmerung ihres Leidens, daß sie in der folgenden Nacht ihren Geist aufgab. Ihre letzten Worte an ihre Tochter waren eine Bitte, ihr zu verzeihen und ihr auch die Verzeihung des Vaters zu erwirken.

Sobald das Mädchen ihre kindlichen Pflichten der Todten gegenüber erfüllt und Besitz von ihrem Erbe ergriffen, gab sie das Gut einem alten treuen Aufseher in Obhut und reiste mit den Bilderträgern, so rasch als es nur immer möglich war, zu Land und zu Wasser nach der Heimat zu dem armen Vater. So kam sie mit ihren Reisegenossen am Abende jenes Tages, da der Schönauer beim Hüatahansl zu Gast war, im Grafenauer Städtchen an.

Am nächsten Morgen sollte sofort die Suche nach dem Vater beginnen. Es ward ihnen bereits die Kunde, daß er sich in letzter Zeit in den Waldhäusern aufgehalten.

Während das Mädchen im Gasthause ausruhte, begaben sich die Bilderträger in das Haus des Malerzaches, um mit ihm abzurechnen. Aber wie erschraken sie, als sie schon auf dem Wege dahin vernahmen, daß die junge Frau des Malers an diesem Nachmittage verschieden sei. Gleichwohl aber drängte es den ordnungsliebenden Penzentoni, dem Maler ohne Verzug die ihm schuldigen Gelder auszuhändigen und so traten die Beiden in das Trauerhaus ein. Sie beteten zuerst an der Bahre der Verblichenen ein kurzes Gebet, gaben ihr mittelst des hierorts üblichen Aehrenbüschels den Weihbrunn und begaben sich dann in die Wohnstube des Malers.

Der vom tiefsten Schmerze niedergebeugte Gatte achtete kaum der von weiter Reise Zurückgekehrten, doch reichte er ihnen die Hand zum Willkomm. Das ihm auf den Tisch gelegte Geld sah er gar nicht an.

„'s wird scho' recht sei'," sagte er. „Beim Toni hat noch nie was g'fehlt." Er unterschrieb die Quittung, ohne gezählt zu haben.

„Ach liebe Leut," sagte er, „Ihr wißts nöd, was i an meiner Lene verloren hab. Nöd d' Hausfrau olloa', nöd nur 's brave, herzliebste Weib, sondern den Geist, der mir 's Ziel zeigt hat, nach dem i streben sollt zur echten Kunst. Sie hat mir Muth und Ausdauer zug'sprochen und mit ihrem Eintritt in mei' Haus hab i abbrochen mit der alten, hergebrachten Bilderklexerei und hab g'schaffen, was mir möglich war. Mei' Lene hat mi dazu veranlaßt."

„'s is a guats Werk gwen," meinte der Penzentoni. „Die neuen Bilder ham überall gfalln, drum war unser Absatz dreimal so groß, wie sunst; bsunders die liab Frau, dö hätten ma nöd gnua habn könna."

In diesem Augenblick trat Evi herein, eine Platte mit einem kleinen Abendimbiß tragend. Sie war schwarz gekleidet, ihr Gesicht war blaß, die Augen roth vom Weinen. Toni und Sefferl verhofften bei ihrem Anblick. Es war ihnen im ersten Augenblick, als träte die Frau des Malers zur Thüre herein.

Letzterer merkte das wohl und sagte:

„'s is mei' Schwägerin, d' Evi."

„Zaches, magst nöd dei' Nachtsuppen essen?" sagte

diese, ohne auf die Fremden zu achten. „Du bist no' nüchtern —"

Der Angeredete schüttelte traurig den Kopf.

„Erst, wenn i mei' Vorhaben ausgführt," antwortete er. „Sorg, daß i von neune an ganz alloa' bei der Leich sein kann. I will's malen noch ganz unter dem Eindruck, als wäre ihra schöne Seel noch im schöna Körper. Es soll mei' erst's Kunstwerk wern und niemals wieder soll mei' Hand was unedels schaffen. Damit erfüll' i ihren letzten Wunsch und sie wird mir Beistand leisten im Himmel oben, denn die echte Kunst is Himmelsgab."

Evi hatte sich, erschöpft von der Anstrengung des Tages, auf die Bank niedergelassen und lauschte den Worten des Schwagers. Als er geendet, reichte sie ihm die Hand zum vollen Einverständniß.

Die Bilderträger wollten nun nicht länger stören.

„In etli Wochen bin i willens, wieder auf d' Roas' z' gehn," sagte der Penzentoni. „Sorgts dafür, daß bsunders recht viel Liebfrauenbildln auf d' Lagerplätz kömma."

„Na', na'," entgegnete der Maler, „aus meiner Werkstatt kommt koa' solches Bildl mehr in d' Welt. Im Böhmischen hättens mi fast gsteinigt, weil i die altherbrachten Fabrikbilder verbessert hab und Feindschaften hat's geben. Na', mit dene Farbenklexer will i nöd konkurriren, i überlaß ihnen dös G'schäft alloa'. Was da is an Vorrath, dös kannst no' ham, Toni, dann aber soll die Welt von mir nimmer mit solchen

unheiligen Heiligenbildern g'ärgert wern. Und jetzt gute Nacht!"

Der Malerzaches hatte sich zur bestimmten Stunde in die sogenannte „schöne Stube" begeben, wo sein junges Weib aufgebahrt lag. Er hatte Pinsel und Palette und zur Seite die Staffelei mit Leinwand. Er richtete das Haupt der Todten in die Höhe, das schöne Haar wallte über die Schultern herab, sie schien sanft zu schlummern.

Eine unsichtbare Macht schien dem jungen Künstler die Hand zu führen, jeder Strich war richtig und mit seltener Wärme verbanden sich die Farben zu einem prächtigen Bilde. Die Schlummernde war für ihn nicht todt, er sprach zu ihr und er sprach zu dem Bilde, das dem Originale immer ähnlicher wurde und in welchem trotz der geschlossenen Augen die herrliche Seele erkennbar war, welche ihr zu eigen.

Zaches hatte die ganze Nacht über gearbeitet. Als das Bild vollendet war, setzte er sich, von seinem eigenen Werke begeistert, auf einen Stuhl, und prüfte, dann schloß er die Augen und zauberte sich das lebendige Bild der Geliebten vor seine Sinne, aber dieses Bild führte ihn liebend zu beruhigenden Träumen und einem damit verbundenen Schlummer.

So fand man ihn bei Tagesgrauen vor dem fertigen Bilde neben der Leiche seiner Gattin.

Erwacht aus dem festen Schlafe, fühlte er sich gestärkt und ermuthigt. Er fühlte, daß er in den heiligen Stunden dieser Nacht den Weihekuß der echten Kunst

empfangen, der er sich von nun an allein nur weihen wollte.

Der Penzentoni und sein Weib aber traten andern Tages mit des Schönauers Tochter den Weg nach den Waldhäusern an, bis St. Oswald zu Wagen, von dort den Berg hinan zu Fuß. Toni trug in seinem Rucksack neue Kleider und Wäsche, die er auf Nannerls Wunsch rasch in dem Städtchen zusammengekauft, um den bisherigen Quartierer den neuen Verhältnissen entsprechend zu Thal führen zu können. Hansls Tochter aber hatte auch für ihren Vater mancherlei in einem Korb verpackt, denn ihm mußte nach Auffinden des Schönauers der zweite Besuch auf dem Lusen gelten.

Im Waldhäuser Wirthshause erfuhren die Bergfahrer, daß sich der Schönauer gestern Abend zum Hüter auf die Hochwaldsweide begeben, und Toni eilte den Frauen voraus, um den Schönauer auf das ihm nahende Glück vorzubereiten. So kam er vorerst allein auf dem Weideplatz an, wo ihn der Schwiegervater freudig begrüßte und sich doppelt freute, als ihm Toni sagte, daß Sefferl ebenfalls schon auf dem Wege zu ihm sei.

Dann war Tonis erste Frage, ob der Schönauer Girgl bei ihm sei, worauf ihm Hansl erwiderte, daß er seit gestern Abend drinnen in der Schaluppe liege und in einen so festen Schlaf versunken sei, daß er beinahe schon den ganzen Vormittag verschlafen habe. Er freute sich darüber, daß der Bauer auf dem von ihm bereiteten Lager so gut ruhe und hütete sich wohl, ihn aufzuwecken.

„Mei'," schloß er, „er siehgt d' Welt, die ja dennast koa' freudigs Bleaml mehr für eam hat, alleweil wieder z' fruah, der arm' Herr Vata."

„Dös Mal irrst Di, Vata," erwiderte Toni. „Weck'n nur auf! A große Freud erwart'n, an' unverhoffts Glück!"

„Dös wenn wahr wär'!" seufzte Hans aus tiefster Seele.

„Freili is 's wahr!" berichtete Toni. „Denk nur, 'n Schönauer sei' Deandl bringa ma mit aus 'n Banat."

„Nöd mögli!?" rief Hans.

„Ja, es is so, auf Ehr und Seligkeit! Und a reichs Deandl is 's, dem a groß's Guat ghört, sitta sei' Muatta todt is."

„O mei', o mei', hör auf, Toni! Mir zidan (zittern) völli d' Knie vor lauter Freudigkeit. Aber sixt es, sixt es, 'n Herrn Vatan hat dös gschwant (geahnt) gestern — ja, ja, es hat eam gschwant! Weck mi auf, hat er gsagt, wenn's Nannerl kimmt."

„No', so weck 'n halt auf und laß eam dös Gwanta anziagn, daß sei' Deandl nöd glei gschreckt wird. I kimm scho' nachi."

Er übergab Hansl den Rucksack und dieser eilte in die Schaluppe:

„Herr Vata, wachts auf. Enka Nanerl is da!"

Hansl mußte diesen Ruf einige Male wiederholen, bis endlich der Schönauer die Augen öffnete.

„A Schnüpfl Brisil!" sagte er, noch halb im Schlafe.

Hans reichte ihm ein solches auf die Hand und erst

nachdem der Gast dasselbe mit Wohlbehagen hinauf geschnupft und damit die Thätigkeit seines Hirns wieder zu beginnen schien, fragte er, Hans mit großen Augen anstarrend: „Was hast jetzt vom Nannerl gsagt?"

„Da is 's!" wiederholte Hans.

„Was für a Nannerl?"

„Enka Deandl! Ja, machts nur Augen, Herr Vata, so groß, wie der See drent am Ray, es is schon a so. Enka Deandl is da; und mei' Tochter und ihra Mo' san aa da; die hams mitbracht aus'n Banat."

„Und 's Wei?" fragte der Schönauer, der die Hand mit einem zweiten Schnüpfl soeben zur Nase führen wollte, aber plötzlich inne hielt.

„'s Wei is nöd dabei. I werd enks scho' nach und nach beibringa, daß's gstorbn is."

„Der Herr geb ihr die ewi Ruah!" sagte der Schönauer und schnupfte dann die Prise mit einem Blick zum Himmel.

„Und der Hias?" fragte er dann.

„Von dem woaß i nix, 's Deandl kimmt alloa'. Da, zuigts dös neue Gwanta an. Des seids von heunt an wieder a Herr; enka Deandl hat a guata Haushaben, enka Noth is aus."

„Gelt Hansl, dös alles is grad nur so a Traam, wie der mit der schwarzweißen Jungfer vom See?"

„Ziagts enk nur schnell an, Herr Vata. Der Toni sagt enks scho', daß 's koa' Traam is."

Toni kam eben zur Thür herein und während sich nun der Alte mit Hansls Hilfe umkleidete, erzählte ihm

ersterer, wie sie Nannerl aufgefunden und daß diese bereits auf dem Wege sei, den längst todtgeglaubten Vater zu begrüßen und ihm den Rest des Lebens zu entschädigen für die erlittene Schmach.

Der Schönauer war noch nicht recht mit sich einig, ob es Traum oder Rausch sei, in dem er sich befinde, als Toni ihn aufforderte, der ankommenden Tochter entgegen zu gehen und sie zu begrüßen. Als er aber das helle Tageslicht sah, die Sonne hoch am blauen Himmel stand und ein junges Mädchen mit den Worten auf ihn zueilte: „Vata, Vata, i bin dei' Nannerl!" da wurde er nüchtern, aber von Sonne und Himmel sah er nichts mehr, ein Thränenquell füllte seine Augen, er schlang seinen Arm um den Nacken des Mädchens, lehnte den Kopf an ihre Schulter und konnte nichts hervorbringen, als: „Dös is z'viel für mi — dös Glück — dös Glück — dös druckt mi zam!"

Hansl führte den Alten zur Gredbank, wo er sich neben Nannerl niederließ; dann ließ man die Beiden allein.

In Fragen und Antworten verrann rasch die Zeit. Sefferl bereitete indessen in der Hütte ein Mittagsmahl, wozu sie das Nöthige mitgebracht und dem sie ein Paar Flaschen guten Weines beigesellt. Alsbald saßen fünf glückliche Personen um den rauhen Tisch und der alte Hansl lachte oftmals laut auf vor Vergnügen.

Der Schönauer lachte auch. Er konnte sich an der lieblichen flachshaarigen und blauäugigen Tochter nicht satt sehen. Nur eines wollte ihm nicht behagen, daß

er die Heimat verlassen sollte, die Heimat, in der er so viel Schmach und Schande erlebt und die nun bei dem Gedanken, sie verlassen zu müssen, plötzlich in all' ihrer Herrlichkeit ihm erschien und er sagte, wie bittend, zu seiner Tochter:

„Wenn ma halt' den Wald aa mitnehma könnten!"

Diese verstand das Gefühl des Vaters wohl. Hatte ja auch die Mutter stets mit Sehnsucht vom „Walde" gesprochen. Sie erklärte daher, es würde ihr nicht schwer fallen, das Gut in Ungarn zu verkaufen und dafür einen Hof in der Heimat zu erwerben, bei dem aber ein hübsches Austraghäusl sein müßte, das dem alten Hansl, dem treuesten und uneigennützigsten Freunde für alle Zeit mit Wart und Pflege gehören soll.

„Jatzt laß Di nur glei umhalsen, Deandl," rief der Schönauer, „iatzt seh i, daß d's Herz am rechten Fleck hast und alles soll mein Wei verziehen sei', was 's mir schlimm's antho' hat, alles, weil's mir so a liabs, guats Deandl gschenkt hat. Hansl, sollst lebn! Du wirst unser Inmo' (Inhäusler) und bleibst unser Gast, so langst lebst, Du guater, treuer Hansl!"

„O mei' Herr Vata, dös is z'viel!" sagte Hans, indem er sich mit dem Aermel die Thränen aus den Augen wischte. „I hon ja nixi für enk thoa' kinna, so viel, wie nixi."

„No', so thean ma für Di so viel, wie ebbs," lachte der Schönauer. „Glei bist staad — i befehl's, dei' Vata, wiest mi allweil no' ghoaſ'n hast, Du guate Haut!"

Erst gegen Abend kehrten die Gäste mit dem alten Schönauer wieder zu Thal und nach Grafenau zurück. Beim Waldhäusler Oswald vorübergehend, sagte Sefferl dort den Tod der Malersfrau an. Es war nur der alte Osl zu Hause, der, auf der Gredbank sitzend, Holzschuhe schnitzte. Sein Bedauern über den Tod der jungen Frau wurde durch den Anblick des Schönauers gemildert, der nagelneu gekleidet und glückselig lachend vor ihm stand.

„Ja, ja," sagte er, „'schaug mi nur an, Osl; iatzt geht's wieder aaffi, wenn i aa über 'n Berg awi geh. Du hast mir oft an' Brisil gebn, i werd' Dir's denken; und dös is mei' Deandl, di denkt Dir's aa."

Unter Osls herzlichen Glückwünschen stiegen sie dann vollends und in glücklichster Stimmung zu Thal. —

Im Waldhause aber saß der junge Oswald spät Abends wie niedergeschmettert, das Gesicht in den Händen vergraben, auf der Bank, und noch immer zitterten ihm seines Vaters Worte in den Ohren, der ihm bei der Heimkehr aus dem Hochwald gesagt hatte:

„Denk Dir nur, Osl, 'n Malerzaches sei' Frau is gstorbn."

XI.

Die Nachricht vom Tode der Malersfrau erfüllte Oswald mit unsäglicher Seelenqual. Er machte sich Vorwürfe, daß er die Leiden der jungen Frau durch sein Benehmen vermehrt hatte, er wünschte, daß manches Wort unausgesprochen geblieben wäre, daß er sie nie gesehen hätte. Und doch wieder, wie war sein Leben vordem so kalt, so einförmig, so ganz werth- und freuden- und so schmerzlos! Selbst diese Schmerzen einer hoffnungslosen Liebe erschienen ihm wie eine Wohlthat im Vergleiche mit seinem früheren, liebeleeren Leben. Ward er sich auch eines Fehls bewußt, so oft er bis jetzt an Evi gedacht, eines Fehls, an welchen er sich übrigens nach und nach zu gewöhnen schien, jetzt, nachdem das herrliche Auge gebrochen, das Herz zu schlagen aufgehört, das doch nur ihm gehörte, glaubte er frei an die Geliebte denken zu dürfen, die Todte durfte ihm gehören und ihr durfte er seine Liebe schenken für Zeit und Ewigkeit.

In solchen Gedanken durchquälte er die Nacht. Mit

Tagesgrauen war er aufgestanden und hatte sein Feiertagsgewand angelegt.

Die Eltern hielten es für selbstverständlich, daß Oswald zum Leichenbegängniß der jungen Frau ging und zu diesem Zwecke den Vetter auf dem Lusenhof abholte, um mit ihm, wie gewöhnlich, nach Grafenau zu fahren. Darum sagte die Mutter zu ihm beim Abschiede:

„Gib ihr für mi an' Weihbrunn. Beten thua i schon etli Vaterunser für ihra arme Seel."

Oswald schlug anfangs wohl den Weg ein gen Thal, aber er hielt plötzlich in seinem Abstieg inne. Er war sich darüber klar, daß er dem Leichenbegängniß nicht beiwohnen dürfe. Im Geiste wollte er ihr das letzte Geleite geben, er wollte hinabsehen auf den Platz, wo sie zur ewigen Ruhe gebettet wurde und zwar hoch oben vom Rachel; von dort konnte er Grafenau sehen und mit seinen scharfen Augen sogar den Freithof erkennen, dort oben, ungestört in Gedanken allein mit ihr, wollte er ihre Todtenfeier begehen. Und ohne sich länger zu besinnen, suchte er auf ihm wohlbekannten Holzhauersteigen den Weg zu dem mit dumpfem Brausen über wuchtige Granitblöcke herabstürzenden Seebach und stieg dann aufwärts, nicht achtend der vielen Hindernisse, welche ihm das Gewirre übereinander gestürzter Bäume und das undurchdringliche Dickicht manchmal bereiteten. So kam er an den gespenstigen, abgelegenen Rachelsee mit seinem tiefschwarzen, düsteren, von nie berührtem Urwald umrandeten Wasserspiegel.

Auf einem Granitblocke sich niederlassend, hielt der junge Mann hier Rast. Es war ihm, als zöge ein geisterhaftes Rauschen und Sausen über die Wipfel der Waldriesen. Wie ein riesiges, schwarzes Auge blickte ihm die unheimliche Fluth aus dem tiefen, theilweise felsenumsäumten Kessel entgegen, den niemals ein wärmender, freundlicher Sonnenstrahl beschien, kalt und grauenvoll.

Grauenvoll waren auch die Gedanken, welche Hirn und Gemüth Oswalds an dieser unheimlichen Raststelle durchzogen. Auch er glaubte sich keines freundlichen Sonnenstrahls in seinem Leben mehr erfreuen zu können, es schauderte ihm förmlich vor diesem zukünftigen Leben, das für ihn keinen Reiz, keinen Wunsch mehr hatte.

Ein Sprung in die dunkle Fluth und — er war bei ihr im Jenseits.

Aber nein, beladen mit dieser Sünde, blieb er auch im Jenseits von ihr getrennt. Fragend blickte er aufwärts zu dem kleinen Fleckchen blauen Himmels, das von hier aus sichtbar war. Sein Auge schweifte hin über die hoch in der steilen, felsigen Seewand thronende, von der Morgensonne beleuchtete Pyramide des Rachels.

Dorthin wollte er ja — dort oben würde er die Sonne sehen und den Ort, wo die Entseelte weilte; — aufwärts mußte er!

Fast flüchtigen Schrittes eilte er den steilen Pfad über die Seewand hinauf zur kahlen Felsen-Spitze des Rachels. Sonnenschein war über ihm. Und wie mit

einem Zauberschlage sprühte auch in dem düsteren Gemüth des jungen Mannes ein leuchtender Strahl auf beim Anblick dieser schönen Welt, deren Großartigkeit das Auge entzückte; er fühlte sich freier und gehoben. Wie Hoffnung umschmeichelte es sein Herz und festen Auges sah er jetzt hinab zu dem Orte, wo sie vielleicht gerade jetzt den letzten Weg angetreten.

Und er hatte sich nicht getäuscht. Deutlich vernahm er das Summen der großen Glocke vom Grafenauer Pfarrthurme. Je mehr er sein Gehör anstrengte, desto deutlicher vernahm er es und alsbald trugen die Luftwellen auch das Geläute der anderen Glocken zu ihm herauf. Kein Zweifel, jetzt wurde sie zu Grabe getragen. Im Geiste folgte nun Oswald dem Sarge; im Geiste weilte er an dem offenen Grabe und glaubte die Trostworte des Priesters zu vernehmen, die dahin lauteten, daß der Trennung ein Wiedersehen folgen würde. Und jetzt ließ er sich auf ein Knie nieder und betete unter sanft fließenden Thränen für das Seelenheil der Abgeschiedenen. —

Nochmals einen Blick auf Gottes herrliche Schöpfung werfend, hin über die riesigen Waldmassen des Böhmer- und Bayerwaldes und zu den aus der Ferne grüßenden schneebedeckten Alpen, verließ er die Hochwarte und stieg zu Thal. Dabei pflückte er von den an den Hängen und am Saume der Waldblößen reichlich blühenden Alpenveilchen (Cyklamen) und ordnete dieselben zu einem Sträußchen, das er der Geliebten als letzte Gabe auf's Grab legen wollte. Dies sollte aber

erst nach Sonnenuntergang geschehen, er wollte dort ungestört, ungesehen, er wollte mit ihr allein sein. —

So wußte er es einzurichten, daß er erst bei eintretender Nacht, erhellt durch das bleiche Licht des Mondes, den Freithof von Grafenau betrat.

Ringsumher herrschte die tiefste Stille. Im ersten Augenblick schien es ihm, als drohe sein wilder Schmerz wieder zu erwachen, aber er wich alsbald einer andächtigen Wehmuth. Er legte die Hochwaldsblumen auf den frischen Grabeshügel und indem er sich auf ein Knie niederließ und sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte, sprach er für die Entschlafene ein stilles Gebet.

Er bemerkte nicht, wie sich eine weibliche Gestalt näherte, die in der gleichen Absicht herangekommen, um ungestört am Grabe ihr Gebet zu verrichten. Oswald blickte erst auf, als diese Gestalt ihm gerade gegenüber am Kopfende des Grabes stille stand und betroffen nach dem Knieenden hinsah.

Das volle Licht des Mondes fiel auf das Gesicht des schwarzgekleideten, blassen Weibes. Oswald sah Evi vor sich. Sie stand vor ihm da wie eine überirdische Erscheinung.

„Oswald!“ „Evi!“

Beide riefen es zu gleicher Zeit.

Er war von dieser plötzlichen Erscheinung so ergriffen, daß ihm die Sinne schwanden. Er war genöthigt, sich halbohnmächtig an ein nebenanstehendes, hölzernes Kreuz zu lehnen.

„Oswald, kimm zu Dir!“ rief Evi herbeieilend. „I bin's ja, d' Evi.“

Aber der junge Mann gab keine Antwort.

Das Mädchen wußte nicht, was beginnen. Nach einem Augenblick der Ueberlegung hielt sie es für das Gerathenste, zum nahen Hause des Todtengräbers zu eilen und ihn um Beistand zu bitten.

„Michl,“ rief sie, „gehts schnell in Freithof eini zu unserm Grab. Da liegt a Mann drinn, dem unguat is. Bringts 'n her zu enk. I schick mein' Schwager glei auffa; der wird's weiter b'sorgen.“

„Dös is gwiß a Rauschiga vom Leichentrunk,“ meinte der Todtengräber. „Daß aber der koan andern Platz find't, als 'n Freithof, um sein Rausch ausz'schlafa. No', dem will i 's mit 'n Stecken zoagn, was si' g'hört.“

„Na', na', seids manirli mit eam!“ bat das Mädchen. „Es ist neamd vom Leichentrunk. Aber versäumts enk nöd länger, i bitt enk! Mei' Schwager kimmt glei.“

Damit eilte sie von dannen.

Inzwischen aber hatte sich Oswald erholt. Als er die Augen wieder öffnete, war die Erscheinung verschwunden. War es ein Traum gewesen? War es seine erhitzte Phantasie, die ihm das Bild der Geliebten so lebendig vorgaukelte? Nein, nein, er hatte Evi leibhaftig vor sich gesehen, sie war ihm erschienen aus dem Jenseits, ob ihn zu trösten, ihn mit sich hinüber zu nehmen, das konnte er nicht überdenken. Nur fühlte

er jetzt unwillkürlich ein gewisses Grauen, das ihm mit kalter Hand das Herz umfaßte. Zugleich hörte er vom unteren Eingange in den Freithof her Schritte nahen.

„Evi, thua mit mir, was D' willst!“ rief er aufspringend, und eilte durch die obere Thüre, die nach der Landstraße führte, von dannen.

Einige Male blieb er stehen. Es war ihm, als müßte er wieder zurückgehen, müßte die Erscheinung nochmals sehen. Da hörte er den Todtengräber rufen und eiligst entfernte er sich, um unerkannt zu bleiben.

So war er eine kurze Strecke auf dem Wege nach St. Oswald fortgegangen, als er ein Fuhrwerk nachkommen hörte. Rasch trat Oswald hinter eine am Wege stehende Brechhütte. Das Fuhrwerk kam näher und Oswald erkannte es als dasjenige seines Vetters, des Lusenbauers, der zum Leichenbegängniß gekommen war, und sich beim Leichentrunke so lange verhalten hatte.

Oswald trat vor.

„Vetter, halts, nehmts mi mit!“ rief er ihn an. „I bin's, der Osl.“

Der Lusenbauer zog die Zügel an.

„Jeß, wi kimmst denn Du daher?“ rief er. „Steig nur glei auf. I hon a Botschaft für Di, no' da wirst schaugn! Ja wo bist denn nur gwen? I moan grad, es is a Wunda, daß i Di heunt no' triff.“

Oswald war inzwischen aufgesessen und der Vetter hieb auf das Pferd ein.

„Du bist ja kaasweiß?“ sagte der Bauer jetzt wieder, den Burschen aufmerksam betrachtend. „Du schaugst ja ganz gschreckt aus, grad als wennst an' Geist gsehgn hättst.“

„I hon aa oan gsehgn, Vetter,“ versetzte Osl. „Im Freithof bin i drinn gwen und da hon i — d' Evi gsehgn, wies leibt und lebt. I moan, es vergenga ma d' Sinn, wenn i dran denk.“

„Im Freithof hast es gsehgn?“ fragte der Lusenbauer. „I hon's aa gsehgn —“

„Du aa? Wo?“ rief der Bursche ganz außer sich.

„Beim Leichentrunk — und ihra Muatta, die alt' Evi.“

„Ihren Geist?“

„Warum nöd gar! Gmoant hon i's ja zum Anfang. Kimmt's Deandl mit ihrer Muatta und 'n Maler zur Thür eina, i hon gmoant, es trifft mi der Schlag! Hon i's für 'n Maler sei' Frau ghalten, da hör i zu meina Freud, daß dös Deandl d' Schwester von der verstorbna Malerin is. Da is mir 's Herz leicht worn! Wenn's koa' Leichentrunk gwen war, meiner Seel, i hätt' grad außigjuchezt vor lauter Freud, denn so kann's ja dennast no' recht wern mit Deiner Evi und Du wirst wieder frisch und gsund, wiest es früher gwen bist.“

„Vetter!“ rief Oswald so laut, daß das Pferd einen Seitensprung machte.

„Mach mir mein Gaul nöd scheu!“ erwiderte der Alte.

„Vetter, is dös wahr oder —"

„Dei' Oder kenn i scho'," versetzte der Lusenbauer. „Du moanst, i hon wieder amal an' Rausch? Aber na', heunt hon i d' Kircha beim Dorf lassen."

„Also d' Evi lebt?" fragte Oswald noch immer zweifelnd.

„No', i moan scho'," entgegnete lachend der Bauer. „I hon's essen und trinken sehn und wenn's aa nur weng gwen is, so viel woaß i, daß d' Geister koa' Bier mehr trinken, bsunders wenn's scho' sauer is, wie's heuntige. Woaßt, da is 's nöd schwaar, nüchtern z' bleiben."

„Und woaßt es gwiß, Vetter, daß d' Evi is, die dortmals in der Rosenau und am Bilderstand — und dort in Mader —"

„Ja, ja, ja, ja," unterbrach ihn der Vetter. „I hon ja mit ihrer Muatta g'red't, die hat scho' gwußt davon; aber sie hat gmoant, daß i 's nöd leid, daß 's zam kömmts. Da hon i 's ihr halt gsagt, daß wir alle zwoa des Glaubens warn, d' Evi sei 'n Zaches sei' Frau. I hon ihr's g'sagt, daß i die ganz' Dummheit verschuld't hon und i hon die ganz Remasuri aa glei wieder guat gmacht, denn i hon glei um d' Evi für Di gfreit."

„Gelt, Vetter, heunt bin I bsoffen?" fragte Oswald, mit beiden Händen nach der Stirne greifend.

„Thuat ma load, daß i nöd „Ja" sagn kann," erwiderte der Bauer. „Sehget i dennast aa r amal, wiest di ausnimmst mit an' Tampes."

„Und d' Evi?“ fragte Oswald.

„D' Evi? Ihra Muatta hat versprocha, sie will no' heunt mit 'n Deandl reden, wenns hoamkömmt. Sie is am Freithof ummiganga gwen.“

„Ja, ja, dort hon i 's gsehgn,“ erwiderte Oswald, jetzt leichter athmend, „und drüber bin i schier zu Tod erschrocken. No' jetzt is mir, als wenn mir alle Glieder abgschlagn wern. Woaß nacha d' Evi, daß ma's für ihra Schwester ghaltn ham?“

„Ihra Muatta wird ihr's scho' erzählt ham,“ meinte der Lusenbauer. „Aber da san ma iatzt in St. Oswald, da trinken ma a Paar Maßln auf den Schrecken.“

„Na', na', Vetter, i möcht heunt nimmer unter d' Leut. Wenn's Dir recht is, geh i auf 'n Hof und bleib dort über Nacht. Mir schwindelts im Kopf über dös, was mir alles passirt is und i brauch a Ruah.“

„No' so nimm i a kloans Faßl mit hoam. I muaß heunt no' trinka auf Dei' Glück und der Evi ihra Glück und mei' Glück. Du kannst Di nacha meinetwegen in's Bett legen, Sinnirer. So, da san ma scho'.“

In kurzer Zeit war ein kleines Fäßchen Bier auf dem Wägelchen verpackt und dann ging es weiter, dem Lusenhofe zu.

Oswald sprach fast gar nichts mehr; desto mehr der Vetter.

Auf dem Hofe angekommen, suchte Oswald sofort sein Nachtlager auf, und während der Vetter sein Ver-

säumtes nachtrank, lag Oswald in einer Art Fieberschauer, in welchem die verschiedenen Erregungen der letzten Stunden wirr sein gereiztes Hirn durchzogen. Schließlich war es die lebendige Evi, deren freundliches Bild ihn beruhigend zu schönen Träumen geleitete, in denen er sich bis zum nächsten Morgen wiegte. Gleichwohl konnte er sein Lager nicht verlassen. Er fühlte sich matt und krank.

Der herbeigerufene Arzt bestätigte ein nicht unbedeutendes Fieber, das aber der kräftige Bursche wohl überdauern werde.

Da meinte der Lusenbauer:

„O, wir Waldler san starke Menschen, uns bringt so leicht nix um. Wollts aber wissen, Herr Dokta, was die best' Medizin für 'n Osl is, so verschreibts eam d' Maler Evi.“

Der Doktor war es zufrieden und das Mittel war probat. — —

„Repetiren!“ sagte der Arzt, als er den günstigen Erfolg von Evi's Besuch ersah, den sie in Begleitung ihrer Mutter unternommen. „Repetiren! Immer repetiren!“

„Ganz da bleiben,“ meinte der Lusenbauer, „halt i für no' besser.“

Und dieser Meinung waren auch Oswald und Evi und so wurden hiezu sofort die Anstalten getroffen.

Das Erste war, daß der Lusenbauer unter Ausbedingung einer für seine Bedürfnisse ausreichenden Rente

dem Oswald sein Besitzthum als Eigenthum übergab. Die wirthschaftliche Ausnützung des Holzes auf der verbesserten Säge zu Resonanzholz ließen es dem Alten vernünftiger erscheinen, gar nichts mehr darein zu reden, sondern Osl für seine fernere Lebenszeit sorgen zu lassen.

Als die beiden Vettern zu dem Zwecke der Gutsüberschreibung an das Gericht nach Grafenau kamen, trafen sie dort den Schönauer Girgl mit seiner Tochter, welch letztere soeben den alten Schönauerhof, das frühere Besitzthum ihres Vaters, von dem jetzigen Besitzer wieder käuflich erwarb.

Der Schönauer Girgl ging bereits wieder als mantelmäßiger Mann und machte ein sehr gescheidtes Gesicht.

„No'," sagte er, nachdem er mit dem Lusenbauer den Brisil getauscht, leise zu diesem, „'s best is alleweil, ma' sorgt für gscheide Kinder, die uns 'n Karren wieder außaziagn, wenn ma 'n z' tief eini gschobn ham. Du verstehst mi scho'. Bei mir is 's mei' blauäugigs Deandl, bei Dir der brave Osl. Laß ma's hampern und zoagn ma eahna, wie g'setzt daß 's a Mal wern solln im Alter."

„G'setzt?" fragte der Lusenbauer. „Dös hoaßt so viel, als koan Rausch mehr hab'n? Dös verschreib i nöd g'richtli."

„I aa nöd!" versetzte Girgl lachend. „Aber zamnehma müaß ma uns, daß 's Respekt ham. Wie lang wird's dauern, kimmt a Hochzeiter für mei' flachshaarigs Deandl; der soll si' nacha nur a Beispiel an mir nehma,

denn 's is a groß's Werk aus an' Bedlmo' wieder a reicher Bauer z' wern. Dös macht mir so leicht koana nach, und auf dös bin i stolz."

„Mir is 's recht!" lachte der Lusenbauer. „Werd's nur nöd gegen mi. Schnupf no'mal! Durt kimmt der Gnaden Herr Landrichter. Wenn der heunt mit 'n linken Fuaß z' erst aus 'n Bett gstiegen is, vertreibt er uns unsern Stolz scho'."

Der Gefürchtete schien aber mit dem rechten Fuße den Anfang gemacht zu haben, denn der Anblick des hübschen Nannerls machte ihn „schmalzguat," wie der Lusenbauer nachher sagte.

Nach dem gewöhnlichen Akte der Gutsübertragung gab sich Oswald sofort in „Verspruch" mit Evi. Dem Malerzaches war das allerdings nicht so ganz recht. Er hatte sich auch schon verschiedene Gedanken über Evi gemacht, aber — er tröstete sich. Sein ganzes Herz sollte von nun an nur mehr der Erinnerung an sein Weib und der Kunst gehören, welch letztere ihm in der Schule eines berühmten Münchener Meisters ihre himmlischen Pforten öffnen sollte und er sah sich ahnungsvoll schon als einen der berühmtesten Schüler jenes Meisters. —

Bald kam Oswald und Evi's Hochzeitstag heran. Am Vorabende besuchten die Beiden zusammen die Pfarrkirche in St. Oswald. Nach einem stillen Gebete machte der Bursche das Mädchen auf das verwelkte Sträußchen aufmerksam, welches am Bildnisse des Heiligen noch sichtbar war.

„Siehgst," sagte er, „den ersten Buschen, den's D' mir durtmals am Dreifaltigkeitssunnta geben hast, hon i mein heili Patron vermacht mit der Bitt', er soll mi auf Di vergessen lassen für Zeit und Ewigkeit. Aber der heili Mo' hat an Einsehen g'habt und hat mei' Bitt nöd erhört."

„Um was bitt'st 'n nacha heunt?" fragte Evi schelmisch lächelnd.

„Um gar nix mehr, als daß i b'halt, was i hon; dös langt mir! Und morgen soll 's ganze Bildniß pranga vom schönsten Bleamlwerk zum Dank für 'n heilin Oswaldi."

Evi drückte ihm die Hand zum Zeichen innigen Einverständnisses.

Und als sie andern Tages Einzug hielten in ihrem Hofe, da war es, als zöge ein feierliches Rauschen über den Hochwald hin und kündigte den Neuvermählten das Festgeschenk des „Waldes": ein treues Glück, grün wie der Tann, fest, wie Granit, tief, wie der See am Ray und nie versiegend, gleich den Quellen im Herzen des Waldes.

E n d e.

Adolf Niese, Saalfeld i. Th.

Schmidt, Maximilian,

Gochwalds-Geschichten aus dem Bayerisch-Böhmischen Grenzgebirge (Inhalt:)
Der Mauthner-Flank. - Im Gerzen des Waldes

Jena 1891